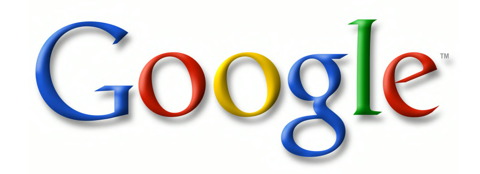
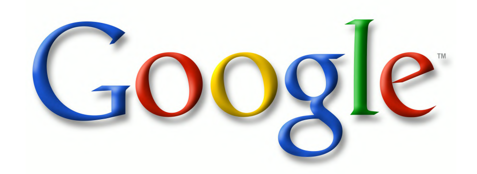




Zur

neuesten Culturgeschichte Deutschlands.

Zerstreute Blätter,

wiederum gesammelt

von

A. F. C. Vilmar.

Dritter Theil:

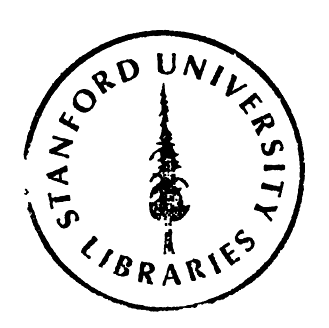
Vermischtes.

Frankfurt a/M.

Verlag von Heyder & Zimmer.

1867.




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Vilmar,

Culturgeschichte.

Dritter Theil.

Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands.

Zerstreute Blätter,

wiederum gesammelt

von

A. F. C. Vilmar.

Dritter Theil:

Vermischtes.

Frankfurt a/M.

Verlag von Heyder & Zimmer.

1867.

SK

Vorwort.

Dieses dritte Bändchen meiner, unter dem Titel „Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands“ vor neun Jahren wiederum gesammelten zerstreuten Blätter aus dem „Hessischen Volksfreund“ von 1848 — 1853 sollte den beiden ersten Bändchen, der ursprünglichen Absicht gemäß, alsbald folgen. Zufälligkeiten verhinderten die Ausführung dieser Absicht, welche seitdem von mir völlig aufgegeben war. Da gleichwol der Herr Verleger gegenwärtig den Abschluß des Werkes, so, wie dasselbe anfänglich angelegt war, wünscht, so habe ich mich diesem Wunsche gefügt. Die Aufsätze des Wiederabdrucks sind auch in diesem Bändchen, wie in den beiden früheren, unverändert geblieben, um den Ton der damaligen Zeit einfach wiederklingen zu laßen, ohne irgend welche, wenn auch noch so naheliegende, Accorde aus der jetzigen Zeit hinzuzuthun. Daß die Zustände, in welchen wir, zumal seit 1866, leben, die schlagendsten Vergleichungspunkte für die Revolutionszeit von 1848 — 1850 darbieten, wird dem Auge eines jeden nur nicht allzu Kurzsichtigen leicht erkennbar sein. Was damals von der einen Seite ohne Erfolg versucht wurde: die wolgeordneten, wenigstens den europäischen Frieden bedingenden Zustände Deutsch-

lands durch die Gewalt zu ändern und an die Stelle des Friedenszustandes den permanenten Kriegszustand zu setzen, das ist seit 1859 von scheinbar ganz verschiedener, in der That von derselben, Seite, wie 1848, mit Erfolg versucht und 1866 schließlich ausgeführt worden. Es bedürfen nicht wenige der Aufsätze, welche in diesen drei Bändchen enthalten sind, nur der Uebersetzung aus der Sprache von 1848 — 1853 in die Sprache von 1859 bis 1866, um auf letztere Periode unmittelbare Anwendung zu finden. Das göttliche Recht stand den Bestrebungen der Revolution von 1848, und steht den Erfolgen von 1866 in gleicher Weise gegenüber. Und auf der Anerkennung oder Verwerfung des göttlichen Rechtes beruhet in letzter Instanz alles was „Culturgeschichte" mit Fug genannt werden mag.

Mit der Zugabe des „Anhangs" habe ich gleichfalls einem Wunsche des Herrn Verlegers entsprochen. Die sechs Artikel desselben gehören dem „Hessischen Volksfreund" nicht an, sondern sind dem größeren Theile nach weit älter, hinsichtlich des kleineren weit jünger als die Periode von 1848 — 1853. Auch sie aber erscheinen, mit Ausnahme des ersten und dritten, welche bedeutende Abkürzungen erfahren haben, unverändert.

Marburg, am 15. August 1867.

A. F. C. Vilmar.

Inhalt.

Vermischtes.

Anhang.

Wißenschaft.

(1851)

Auch mit diesem Worte ist, wie mit den Begriffen der Liebe, der Treue, des Gewißens, wie mit der Sittlichkeit, dem Eide u. s. w. in den letzten zehn bis zwanzig Jahren ein überaus lästerliches Spiel getrieben worden — wovon wir übrigens nicht dießmal, sondern, wenn es Gott gefällt, demnächst umständlicher handeln wollen. Die Wißenschaft, d. h. die Anwenduug der dermaligen zufälligen Regeln der Erkenntnis, welche bekanntlich mit jedem Menschenalter sich ändern, und die Ergebnisse dieser Anwendung, welche, ihrer Natur nach, späteren Ergebnissen von Geschlecht zu Geschlecht, oft von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, ja nicht selten von Jahr zu Jahr weichen müßen, dieße Wißenschaft sollte das einzige Gewisse und unbedingt Zuverläßige, mithin auch der einzige Maßstab des menschlischen Lebens sein.

Daß man in so stillen, theilweise dumpfen Friedenszeiten, wie es die letzten dreißig bis vierzig Jahre waren, auf dergleichen Verkehrtheiten verfallen konnte,

ist freilich zu entschuldigen, um so mehr, als der gegenwärtigen Generation schon die vorhergehende, ja eine dritte ältere bereits tief im vorigen Jarhundert vorgearbeitet hatte. Daß man, wenn man lange Jahre in der Bücherstube, im Apparatensaal oder im Laboratorium geseßen und die Welt nur durch das Fenster, auf Spaziergängen, aus den Zeitungen, höchstens aus Abendgesellschaften, wißenschaftlichen Reisen, wißenschaftlichen Versamlungen kennen gelernt hat, auf die Meinung gerät, die Welt gehorche unseren Gedanken in ganz gleicher Weise, wie Feder und Papier, wie die von der Kritik zermarterten geduldigen alten Schriftsteller, wie die chemischen Stoffe und Reagentien, wie die zergliederten Insecten oder die abgezälten Vogelfedern, — das mag als eine gutmütige Selbstteuschung und gelehrte Singularität oder Querköpfigkeit immer hingehen. Aber wenn diese Männer der Wißenschaft Ernst aus diesen süßen Bücherträumen und Laboratoriums-Einbildungen machen, wenn sie hinaus in das Leben mit dem Anspruche treten, als geschickte Weltordner bloß darum zu gelten, weil sie gute juristische Deductionen, gute Geschichtswerke, gute anatomische Bücher oder am Ende gar gute Grammatiken geschrieben haben — so soll man sie billig auslachen.

So ist es nun seit zwei Jahren her gegangen. Die Männer der Wißenschaft haben auf dem Gebiete des wirklichen Lebens, auf dem Gebiete der Politik nichts als Auslachenswertes zu Stande gebracht. Und wenn es nur nichts Schlimmeres wäre, als Auslachenswertes, was sie zu Tage gefördert haben!

Nun ist es aber auf dem Gebiete der Wißenschaft, wie sich das Ding, welches diesen Namen führt, zumal in den letzten Menschenaltern (aber auch schon in früheren Jarhunderten) gestaltet hat, so bestellt, daß auf demselben Jeder für sich Recht behält und sein Recht behauptet, und wenn man ihm auch zehnmal das Unrichtige seiner Beobachtungen, Forschungen, Schlüße und Folgerungen nachweist. Er gibt niemals gewonnen — sonst wäre er eben kein Mann der modernen „Wißenschaft". Von dem Gange der Gedanken, den er einmal eingeschlagen hat, läßt er nicht, kann auch wirklich, wie es jetzt mit der sogenannten Wißenschaft steht, nicht davon laßen, ohne sich „wißenschaftlich zu ruinieren". Zudem steht in dem Gebiete der menschlichen Forschung und Erkenntnis Manches allerdings entweder für immer, oder doch auf Menschenalter hinaus wirklich so fest, daß davon gar nicht abgegangen werden kann, ohne Thorheiten zu begehen und die lächerlichsten Sprünge zu zu machen. Dieses Feststehen wißenschaftlicher Sätze verführt aber nun dazu, diese Sätze, welche in der einzelnen Wißenschaft allerdings unbedingte Maßstäbe sind, auch in allen anderen Dingen als eben so untrügliche Maßstäbe zu betrachten, oder gar zu meinen, in ähnlicher Weise durch Forschung und Berechnung auch auf allen anderen Gebieten gleiche Maßstäbe finden und aufstellen zu können. Daß auf den anderen Gebieten des Lebens noch ganz andere Dinge erforderlich sind, als die stille, ungehemmte Forschung und die arithmetisch genaue Berechnung, z. B. auf dem Gebiete der Kirche Glaube, der den ganzen Menschen bis in seine Tiefen

erfaßt, auf dem Gebiete der Politik Erfahrung, starker Wille, fester Character u. s. w., das bleibt ganz außer Anschlag. — Endlich muß noch erwähnt werden, daß man längst, und nicht mit Unrecht, dahin übereingekommen ist, den „Gelehrten" die Verstöße, welche sie außerhalb ihrer gelehrten Welt machen, nicht anzurechnen. Nun wird dieß aber freilich auch auf das politische Gebiet übergetragen, und es heißt hier: „mögen sie Fehler gemacht haben, sie bleiben doch große Männer"! Richtig, nur nicht große Politiker. Aber da vermischt man, oft allerdings mit Willen und Wißen, den großen Gelehrten und den kleinen Politiker, und die schlechten politischen Erfolge werden dem Gelehrten nicht angerechnet, während es sich doch recht gut mit einander verträgt, daß Friedrich Dahlmann ein guter Historicus und der allerunglücklichste Politicus, Jacob Grimm in der Sprachforschung der größte Mann und in der Politik noch nicht einmal ein kleines Kind ist.

Daher kommt es denn, daß die Männer der „Wißenschaft" sich auch durch die ungünstigsten, durch die lächerlichsten, durch die verderblichsten Erfolge ihres Wirkens auf dem Gebiete der Welt und des öffentlichen Lebens schlechterdings nicht belehren laßen, auch so lange die „Wißenschaft" ihre jetzige Gestalt behält, nimmermehr werden belehrt werden. Sie vertrauen unabänderlich darauf, daß wie die Gegenstände der Wißenschaft sich unbedingt nach ihren Gedanken richten müßen, so auch die Welt sich diesen Gedanken anzubequemen genötigt sei, oder mit andern Worten, die wir oft genug gelesen und gehört haben, „daß die Welt allein von der

Wißenschaft regiert werde“. Kein fehlgeschlagener Plan macht sie irre, kein Unglück in der Welt schreckt sie, keine Lächerlichkeit berührt sie. Sie haben Recht und behalten Recht — wie denn die Gelehrten nicht selten in sehr auffallender und lächerlicher Weise im gemeinen Leben Rechthaber, sind, ohne daß ihnen die wunderliche Rolle, die sie spielen, jemals zum Bewustsein käme.

„Die Wißenschaft ist es allein, welche die Gegensätze in der Kirche vermitteln und versöhnen — die Wißenschaft ist es allein, welche die Gegensätze in der Politik ausgleichen und einigen kann“! Diese Redensarten haben wir lange Jahre ertragen müßen, und wir hören sie noch heute.

Aber heut zu Tage wird es erlaubt sein, diese Redensarten für kindisch zu halten.

Woher das alles? Darüber vielleicht demnächst einmal, wenn wir etwa uns das Gespenst „Wißenschaft“ zu citieren Lust und Muße haben sollten. Aber eine oder vielmehr die Hauptquelle dieser greisigen, dem kindisch gewordenen Alter angehörenden Thorheit unseres Zeitalters wollen wir jetzt gleich nennen: die Wißenschaft jeder Art hat sich von dem Gesamtleben des Menschen, von dem Gesamtleben der Nation und vor allem von dem Gesamtleben des Glaubens willkürlich losgerißen. Die Wißenschaft unserer Zeit ist ein vollkommenes Vorbild der Anarchie der Geister, welche 1848 auf der Gaße herschte, und für welche noch heut zu Tage die Mehrheit unserer Volksgenoßen in halbem Wahnsinne schwärmt.

Die Spaltung.
(1851.)

Wie kommt es, daß wir jetzt so sehr weit von den Alt-Liberalen, den Constitutionellen, entfernt sind, während doch 1848, 1849, und sogar in den Jahren vor 1848, die Kluft nicht so gar groß war? So hört man jetzt mitunter fragen, und wir finden die Frage in Kurhessen, wo die Kluft in der That sehr groß geworden ist und größer als sie sich irgendwo in Deutschland findet, ziemlich begreiflich. Auf eine solche bittere Feindschaft, die sich oft geradezu wie Wut geberdet, und wie wir leider hören, nicht so ganz selten zu förmlichen Ungezogenheiten und Gemeinheiten in geselliger Beziehung geführt hat, mögen nur Wenige von uns gefaßt gewesen sein.

Aber es will eben alles an den Tag kommen, und wenn das nur gründlich und vollständig geschieht, wie es allerdings jetzt den Anschein hat, so ist eine solche Nacktheit doch immer beßer, als die teuschende Verhüllung von 1848, oder von 1849, oder gar von den Vorjahren.

Ja, man stand freilich mit den Altliberalen vor 1848 auf einem gemeinschaftlichen Boden — aber vergeßen wir nur dabei nicht: auf einem gemeinschaftlichen Boden des äußeren Lebens: der geselligen Beziehungen, der Kunst, und vor allem der Wißenschaft. Der gemeinschaftlichen Punkte des innern Lebens waren sehr wenige. Indes ist es in ruhigen und gleichgültigen Zeiten auch nicht zu verschmähen, wenn nur äußere

Lebensgemeinschaft vorhanden ist, und die letztere verkümmern oder stören oder gar abbrechen zu wollen, weil nicht auch vollkommene innere Lebensgemeinschaft vorhanden ist, haben wir unseres Orts allezeit für lächerlichen, kindischen Dünkel und knabenhaften Mangel an Lebenserfahrung gehalten. Auch erinnern wir uns nicht, daß von unserer Seite, so weit nur unsere Kunde innerhalb und außerhalb Hessens reicht, eine Störung oder ein Abbrechen der vorhandenen äußeren Lebensgemeinschaft vorgekommen, kaum von fern veranlaßt worden wäre. Dagegen fehlte es an solchen, oft erbitterten, zuweilen hämischen Versuchen von Seiten der Altliberalen aus den früheren Jahren keineswegs, und wer nur etwas mehr als gewöhnliche Sagacität besaß, konnte schon 1846, ja 1845 recht füglich das voraus ahnen, was 1851 wirklich geschieht und geschehen ist.

Inzwischen im Ganzen durfte man die Alt-Liberalen und Constitutionellen doch für verständige und ehrenwerte Männer halten, die nur theoretisch eine politisch verkehrte Richtung genommen hätten und durch die Erfahrung, der sie sich, wenn sie ihnen dargeboten würde, zuverläßig nicht verschließen würden, noch zur Zeit nicht belehrt worden seien. Man verstand unter diesen constitutionellen Doctrinärs zwar sehr kurzsichtige und theoretisch äußerst eigensinnige, auch inconsequente, rhetorisierende und mitunter wißenschaftlich etwas leichtfertige, aber keineswegs unbelehrbare, politisch unfähige und von Eigendünkel ganz und gar verblendete Menschen.

Wer diese Meinung von ihnen hatte, wie wir sie

hier anstellen — und sie war die Meinung aller Billigen und Friedfertigen auf unserer Seite, zu welcher sich selbst Solche gern herbei ließen, die entweder von dem Innern jener Menschen bereits mehr gesehen oder die Zukunft schärfer durchschaut hatten, als daß sie sich so ganz gutmütig und unbesehens hingegeben hätten — wer diese Ansicht von den altliberalen Doctrinärs hatte, der mußte der sichern Hoffnung sein, es würden dieselben nach dem gänzlichen Scheitern des Frankfurter Verfaßungswerkes und nach der Niederlage dieser Partei, welche eingeständlich einer Zersprengung und Vernichtung gleich kam, sich als wirkliche Politiker zeigen, d. h. mit festerem Schritt einen neuen Weg einschlagen, welcher nach der Stellung, welche sie in der Frankfurter Nationalversammlung eingenommen hatten, in seiner Richtung nicht zweifelhaft sein konnte.

Damals haben wir diesen Leuten, vielleicht auch sie uns, am allernächsten gestanden, und Manche von uns haben damals eine Verständigung mit ihnen für nicht unmöglich, die Gutmütigsten unter uns wol gar für warscheinlich gehalten, weil sie bei ihnen dieselbe Unbefangenheit und Billigkeit, und wenigstens eine ähnliche Selbsterkenntniß voraussetzten, wie wir sie haben.

Aber unsere altliberalen Doctrinäre ließen sich auf den Gothaer und bald auf den Erfurter Weg verlocken, und hatten es bald gar keinen Hehl, daß sie das Scheitern ihrer Theorieen nicht den Theorieen, nicht sich selbst, sondern einzig und allein äußeren Umständen zuschrieben. Diese Umstände wurden scheinbar wieder günstiger, ja

in ihren Augen vielversprechend, vortrefflich. Damit wurde denn auch, schon gegen das Ende des Jahres 1849, ihre Sprache wieder herber, ihre Anmaßung auffallender, und man sah wol, ihre scheinbare Billigkeit und Milde 1848 und in der ersten Hälfte 1849 war nur daher gekommen, daß sie uns für völlig und auf immer vernichtet oder wenigstens eben so zersprengt und aufgelöst hielten, wie sie selbst es waren. Als sie merkten, daß wir nach wie vor vorhanden blieben und nunmehr sogar eine verhältnismäßig günstigere Stellung hatten, als früher, sie eine ungünstigere, begann der alte Neid, aber stärker als vorher, sein altes Spiel. Denn wer nach einer Niederlage sich nicht corrigiert — das ist alte und allgemeine Regel — wird schlimmer als er vorher war. Auf demselben Standpunkte bleibt er nicht stehen, auf welchem er vor der Niederlage stand.

Es folgte trotz aller Concessionen eine Niederlage auf die andere, und zwar jedesmal da, wo sie am allersichersten auf den unfehlbaren Sieg gerechnet hatten: in der preußischen Verfaßungssache, in der Erfurter Union und en-bloc-Annahme, in der Schleswig-Holsteinischen, endlich in der kurhessischen und damit in der Angelegenheit der Gesamtverfaßung Deutschlands. Was nach der ersten Niederlage eingetreten war: statt eines, damals sehr leichten und sehr vorteilhaften Eingeständnisses des Irrtums, festeres Beharren auf demselben, trotzigeres Geltendmachen desselben, das wiederholte sich, nur jedesmal schärfer, bitterer, giftiger, nach jeder neuen Niederlage. Jedesmal wurde das Eingeständnis der Schuld schwieriger, ärgerlicher — zuletzt unmöglich.

Sie haben sich selbst geschlagen, und nicht wir sie; aber in ihren Augen sind wir ihre Sieger (daß es Gott sein könnte, fällt ihnen natürlich nicht ein, denn „der Mangel ihrer Partei ist, daß sie keine Religion hat"), wir ihre Feinde, die nur nach ihrer Vernichtung lechzen. Wir hatten das nicht nötig; die Vernichtung kam wol von selbst.

Sie müßten jetzt die gänzliche Erfolglosigkeit aller ihrer Mittel, die völlige Ziellosigkeit aller ihrer Wege bekennen; sie müßten ihre Niederlagen aufzälen in langer Reihe, als ganz und gar hoffnungslose Niederlagen. Sie müßten anfangen zu dienen in der Politik, während sie von der festen Ueberzeugung ausgiengen, sie, und zwar sie allein, würden herschen; sie müßten uns dienen, während gerade wir in ihren Augen nur zum Dienen unter ihrem unbedingten Befehl bestimt waren.

Das ist zu viel; das ist für eine Partei, deren Charakter, wie sich nun zeigt, unbedingte Herschsucht, gepaart mit unbedingter politischer Unfähigkeit ist, allerdings zu viel. Das ist zu viel, das ist unmöglich für eine Partei, welche eingeständlich „den Mangel hat, wenn es einer ist, das Christentum in ihrem System nicht unterbringen", und „für die Kirche nur den Raum des Privatlebens verstatten zu können". Wer aber anders, als ein Christ, wird seine Irrtümer und Fehler bekennen?

Da bleibt nichts übrig als der Haß, welcher gegenwärtig eine Kluft bereitet hat, die freilich auch wir,

wenn gleich wider Willen, in diesem Augenblick für unausfüllbar halten müßen.

Möglich, daß noch Zeiten kommen, in welchen dieselbe von Seiten einzelner Individuen ausgefüllt wird. Darauf wollen wir gern hoffen. Aber das wollen wir nicht vergeßen, daß in den niederen politischen Regionen der Haß eines der allerwirksamsten Parteibindemittel ist, und auf diesem Wege die Partei, freilich nur durch neue Verbindung mit den Demokraten, stärker werden könnte, als sie 1848 war.

Menschenkenntnis und Seelsorge.

(1851.)

An den beiden Dingen, welche die Ueberschrift nennt, hat es lange Zeit, hat es Menschenalter hindurch unter uns gar sehr und sogar fast ganz gefehlt; die Worte, die Namen hatte man ja — und das erste der beiden Worte ist sogar ein neues, seit kaum hundert Jahren in Gebrauch gekommenes — aber an den Sachen fehlte es. Die Fähigkeit, den Character des Menschen zu beurteilen, aus einer Aeußerung desselben richtige Schlüße für das gesamte Gepräge der geistigen Natur desselben zu machen, mit Sicherheit zu bestimmen, durch welche Mittel anziehend oder abstoßend auf ihn gewirkt werden könne, wie er sich in den Weltverhältnissen benehmen und welche Eindrücke dieselben auf ihn machen werden, zu welcher Thätigkeit und Wirksamkeit er sich eigne — und das ist es, was man im Allgemeinen

Menschenkenntnis nennt — ist freilich eine Gabe, die keineswegs dem Einen wie dem Andern in gleichem Grade eigen ist, die sich aber doch auch pflegen und ausbilden läßt, und von Niemanden vernachläßigt werden darf, wenn er anders in der Welt, unter den Menschen, irgend etwas wirken und ausrichten, vielleicht gar Menschen leiten und irgend einen auch noch so kleinen Theil der menschlichen Gesellschaft regieren will. Aber an dieser Pflege und Bildung jener Gabe hat es gänzlich gefehlt, ja man war nicht allzu weit davon entfernt, diese Gabe gänzlich wegzuleugnen — freilich zunächst der Sache und nicht dem Worte nach. Aber auch an letzterer Thorheit hat es nicht ganz gefehlt; gab es doch einen tollen Schulmeister (er hieß Mr. Jacotot und wohnte seiner Zeit in Brüssel), welcher ein ganzes Unterrichtssystem darauf baute, daß alle Menschen ursprünglich ganz gleiche Anlagen und Fähigkeiten hätten, womit er denn gar Viele, welche ohnehin schon Anlage zu der neumodigen Narrheit hatten, gleichfalls toll und thöricht machte. Was Jacotot aussprach, das war, wenn auch unausgesprochen, der Grundsatz vieler tausend Anderer, ja vielleicht der Mehrheit: die Menschen waren ein für allemal in Anlagen, Fähigkeiten, Ansprüchen und Rechten vollkommen gleich; einen ausschließlichen Beruf für irgend etwas sollte es nicht ferner geben, am wenigsten einen Beruf zum Regieren und einen andern ihm gegenüberstehenden zum Regiertwerden; selbst Erlebnisse und Erfahrungen wurden für nichts geachtet, weil diese von der neuen „Wißenschaft des Geistes“ völlig überflüssig gemacht wurden. Wo diese Ansichten gelten, wie kann

da noch von Menschenkenntnis die Rede sein? wer will sich, wenn man ja zum Voraus weiß, daß es eigentlich gar keine hervorragende Fähigkeit gibt, sondern daß alles Hervorragen auf Misbrauch, auf „Verkennung der Menschenrechte“ beruht, und daß sich jedenfalls die Kenntnis der Menschen auf das Gründlichste aus der „Wißenschaft des Geistes“ mit Leichtigkeit schöpfen laße, noch die Mühe geben, Menschen kennen zu lernen? sie kennen zu lernen aus dem Leben und auf dem langen und mühseligen Wege der Erfahrung?

Auf diesem gänzlichen Mangel an Menschenkenntnis beruhet, in so fern wir nicht tiefer gehen und nur bei den äußerlichen Erscheinungen stehen bleiben wollen, unsere ganze Revolution von 1789 an bis auf den heutigen Tag. Darauf beruhen die socialistischen und communistischen Wahnwitzigkeiten, darauf beruht unsere Demokratie, sowol die der Gaßen, als die in weißen Halsbinden und Glacehandschuhen; darauf beruht aber auch, und zwar ganz besonders, der Liberalismus oder die Halbdemokratie. Der Sinn für die Eigentümlichkeit, in welchem alle Menschenkenntnis wurzelt, war sehr allgemein abgestorben, und so meinte man, die Welt nach allgemeinen Begriffen und Schablonen zurecht zu machen, gleichförmig gestalten und gleichförmig regieren zu können — versteht sich, ohne alle Mühe.

Wo es nun so gänzlich an Menschenkenntnis fehlt — wo will da Seelenkenntnis herkommen, zu welcher die Menschenkenntnis doch nur die allgemeine Vorbedingung und erste Grundlage ist? Wo man die Menschenkenntnis, das Aeußere, thatsächlich hinwegleugnet,

wie sollte man die Seelenkenntnis, das Innere, anerkennen? Wo aber keine Seelenkenntnis vorhanden ist, da ist vollends an keine Seelsorge zu denken. An dieser hat es nun seit Menschenaltern fast gänzlich gefehlt, und darum hat die Kirche, jedoch die evangelische in weit höherem Grad als die katholische, den Einfluß auf die Seelen, die Gewalt über die Geister verloren; dieser Verlust aber ist unter den Ursachen unserer revolutionären Zustände warlich keine der letzten.

Wo schöpften unsere Anfänger des geistlichen Amtes ihre Seelenkenntnis? und wie schöpften sie dieselbe? Gewis ist die Erinnerung daran für diejenigen, welche seitdem ihren Beruf und dessen Aufgaben kennen gelernt haben, eine der unerfreulichsten; für Manche, wie für den Schreiber dieser Zeilen, ist sie eine unaussprechlich widrige Erinnerung. Man hörte auf der Universität ein Collegium über „empirische Psychologie" (wer es nämlich bis zum Ende aushielt, was hoffentlich nicht Alle von sich rühmen können), und las einige, die Fleißigsten vielleicht einen Haufen, Bücher desselben Titels. Und was hörte man in jenem Collegium und las man in diesen Büchern? Nichts als Reflexionen, Betrachtungen, Speculationen, Theorieen, Vermutungen, welche in manchen Büchern und Collegien in das Endresultat ausliefen: „daß man eigentlich von der Seele nichts wiße" was doch wenigstens ehrlich war, nur hätte man für dieses Endergebnis seinen Louisdor lieber in der Tasche behalten. Von einer Erfahrung — wovon doch Bücher und Collegien den Titel führten — war gar nicht oder kaum die Rede, am wenigsten von

praktischer, lebendiger Erfahrung. Auch die genaueste Kenntnis, so weit sie ein bloßes Wißen, ein bloßes, wenn auch noch so genaues Betrachten von Außen her ist, hilft zur Stärkung des Willens, zur Erhöhung der eigenen Lebenskraft, zur Erweckung und Uebung des Geschickes im Leben, sogar zur Schärfung des Urteils über Seelenzustände auch nicht das Mindeste — so wenig wie durch die genaueste Kenntnis der Anatomie Jemand zum Arzte, oder, wie durch die genaueste Kenntnis der mathematischen Formeln Jemand wol zum ausgelehrten Mathematicus, aber leicht auch zum ausgeleertesten Hohlkopf wird, der vielleicht kaum dividieren kann, wovon wir Exempel haben. — Jene ältere „empirische Psychologie" aber war nicht einmal weder genau noch tief eingehend, sondern so oberflächlich, dürftig und trocken wie nur möglich — Schemata und Namen, zu denen keine Sachen gehörten, das war Alles.

Dabei blieb es denn auch. Der künftige Geistliche, noch dazu mit einer kläglichen, oft kindischen, Moral gefüttert, und mit einer Dogmatik, die oft nicht viel beßer war, als die Moral, welche indes beide auf wirkliche Bedürfnisse wirklicher lebendiger Menschenseelen nimmermehr, sondern nur auf leichte und luftige Spiele mit allerlei Elementarbegriffen, auf ein ABC von Formeln und Rechenexempeln gegründet war, hatte damit von der Seele und deren Leben, Lieben und Leiden alles gehört, was zu hören und zu lernen war — er hörte und sah nichts weiter von dem Seelenleben derer, deren Seelen auf seine Seele gelegt werden sollten. Er fieng in Gottes Namen an zu predigen — doch in

Gottes Namen? nein! im Namen dieser Welt und ihres Leichtsinnes — so allgemein, so darüber hinaus, in so oberflächlichen abstracten Formeln, Schematen und Begriffen, wie er das gelernt hatte, und je allgemeiner und flauer seine Predigten waren, für desto beßere Reden galten sie gewöhnlich. Er wußte ja nicht einmal, daß er arme Seelen vor sich hatte (dieses Wort kommt in keiner „empirischen Psychologie vor), geschweige denn, worin sie arm waren, am allerwenigsten, daß sie, wenn auch ihrer eigenen Armut unbewust, doch in der tiefsten Tiefe leise seufzten nach einem Reichtum, ja oft nur nach einer armseligen Gabe, nach einem Heller, wenn es nur ein wirklicher greifbarer Heller war, den er ihnen von der Kanzel herab reichen sollte. Das alles wußte er nicht; er hatte ja auch nichts, auch nicht einmal einen einzigen Heller, den er ihnen hätte reichen können. Wo wußte er etwas von der Abgeschloßenheit, Starrheit und Vereinsamung der einen Seele, von der Aufnahmefähigkeit, Weichheit, Zerfloßenheit der andern? von der Gebundenheit der einen und von der Freiheit der andern Seele? von dem Trotze der einen und von der thierischen Furchtsamkeit der andern? von der Trübheit der einen, die zur Stumpfheit, und von der Heiterkeit der andern, welche zur Albernheit führt? wo kannte er die Wege und Pfade und einsamen Stiege, welche der Hochmut geht, der Seelenverderber? ja wo kannte er nur die Schlupfwinkel und Schleichwege der Augenlust, und wäre es auch nur der gröbsten Aeußerung der Augenlust, des Geizes? wo kannte er selbst nur die geheimen Verstecke der Fleischeslust nnd deren Stufen

bis zum Abgrunde hinab? — Wer hat jemals über diese Dinge predigen hören, so predigen — und wenn man es überhaupt einmal thut, so kann man nicht anders — daß die zuhörenden Seelen allesamt innerlich aufzuckten, als sprüheten eitel Feuerfunken von der Kanzel herab, oder aufatmeten wie die Blätter im grünen Walde, gleich als thaueten warme Regentropfen auf sie nieder?

Und wo war die Beichte, in welcher dieses alles und noch tausend andere Dinge zur Sprache kommen mußten? wo sich nach und nach alle Fäden des Herzens bloß legten, daß man sie in die Hand faßen und daran reißen konnte, um einen furchtbaren aber wohlthätigen Schmerz hervorzurufen, oder waren sie willkürlich und voreilig bloß gelegt, mit leisen Fingern wieder zusammen legen und in das arme kranke Herz wieder verbergen konnte, damit es langsam genese unter der heilenden Hand von den willkürlich sich selbst geschlagenen Wunden? — Eine Beichte ist ja gar nicht vorhanden!

Und wo war der Trost für die leiblich Kranken und für die Sterbenden? Ach du sollst ja nicht von der Stärke der Seele, und von dem Mute und von der Geduld und von der „Unsterblichkeit der Seele“ mit ihnen reden, sondern du sollst ihnen Stärke, Mut, Geduld und vor allem ewiges Leben selbst geben, Hast du Stärke, so gibst du Stärke, hast du Mut und Geduld, so gibst du Mut und Geduld, hast du ewiges Leben in dir, so gibst du ewiges Leben, auch ohne viel zu sprechen, einzureden und vorzureden, ja ohne alle Worte. Daß aber deine Seele diese Kraft hat und daß

zwei Seelen so miteinander stehen können, davon hat dir freilich deine „empirische Psychologie“ nichts gesagt. Nicht wahr, in deiner ganzen Psychologie kam das Wort „Gebet“ und das Wort „Opfer“ nicht vor, auch nicht einmal das heidnische Gebet und Opfer und die Wirkung derselben bei den Heiden, wiewol doch auch diese menschliche Seelen hatten, gleich wie wir, und demnach doch einigen Anspruch darauf machen könnten, in deiner „empirischen Psychologie“ vorzukommen, wenn dieselbe sich ja „vorsichtig objectiv“ halten und in ihrer Weisheit vom Christentum, und von Dem, der die Seelen aller Seelen in sich trug, von dem armen Bethlehemskinde, keine Notiz nehmen wollte?

Das wäre doch eine Seel*sorge*, ja eine rechte Seelen*pflege*, wenn man so auf die Seelen sich innerlich verstünde, wie wir es im Vorhergehenden gemeint und anzudeuten versucht haben, wenn man allen Strömen und Wogen und Wellen des wunderbaren Meeres, welches im Menschenherzen unter dem Namen Seele sich bewegt, nachzugehen vermöchte, wenn man die lauten rauhen Schreie der einen und das zarte flüsternde Saitenspiel der andern, die wenigen tiefen Töne der dritten und die unendlichen Tonstufen und Accorde der vierten Seele alle in der eigenen Seele widerklingen laßen könnte — allesamt widerklingen auf dem Resonanzboden der Liebe, und ihnen antworten mit dem Lobgesang der Engel: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wolgefallen — ihnen antworten, der einen mit dem Donner des Gesetzes und der anderen mit den Liebesworten des

himmlischen Bräutigams, allen aber mit der Stimme der Gesetzeszucht, mit dem Rufe der Buße und mit dem Glockenklang des seligmachenden Glaubens.

Wäre das nicht eine rechte Seelsorge? Eine rechte Seelsorge, würde sie auch vor der Hand nur von der Kanzel herab geübt, weil zur Privatseelsorge in dieser Weise noch nicht genug Uebung, Handhabe und Gelegenheit, die Privatbeichte aber bis dahin überhaupt noch nicht wieder vorhanden ist? —

Da predigen sie aber zu ganzen Viertelstunden von dem exegetischen Zusammenhang, in welchem die Texteswörte mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden stehen, und in welchem wieder ein Vers mit dem andern steht, und machen sich ein Gewißen draus, wenn nicht alles so recht klar, umständlich und logisch auseinander gesetzt ist, so klar, so umständlich und logisch, daß die armen Seelen vor lauter Logik und Exegese den Zitterfrost bekommen. Und dann kommt das Thema, zwar jetzt nicht mehr „von der Schönheit der Tugend" mit dem obligaten Lied 344 des niederhessischen Gesangbuchs, auch nicht mehr „von dem weisen Plan des menschenbeglückenden Jesus", aber doch eigentlich wieder dasselbe, nur in den Ton des „Glaubens" übersetzt, und darauf die Division 1, 2, 3 und die Subdivision abermals 1, 2, 3, a, b, α, β, theoretisch, praktisch, paränetisch, alles richtig in argumentis et clausulis, alles herzlich gut gemeint, aber herzlich unwirksam und leider auch herzlich langweilig. Ach denkt doch an die armen Seelen, die ihr vor euch habt, und die nichts wißen, wol aber etwas haben wollen! Denkt doch an eure eigene arme Seele!

Betrachtet euch doch dafür eine Woche lang irgend eine arme Seele, und wäre es eure eigene, und geht ihr nach nur auf einem einzigen ihrer vielen Wege, wie sie, nach Luthers Uebersetzung von Jeremias 17, 9 (die freilich nicht richtig und dennoch richtig ist) sieben Tage lang zwischen Trotz und Verzagtheit schwankt und hin und her gerißen wird, weil sie auf die Dinge in der Welt hofft oder sich vor der Welt fürchtet, oder weil ihr das innere Auge zugebunden ist, oder weil sie trunken und voll geworden ist von überflüßiger Seelenspeise, oder weil sie die Zucht des Gebets nicht geübt hat und so ferner. Geht doch einmal eine Woche lang einer Seele nach von den niedrigsten fleischlichen Gelüsten, z. B. der Freßgier, an bis hinauf zu den feinen Anwandlungen, wo die Fleischeslust in die Augenlust übergeht, durch alle diese, beinahe unzähligen Stufen, und sucht auf einer jeden die Abkehr und Entfremdung von Gott, sucht auf einer jeden die Abgötterei und die Lieblosigkeit, sucht auf einer jeden die Verzagtheit und den Trotz zugleich! Thut doch das einmal, und predigt Sonntags eure Betrachtungen vor der Gemeinde aus. Ihr werdet dann gewis nicht gar lange predigen, schwerlich auch besonders „logisch", aber gewis nicht langweilig und vielleicht so warm, daß die Leute auch im dicken Winter für dasmal nicht frieren.

Wenn ihr das thut, so bekommt ihr nachgerade, hier langsamer, dort schneller, aber gewis, auch wieder Vertrauen bei eueren Gemeindegliedern, und nicht allein Vertrauen, sondern auch geistliche Ergebenheit, geistlichen Gehorsam. Wenn sie merken und fühlen, daß Ihr in

ihre Seelen hineinzusteigen und die verborgenen Winkel zu beleuchten versteht, wenn sie merken, daß Ihr sie kennt bis auf das Kleinste, auch ohne daß sie Euch etwas gesagt haben oder Ihr ihnen etwas abgefragt habt, dann sehen sie in Euch nicht allein ohne Widerwillen, sondern allmälig gern, als etwas, was natürlich ist und sich von selbst versteht, den „geistlichen Herrn“, eine Bezeichnung, die jetzt wahrer Spott und Hohn ist. Damit habt ihr Gewalt über die Geister. Aber ihr bekommt diese Gewalt nun und nimmermehr, so lange ihr fortfahrt, flau und blau allgemein zu predigen, Reden zu halten, die man „schön“ findet und bewundert, die aber Niemanden weder lieb noch leid sind.

„Wie aber soll ich das alles anfangen? wie soll ich das lernen?“ Lieber Freund, an einer rechten Anweisung, die Dir das alles so in die Hände gäbe, fehlt es freilich; aber lerne Dich nur selbst in dem Spiegel des göttlichen Wortes kennen. Lies die Schrift täglich, nicht als Theolog, der Hengstenberg und Gieseler, der Harleß und Tholuck, Julius Müller und Nitzsch „mit Nutzen gehört hat“, sondern als armer Sünder. Und dann betrachte Dir die Welt. Jeder Zeitabschnitt legt gewisse Richtungen der menschlichen Seele, gewisse Fasern des Herzens vorzugsweise nackt und bloß, so daß sie jeder, der aus der Schrift gelehrt ist, leicht bis in ihre feinsten Feinheiten verfolgen kann. So ist unsere Zeit besonders auf die Erkenntnis des Hochmuts gewiesen. Studiere diesen im Leben selbst, und Du wirst, eben als Seelsorger, dermalen vielleicht nichts Fruchtbareres, aber auch nichts Nötigeres zu thun haben.

Wer unternimmt es aber, ein recht evangelisches Pönitentialbuch zu schreiben, wie die katholischen Pönitentialbücher zu ihrer Zeit und in ihrer Art waren? Die evangelische Kirche hätte wol Not, aus ihrem gewis berechtigten Satze von der Sünde auch einmal nach den Sünden herabzusteigen, und in ihrem Sinn und kraft des allein seligmachenden Glaubens die Casualmoral zu cultivieren. Als ein Uebungs- und Elementarbuch wäre ein solches Pönitiale für die Anfänger ein wahrer Schatz. Aber freilich müßte es auf der Zinne der Kirche und nicht der bloß subjectiven Anmutung und engen individuellen Erfahrung stehen. Die altkatholischen Pönitentialbücher beschäftigen sich viel mit den Fleischessünden, und gehen diesen auf ihren oft grauenhaften Abwegen mit zuweilen schauerlicher Pünktlichkeit, welche von unserer überzarten Welt „anstößig" genannt worden ist, nach. Unsere neuen evangelischen Pönitentialbücher würden vorab die Aufgabe haben, eben so pünktlich die Wege und Abwege der Augenlust und der Hoffart darzustellen, womit sie sich allerdings bei der heutigen Welt auch keinen Dank verdienen würden.

Indes predigt erst, hört erst Beichte, ehe ihr Bücher schreibt! Geschieht das Eine, das Andere wird auch schon kommen. Belehrt das nächstkommende Geschlecht bloß durch eure Predigten, welche nur rechte Seelenpredigten sein mögen, und durch euer Beichthören, damit das nächste Geschlecht es erst dem darauf folgenden überlaße, das Ungeschriebene und bloß Gethane, das Lebendige und nur durch die gleich lebendige

Ueberlieferung Fortgetragene in Schrift und Buch zu verfaßen. Es ist auch dann noch Zeit dazu.

Vom christlichen Gewißen.

1851.

Zu seiner Zeit haben wir, wie es die damalige Lage der Dinge mit sich brachte, vom Gewißen im Allgemeinen gesprochen (s. Bd. 2, S. 326—338.), und in dieser Besprechung anerkannt, daß es auch außerhalb des Christentums ein Gewißen, als etwas Wirkliches, Beachtenswerthes, ja Notwendiges und Gutes, gebe — das Gesammtbewustsein eines Volkes. Wir haben indes auch ausgeführt, daß das Gewißen an und für sich keinen Inhalt habe, sondern daß demselben irgend ein Inhalt müße gegeben werden und woher es diesen empfange — daß mithin das Gewißen an und für sich etwas Wandelbares sei und sich nach den Zeitgedanken und Zeitstimmungen richte, so, daß heut zu Tage das Gewißen im Allgemeinen nichts anderes bedeute, als individuelle Ueberzeugung, als Ansicht des Einzelnen.

Indes wir haben damals zugleich darauf hingewiesen, daß, wenn gleich das Gewißen an sich keineswegs etwas Religiöses, Christliches und Heiliges sei, dasselbe dennoch dazu gemacht oder erhoben, daß es geheiligt werden könne — daß es allerdings auch ein christliches Gewißen gebe, neben dem natürlichen Volks- und Einzelgewißen und über demselben.

Davon wollen wir nun jetzt sprechen — doch eigentlich wollen wir nur darüber sprechen vermittelst einzelner Bemerkungen und Betrachtungen; das Beste mögen unsere lieben Leser selbst thun, sowol im Eingehen auf die heilige Schrift, als auch in der genaueren Erwägung des heutigen Weltlebens und der Prüfung des kirchlichen Lebens, sowie des in Welt und Kirche dermalen herrschenden Seelenzustandes.

Aber auch selbst in dieser unvollständigen und nur auf das Anregen zum Weiterforschen und Weiterbetrachten berechneten Gestalt wird unsere Darstellung nicht in der läßlichen und gemütlichen Weise sich bewegen können, wie die erste, dem allgemeinen Gewißen gewidmete Betrachtung das thun durfte. Das christliche Gewißen bietet ein ganz anderes und weit ernsteres Antlitz dar, als das allgemeine natürliche Gewißen der Völker oder als das, was man heut zu Tage im Allgemeinen Gewißen zu nennen pflegt, ohne sich etwas Bestimmtes und Festes dabei zu denken.

Sehr gewöhnlich hört man als den Ausdruck eines eigens christlichen Gewißens die schon ziemlich alte Redensart „ein gut Gewißen ist ein sanftes Ruhekissen", oder „ich kann mit gutem Gewißen sterben", „ich will mit gutem Gewißen vor Gottes Richterstuhl treten"; und zwar hört man diese Aeußerungen nicht allein von Solchen, denen die Redensarten vom Munde gehen wie Wasser vom Brunnen fließt, sondern auch von treuen und frommen Christen. Zu verwerfen sind sie wirklich keineswegs, vielmehr in der That Aeußerungen eines christlichen Gewißens, in so fern sie eben mehr als

Redensarten sind; aber sie sind jedenfalls sehr starke, um nicht zu sagen stolze Aeußerungen, jedenfalls solche, mit denen sehr viel gesagt, sehr viel beansprucht wird. Wer aber viel sagt, der muß auch viel thun, und wer viel in Anspruch nimmt, der muß auch viel haben.

Das christliche Gewißen hat nämlich mit dem natürlichen allgemeinen Volksgewißen ganz ähnliche, ja gleiche Natur darin, daß es ein vollständiges Erfülltsein mit den christlichen Lebensstoffen voraussetzt, wie das natürliche Gewißen ein vollkommenes Erfülltsein mit volksmäßigen Lebensstoffen zur Voraussetzung hat. So war z. B. das Gewißen des alten Römers nur dadurch ein eigentliches, warhaft römisches Gewißen, daß alle seine Gedanken und Seelenregungen, sein gesammter Wille und all sein Thun von dem was er Würde und Ernst (gravitas), Manneskraft und Ehre (virtus und honos) nannte, begleitet und bestimmt wurden; sein Gewißen war nur dadurch ein gutes Gewißen (conscientia recti), wenn er jeden Augenblick mit unzweifelhafter Sicherheit wußte, nicht allein, was diese gravitas, virtus und honos von ihm forderte, sondern daß er auch ohne diese Eigenschaften aufhören würde, ein Römer, er selbst, zu sein; ferner, daß er in jedem Augenblick mit gleich unzweifelhafter Sicherheit das ergriff und das that, was jeder andere Römer sofort für würdig und ehrenhaft erkannte; und endlich, daß er mit der äußersten Empfindlichkeit jeden auch noch so leisen Angriff, der von Außen her auf seine Römerwürde und Römerehre gemacht wurde, jede Verletzung, jede Antastung derselben in

seinem ganzen Wesen, so zu sagen an Seel und Leib, fühlte.

In gleicher Weise muß nun auch das christliche Gewißen, wie das des Römers von gravitas, virtus und honos, von den heiligen göttlichen und christlichen Dingen erfüllt sein; wie Niemand als ein Römer diese eigens römischen Dinge in seiner Seele tragen konnte, so muß auch der Christ seine heiligen und christlichen Dinge in einer Weise, wie sie ein Nichtchrist gar nicht hat, nicht einmal kennt und begreift, in aller Fülle, Sicherheit, Ganzheit und Unverletzlichkeit in sich tragen. Aber er darf sie auch nicht bloß für sich, für seine einzelne Person, in sich tragen, so wenig wie der einzelne Römer seine Römerehre und seinen Römerstolz, worauf sein Römergewißen beruhete, bloß für seine einzelne Person, als eine besondere Erwerbung, in sich trug. Auch das Christengewißen beruhet, gleich jedem andern bloß natürlichem Gewißen, auf der Gesammtheit der in gleicher Weise Berufenen, Bekehrten, Glaubigen; es beruhet auf der allgemeinen seligmachenden Kirche, auf der Gemeinschaft der Heiligen.

Wer sich nicht als ein Glied der Gemeinschaft der Heiligen, nicht als ein Glied der seligmachenden Kirche fühlt, wer nicht ganz und gar erfüllt ist von dem christlichen Leben, also daß er nicht allein in jedem Augenblicke weiß, was er zu thun und zu laßen hat, sondern daß er in jedem noch so leisen Antasten von Außen seine ewige Seligkeit, daß er damit Christum selbst angetastet und verletzt fühlt, der hat genau genommen nicht

einmal das Recht, von seinem christlichen Gewißen zu reden und sich ein solches beizulegen; er hat aber zuverläßig kein Recht, von einem guten Gewißen, als einem sanften Ruhekissen, von einem guten Gewißen, mit welchem er sterben oder gar vor Gottes Thron treten werde, zu reden.

Mit einem Worte: auf **Werke** beziehet sich das christliche Gewißen **nicht**. Darauf bezog sich schon das weite und unsichere Gewißen der Heiden der Grundlage nach nicht, sondern eigentlich nur auf Gesinnungen und Zustände; wie viel weniger das Gewißen der Christen! Dieses beruhet weder auf Werken, welche man unterlaßen, noch auf Werken, welche man gethan hat, sondern auf der ungetrennten und unversehrten Ganzheit und Gesammtheit der eigentümlichen Lebenskräfte, welche aus dem Christentum, welche aus Christus selbst hervorgehen. Die Werke, auch die besten, sind nur einzelne, ja nur vereinzelte Aeußerungen dieser Gesammtkräfte, und wer z. B. nicht gestolen, oder nicht die Ehe gebrochen, oder wer Vater und Mutter geehrt oder Almosen gegeben hat, der mag sich auf ein bürgerlich gutes oder national gutes, auf ein gutes römisches, griechisches, deutsches oder auf ein gutes jüdisches Gewißen berufen, nur soll er nicht sagen, es sei das sein gutes christliches Gewißen. Es verhält sich das etwa eben so, wie mit dem Eide, und dessen Heilighaltung: es gab auch einen griechischen, einen römischen und einen altdeutsch heidnischen Eid, und gibt noch jetzt einen jüdischen Eid — jeder an und für sich verbindlich, aber die eigentümliche heilige Verbindlichkeit hat keiner, wie der christliche Eid, welcher

einen wesentlich andern und wesentlich mehr Inhalt in sich faßt*), als jeder andere Eid.

So faßt auch das christliche Gewißen, wenn schon der allgemeinen Form nach dem griechischen, römischen, jüdischen u. s. w. Gewißen gleich, doch einen wesentlich andern und wesentlich mehr Inhalt in sich als irgend ein natürliches Gewißen.

Welcher Inhalt das sei, und wie groß die Verschiedenheit zwischen dem natürlichen und dem christlichen Gewißen sich darstellen, darüber kann nur die Quelle des christlichen Lebens, die heilige Schrift, Aufschluß geben. Betrachten wir dieß etwas näher.

Die Schrift weiß auch von einem heidnischen Gewißen und erkennt dasselbe an. Das geschieht besonders in der bekannten und merkwürdigen Stelle Römer 2, 15. Dieses heidnische Gewißen wird hier als das, freilich unvollkommene Gesetz, aber doch als das Gesetz der Heiden, nach welchem sie gerichtet werden, anerkannt, und so, nach Maßgabe dieser Stelle, haben auch wir in unserem früheren Artikel, sowie in dem eben Ausgeführten, das natürliche Gewißen geschildert; hier wollen wir nur noch hervorheben, daß das heidnische, das natürliche Gewißen, das Gesammtbewustsein eines Volkes, niemals weiter gelangt als zu „Gedanken, welche einander anklagen oder entschuldigen"; zu der vollen, zwei-

*) faßte, müßen wir leider in Kurhessen sagen, seitdem wir das Religionsgesetz haben, welches den christlichen Eid abzuschaffen und zu einem heidnischen (zu einem „viel leichteren", wie kürzlich einmal richtig aus dem Munde des Volkes in diesen Blättern angeführt worden ist) gemacht hat.

fellosen Sicherheit des christlichen Gewißens, auch zu der Klarheit und Empfindlichkeit desselben, gelangt das natürliche Gewißen niemals, ja in ersterer Beziehung reicht es noch lange nicht einmal an das Gesetzesgewißen, an das alttestamentliche jüdische Gewißen heran. Es ist wandelbar, wie wir das seiner Zeit ausgeführt haben, und dem Zweifel und der Ungewisheit unterworfen.

Wenn das natürliche heidnische Gewißen sich allmälig seines heidnischen Inhalts entledigt und christlichen Lebensinhalt in sich aufzunehmen beginnt — ein Vorgang im Innern, welchen noch jetzt jeder Christ zu erleben hat — so ist es, ehe es zum wirklichen christlichen Gewißen wird, schwach und krank, d. h. es ist stets in Gefahr, von der Welt wieder in den Weltdienst und in die Abgötterei zurückgezogen oder zurückgeworfen zu werden. Von diesem schwachen oder kranken, halb natürlichen, halb christlichen Gewißen redet der Apostel Paulus sehr umständlich und eindringlich dreimal 1. Corinther 8, 1. Corinther 10 und Römer 14, wiewol in der letzterwähnten Stelle, gleichwie in der ähnlichen Colosser 2, 16, nur in Luthers Uebersetzung das Wort Gewißen vorkommt, während es im Grundtexte fehlt. Ein solches Gewißen gebietet der Apostel sehr eindringlich zu schonen, und wir können uns eben in unsern Tagen diese Vorschriften wol zu Herzen nehmen. Den Neulingen im Christentum, welche eben noch die tödtliche Gefahr des abgöttischen Weltlebens an sich erfahren haben, begegnet es sehr leicht, daß sie die natürlichen Dinge an und für sich selbst als böse betrachten und sich von dem Gebrauche derselben ängstlich und furcht-

sam entfernt halten, während der, welcher die Welt überwunden hat, sich vor dem Gebrauch derselben nicht fürchtet, indem er die Welt so zu gebrauchen und zu genießen versteht, als gebrauchte und genöße er sie nicht; gerade so wie die ehemaligen Götzendiener immer noch nicht davon loskommen konnten, als sei das Götzenopfer wirklichen Götzen dargebracht, folglich auch ganz recht hatten, den Genuß des Opferfleisches ängstlich zu meiden, während der, welcher stärker im Glauben geworden war und wußte, daß die Götzen nichts seien, sich vor dem Opferfleisch zu scheuen gar keine Ursache hatte.*)

Auch von dem jüdischen Gewißen weiß und redet die Schrift, von dem Gewißen des Gesetzes und der Werke, und zwar, wie sich denken läßt, mit nicht allein eben so großer, sondern noch größerer Anerkennung, als von dem natürlichen heidnischen Gewißen. Der Apostel Paulus sagt Apostelgeschichte 23, 1, daß er von der Gotteserkenntnis und dem Gottesdienst des alten Testaments ganz und gar erfüllt gewesen sei und wiederholt diesen Ausspruch 2 Timoth. 1, 3; um ganz zu verstehen, was er mit diesem guten Gewißen meine, muß man indes die Stellen Apostelgesch. 22, 3. 24, 14. 26, 4. 9 mit hinzunehmen. Es ist die vollständige Kenntnis des Gesetzes und der altteſtamentlichen Ordnung, und

---

*) Merkwürdig genug übersetzt ein alter deutscher Uebersetzer (Ulfilas) in dieser Stelle 1 Corinth. 10 das griechische Wort (Gewißen) einigemal durch ein deutsches Wort, welches wir heut zu Tage nur durch den Ausdruck „Einbildung" wiedergeben können. Man sieht, wie genau der alte Gothenbischof die Stelle verstanden haben muß.

das volle Bewustsein, daß er mit sammt seinen Voreltern dieser Ordnung und diesem Gesetze ganz und gar angehöre, was er hier mit dem guten oder reinen Gewißen meint — er ist kein halber, kein zweifelnder, kein abtrünniger, im Gegenteil ein strenger Jude, er ist sogar ein Pharisäer gewesen; das ists was er hier sagt.

Aber dennoch war dieses gute und reine jüdische Gewißen gegen das christliche Gewißen gehalten ein Gewißen der todten Werke, Hebr. 9, 14 und ein böses Gewißen, Hebr. 10, 22; ja das heidnische unglaubige Gewißen, welches auf dem heidnischen Standpunkt das Gesetz vertritt, ist von Natur und mit dem Christenglauben und Christengewißen verglichen ein böses, unreines, beflecktes Gewißen Titus 1, 15; wer am Glauben Schiffbruch gelitten hat, hat kein gutes Gewißen 1 Thimothäus 1, 19; das Gewißen des vom vollen und ganzen Christenglauben Abtretenden, des Abgefallenen aber, ist ein mit einem Brandmal behaftetes Gewißen 1 Timotheus 4, 2.

Ein christliches Gewißen ist ein solches, welches erfüllt ist von dem heiligen Geiste Röm. 9, 1; welches gereinigt ist von den todten Werken durch das Blut Christi Hebr. 9, 14; welches das Geheimnis des Glaubens (1 Timoth. 3, 9), welches die ganze Fülle des christlichen Glaubens in sich trägt und durch die Heiligung des christlichen Opfers für ein christliches Leben geweihet ist Hebr. 10, 22.

Ohne alles dies, namentlich ohne die Völligkeit des christlichen Glaubens zu besitzen, ohne die Opferkraft und Sühnkraft des gekreuzigten und auferstandenen

Christus erfahren zu haben, ist es mithin unmöglich, von einem „guten Gewißen" zu reden und sich ein solches zuschreiben zu wollen, insofern es ein christliches Gewißen sein soll, ja in sofern man überhaupt nur auf den Namen eines Christen Anspruch macht.

Also erst das heidnische und natürliche, dann das alttestamentliche, dann erst das christliche Gewißen! Alsdann erst, wenn jene beiden untergeordneten Standpunkte des Gewißens überwunden sind, dann erst, wenn das heidnische und jüdische Gewißen, welche dem christlichen Gewißen gegenüber unvollkommen und unrein sind, sich haben reinigen und neuerfüllen laßen, alsdann erst tritt das an sich gute, das christliche Gewißen ein! Und es tritt nicht ein und ist nicht vorhanden ohne volles Bewustsein von dem Sündentilger, Reiniger und Heiliger Christus.

In diesem Sinne ist die Schrift an allen übrigen Stellen, wo entweder das Gewißen schlechthin oder das gute Gewißen genannt wird (deren zusammen etwa dreißig im neuen Testament nach Luthers Uebersetzung sein mögen), das „Gewißen" zu verstehen.

Daraus folgt denn auch die große Zartheit und Verletzlichkeit des christlichen Gewißens, worin dasselbe dem heidnischen und jüdischen Gewißen weit voraus ist. Es ist unvergleichbar viel reicher, als diese, und einem Reichen etwas zu nehmen, ist bekanntlich weit leichter, als einem Armen. Zu stehlen und zu betrügen, ist eine Beschädigung schon des natürlichen Gewißens (wenn gleich freilich nicht j e d e s natürlichen Gewißens); sich des fremden Gutes gelüsten laßen, ist eine Verletzung

des jüdischen Gewißens; aber schon vor der bloßen Möglichkeit des Gelüstens erschrecken, und zwar darum erschrecken, weil in dem Augenblick, wo diese Möglichkeit heraustritt, der Herr Christus und die Liebe zu ihm vergeßen wird — das ist allein ein Vorzug des zarten und verletzlichen warhaft christlichen Gewißens. Sich selbst zu rühmen und sich wolzugefallen — dabei hat kein natürliches Volksgewißen, welches es auch sei, jemals ein Bedenken gefunden und findet es noch jetzt nicht; selbst das jüdische Gewißen ließ dies den heidnischen Völkern, und namentlich den Nachbarvölkern gegenüber in so weit zu, als der Ruhm im Gehorsam gegen Jehovah bestand, welcher das Volk aus dem Diensthause geführt hatte; aber das christliche Gewißen fürchtet nichts mehr, als daß die Person, die des Einzelnen, sowie die des Volkes, sich selbst wolgefalle oder sich rühme; es sucht den Ruhm ganz allein in dem gekreuzigten Christus, mit gänzlichem Fallenlassen der eigenen Person, und bekennt in jenem Selbstwolgefallen, und sei es noch so leise, Schuld und Sünde, und sucht Buße — sucht **täglich** Buße. Ohne diese letztere, die **tägliche** Buße, ist ein gutes christliches Gewißen schlechterdings undenkbar.

Die nur allzu häufigen, wenn auch noch so wol gemeinten Redensarten, welche wir gleich im Eingang unseres Aufsatzes anführten: von dem Ruhekissen des Gewißens, von dem Troste des guten Gewißens im Unglück, von dem guten Gewißen, mit dem man sterben und vor Gott treten wolle — sie sind leider in der Regel **leichtsinnige**, sie sind nur zu oft **unchrist-**

liche, sie sind sogar nicht allzu selten gotteslästerliche, widerchristliche Redensarten. Daß wir diese Ausdrücke brauchen dürfen, ist keine Frage, denn die Schrift gibt uns selbst die Ermächtigung dazu; aber ob wir die Bedingungen erfüllen, an welche diese Ermächtigung geknüpft ist, das ist die Frage. Bei einem bloßen Mundbekenntnis des Christentums, wie dasselbe namentlich in unseren „gebildeten" Ständen herscht, sind solche Aeußerungen und überhaupt alle Berufungen auf ein christliches Gewißen ohne Ausnahme entweder roher Unverstand, in welchem dermalen ein großer Theil unserer sogenannten „Bildung" besteht, oder schamlose Frechheit.

Selbst den zweiten Theil der biblischen Formel: „ein gutes Gewißen vor Gott und **den Menschen**" (Apostelgesch. 24, 16; 2 Corinth. 4, 2; 5, 11; 1 Petri 3, 16) mögen wir uns ja hüten, allzu voreilig für uns in Anspruch zu nehmen. Im christlichen Sinn habe ich auch vor den Menschen nur in so fern ein gutes Gewißen, als ich vor Gott, in aller Fülle des Geheimnisses des Glaubens, ein gutes Gewißen besitze; während das unvollkommene natürliche Gewißen allerdings umgekehrt zunächst ein gutes Gewißen vor den Menschen ist, und erst nach der Reinigung und Ergänzung durch die Kraft der Sündenvergebung auch zu einem guten Gewißen vor Gott, einem christlichen Gewißen erhoben werden kann.

Auf welche Weise geschieht nun dies? in welcher Weise vollzieht sich die Reinigung, Umstimmung, Erhebung und neue Ausfüllung des natürlichen Gewißens? — Das ist meist ein langer und müheloser Weg, und

ob wir gleich auch davon jetzt zu sprechen uns vorgenommen hatten, so versparen wir es doch lieber, da wir jetzt schon fast zu weitläufig geworden sind, auf kommende Zeiten. Es ist das ein Capitel aus der Beßerung (bona opera), die sich langsam vollzieht und das ganze Leben, auch das allerlängste, in Anspruch nimmt.

„Da gehört aber doch gar viel, sehr viel — es gehört zu viel zu einem christlichen Gewißen! Sind das nicht überspannte Forderungen?" — Eben so überspannt, wie die heilige Schrift neuen Testamentes selbst überspannt ist. Gewis gehört sehr viel zur Erlangung eines christlich guten Gewißens, so viel, wie sich die Welt nicht träumen läßt, welche in dem Worte „Gewißen", in dem ein Weltgewicht und ein Weltgericht liegt, wie mit Kinderspielzeug spielt. Aber an sich gehört doch nicht mehr dazu, als eine einzige, freilich gewaltige, That der Selbstüberwindung: „Reu und Schrecken haben über die Sünde und doch daneben glauben an das Evangelium". Damit ist das christliche Gewißen im Großen und Ganzen bereits gewonnen, und die Umstimmung des natürlichen Gewißens im Einzelnen ist, wenn auch eine nur langsam vollbrachte, doch gleichsam selbst sich ergebende Folge jenes einen ersten Actes, welchen wir die Bekehrung nennen.

Uebrigens dünkt uns, es sei jetzt an der Zeit, über all diese Dinge recht oft und recht eingehend und tief eingreifend, bis in das Besonderste und Einzelnste hinein, zu predigen. Umsonst hat uns der Herr unser Gott diese hessische „Gewißensverwirrung" nicht gegeben. Wehe uns, wenn wir dieses so ganz deutliche Zeichen

von dem Herrn nicht beachten! Indes meinen wir, wenn auch allerdings vorzugsweise die Kanzelpredigt, und wieder ganz besonders die in den Städten, doch auch die allgemeine Wortverkündigung im Hause, in der Schule, in Vereinen u. s. w. Laßen wir doch jetzt ja ab von den allgemeinen Betrachtungen, Erbauungen und dergleichen, die ohnehin nur zu oft ins Flaue und Blaue zu gehen drohen, und wenden uns dem Besonderen zu! Je mehr das besondere Leben gelebt wird, um so reicher wird gelebt. Und wir Hessen sind, wie jetzt Niemand in der Christenheit, in das allerbesonderste Leben, zum Zwecke der allerbesondersten Erfahrungen und der allerbesondersten Erkenntnisse, also auch der reichsten und der reifsten, mitten hineingestellt. — Heute ist die angenehme Zeit, heute ist der Tag des Heiles!

Der „sittliche" Staat.
(1851.)

Spione und geheime Polizei! war das laute Geschrei der „Männer des Fortschritts" und der Verfechter des „neuen, sittlichen Staates" viele Jahre lang, um das Regiment der „Unsittlichkeit", der „Tyrannei", des „Despotismus" zu verdächtigen. Und mit diesem Geschrei haben sie Viele, und zwar gerade die Unbefangesten und Ehrlichsten bethört. Denn für unbefangene, offene und ehrliche Gemüter hat und behält es etwas Widerwärtiges, wenn man all überall lauschenden Ohren, spähenden Blicken, nachtretenden leisschleichenden Zehen —

Aufpassern, Weiterträgern und Klatschern begegnet: wenn man sich fürchten muß, selbst im engeren Kreiße irgend eine Ansicht zu äußern, weil dieselbe alsofort weiter getragen und auf eine, dem Sprecher selbst oder Andern nachteilige, Weise ausgebeutet und zu Bolzen gedrehet, wenn man aus dem Versteck angefallen wird und nicht weiß, woher der Angriff kommt, noch wie man sich verteidigen soll; kann man sich doch oft nicht einmal verteidigen!

Wenn also die Männer des neuen „sittlichen" Staates ein lautes und vielstimmiges Geschrei gegen die „empörende Unsittlichkeit" der Spione und der geheimen Polizei des „Willkürstaates" erhoben, so hatten sie Viele, welche eigentlich auf unserer Seite standen, zu aufmerksamen und billigenden Zuhörern, und als der Umsturz 1848 erfolgte, in diesem Punkte sogar geradezu auf ihrer Seite. „Wenn auch viel Gutes untergeht, viel Böses aufkommt, ein Böses, ein recht Böses ist doch durch die Bewegung des Merz 1848 vernichtet worden: die Spioniererei und die geheime Polizei!" so hörte man damals nicht ganz selten von verständigen, wackern Männern sagen. Und nach manchen Erfahrungen, welche bis dahin waren gemacht worden, schien es in der That, als ob diese Aeußerungen eine gewisse Berechtigung hätten.

In Beziehung auf die Altliberalen der damaligen Zeit war auch diese Meinung nicht ganz unrichtig, wenigstens war ein großer Theil derselben — die ehrlich kurzsichtigen Liberalen — dazumal in der That nicht fähig, Spioniererei zu treiben und eine geheime Polizei

zu hegen. Aber der eigentliche Kern der damaligen Bewegung, um welchen die constitutionelle Partei, wie sich bald zeigen sollte, nur als eine dünne, und äußerst zerbrechliche Schale gehüllt war, die Demokratie hatte nichts Eiligeres zu thun, als Spione aufzustellen und geheime Polizei zu organisieren — in einem Umfange und mit einer Thätigkeit, wie das niemals und nirgends vor 1848 irgendwo vorgekommen, ja nur möglich gewesen war. Man sah gar bald, es war der Demokratie sogar hauptsächlich um Spioniererei und geheime Polizei zu thun gewesen; man sah, es gehöre Spioniererei und geheime Polizei, beides noch dazu von der allerniederträchtigsten Art, zum Wesen und zur innersten Natur der Demokratie, zum Wesen und zur innersten Natur der Revolution. Was sie „unsittlich" an dem „alten verrotteten" Staat genannt hatten, das wurde sofort „sittlich berechtigt", so wie es die Revolution in die Hand nahm. Daß dem so sei, haben die Revolutionäre, namentlich diejenigen, welche über den badischen Aufstand geschrieben haben, z. B. Heinzen, ganz unverholen gesagt: „die Revolution könne nur gelingen durch ein ausgedehntes und sehr gut bezaltes Spionenwesen".

So fieng man das Aufpassen und Ausspüren von Seiten der Demokratie alsbald im Merz 1848 an. Die Häuser der „Verdächtigen" wurden bei Tag und Nacht mit Laurern umstellt; es wurden in deren Nähe eigene Spione eingemietet; an die Straßenecken wurden Aufpasser gestellt, welche jeden Ausgang eines „besonders Verdächtigen" beobachten und sofort in das demokratische Hauptquartier melden mußten; ja es kam nicht ganz

selten, in Frankfurt eine Zeitlang sogar häufig, vor, daß dem „besonders Verdächtigen" ein Spion, ja sogar zwei, drei, von ferne nachschlichen, er mochte gehen, wohin er wollte. Wo aber irgend eine Zusammenkunft der „Verdächtigen" — wäre es auch nur eine gewöhnliche Abendgesellschaft gewesen — Statt fand, da wurde eine ganze Reihe von Posten ausgestellt, mit der Aufgabe, jeden Einzelnen zu notieren und anzumelden. Machte ein „Verdächtiger" eine Reise, so war dieselbe sicherlich zum Voraus auf allen Stationen und jedenfalls am Ziele seiner Reise zum Voraus bekannt; erfuhr man sie nicht zeitig genug, so gab man einen Spion mit oder ließ einen solchen, je nachdem die „verdächtige" Person wichtig war, oft mit bedeutenden Kosten nachreisen. (Dieß letztere ist noch bis in die neueste Zeit geschehen; indem am 13. September v. J. dem Kurfürsten alsbald von Seiten der Revolution ein Spion nachgesendet wurde). Gar oft ist bei solchen Gelegenheiten ein förmliches Signalement, auch ein Bild, wenn ein solches zu haben war, an alle revolutionäre Vereine des Reisewegs vorausgeschickt worden, zuweilen durch halb Deutschland hin. Die Dienstboten wurden bestochen, mit Geld und mit Schmeichelei, sogar ganz unbefangene Nachbarn wurden gewonnen, oder wenigstens unvermerkt ausgefragt und mit Beziehung auf den Dritten, „Verdächtigen", selbst beobachtet.

Der Müßiggang, worin der größte Theil unserer Revolution, der wilden wie der zahmen, seinen Boden hatte, verbunden mit dem Wirtshauslaufen und Wirtshaussitzen, half dann dieser Spioniererei zu eben so viel

geheimen Polizeibureaus, als es Kneipen, und zu eben so viel freiwilligen Spionen, als es Eckensteher gab. Die ekelhafte Neugier des geringen und vornehmen Pöbels, gleichfalls ein Haupthebel der Revolution, that das Ihrige dazu. Längere Hälse und eine schamlosere, zigeunerhaftere Zudringlichkeit, als seit 1848, sind noch niemals gesehen worden.

Endlich fehlte es auch nicht am genauesten Beobachten der Correspondenz. Selbst an ganz großen Poststellen war eine, oft bewundernswürdig genaue, Controle über alle abgehenden und ankommenden Briefe etabliert, geschweige denn an kleineren Orten. Wo es irgend möglich war, wurde auch zum Brieferbrechen geschritten.

Alles das wurde nun auch, so gut es die Revolution irgend verstand, benutzt. An den bedeutenderen Punkten, wie in Frankfurt, Berlin u. dgl. diente das alles zu persönlichen thätlichen Verfolgungen, zu großen Demonstrationen, zu Haftnahme und Mord, und es war an den genannten Orten auch wol das vollständigste Spioniersystem organisiert. Vor allem und im ausgedehntesten Maßstab aber diente das alles zur Verleumdung in den Zeitungen, welche leider seit 1848, selbst manche sonst geachtete, zu einer Niederträchtigkeit und Klatscherei und Verleumdung herabgesunken sind, die man früher nicht für möglich gehalten hätte.

Diese, einst nach Umständen sehr gut bezalte Spioniererei dauert, wenn auch nicht in dem früheren Umfange, noch immer fort (und wir in Hessen haben zumal seit dem Sommer und vor allem im September

und October 1850 die allerniederträchtigste Spioniererei in ihrer vollsten Blüte gesehen), und wird fortdauern, so lange die Revolution vorhanden ist.

Das ist ein Stück von dem „sittlichen" Staate der neuen „Freiheit"!

Ein ehrlicher Mann.

(1851.)

Es ist seltsam, wie es so manchen Wörtern in der deutschen Sprache geht: sie haben ursprünglich eine hohe und edle Bedeutung, laßen dieselbe jedoch im Laufe der Zeit, die freilich mitunter eine Reihe von Jarhunderten umfaßt, allmälig schwächer und dürftiger werden, bis sie dann zuletzt in das Gegenteil der ersten Bedeutung, in einen übeln und niedrigen Sinn sich verwandeln ja sogar den geraden Widerspruch gegen die ursprüngliche Bedeutung in sich aufnehmen.

„Ehrlich" bezeichnete ursprünglich und bis zum Ende des sechzehnten Jarhunderts die Person oder Sache, welcher man Ehre (d. h. in unserm jetzigen Sinne: Ehrerbietung) schuldig ist, und berührte sich mithin ziemlich nahe mit unserm jetzigen „ehrwürdig"; es bezog sich gar nicht auf das Innere des Menschen, sondern auf dessen äußere Stellung — welche freilich in alter Zeit mit dem innern Gehalt näher als jetzt und oft unmittelbar verbunden war, und bedeutete also dasselbe, was wir jetzt mit a n s e h n l i c h (ein zum Opfer bestimmtes und dazu geeignetes Rind hieß „ein ehrliches Rind"),

stattlich (in den älteren Bibelübersetzungen steht Hoheslied 1, 16.: du bist schön und ehrlich, statt dessen schon Luther gesetzt hat: lieblich), herrlich (so noch in dem ursprünglichen Texte des erst 1598 gedichteten Liedes: Wie schön leucht der Morgenstern), angesehen, vornehm (ein später aufgekommenes und jetzt schon fast wieder in Vergeßenheit zurücksinkendes Wort, dem wir heut zu Tage „hochgestellt" oder ähnliche Ausdrücke vorziehen), anständig. Schwache Spuren dieser Bedeutung sind jetzt noch übrig in den Formeln: ein ehrliches Begräbnis, ein ehrliches Herkommen, ein ehrlicher Name, ein ehrliches Gedächtnis,

Ein ehrlicher Mann war demnach bis in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges hinein ein vornehmer, angesehener, hochgestellter Mann, und zwar waren es eigentlich nur die höchsten Stände und Aemter, welche man so bezeichnete, weil Ehre ursprünglich allein den Höchsten auf Erden, dem Könige, zukam. Nach dem dreißigjährigen Kriege fieng man an, einen ehrlichen Mann auch den zu nennen, an dessen Geschlecht, Namen oder Person kein öffentlicher Makel haftete, der ihn von seinem Stande ausgeschloßen hätte, wie das von den ursprünglich so genannten „ehrlichen Männer" d. h. den aus den edelsten Stämmen entsproßenen, sich von selbst verstanden hatte und noch verstand. Nunmehr war z. B. auch ein Zuchtmeister „ehrlich", wenn er nur nicht unehrlicher Geburt war; „unehrlich" blieben von dem an nur die Scharfrichter u. s. w. Unter diesen Umständen konnte man dann Jemanden auch „ehrlich" machen.

Bald nannte man ehrlich nur den, an dessen Person kein bürgerlicher Makel klebte, woher manche Traditionen rühren, welche noch heute vorhanden und hin und wieder, nicht zum Nachteile unserer Gesinnung und Sitte sehr fest, und fester haften, als man wol glaubt, z. B. gilt es in manchen Ständen und Kreißen noch heute ohne Weiteres für „unehrlich", im Gefängnis gesetzen zu haben, einerlei, ob schuldig oder unschuldig; ja vor die Polizei geladen zu sein, war noch vor dreißig Jahren bei Vielen etwas geradezu „Unehrliches". Der erkennbarste und unauslöschlichste bürgerliche Makel in Deutschland aber war der Betrug, und so nannte man zuletzt einen „ehrlichen Mann" jeden, der nur nicht betrogen hatte, während, wie wir gesehen haben, an und für sich zum „ehrlichen Mann" sehr viel mehr gehörte. Diese Bedeutung des „ehrlichen Mannes", daß man ausschließlich einen Mann ohne Falsch und ohne Trug in Wort und Handlung unter einem „ehrlichen Mann" versteht, also dem Worte ehrlich eine sogenannte sittliche Bedeutung unterschiebt, die ihm an und für sich fehlt, ist übrigens sehr jung, und jetzt wenig über hundert Jahr alt.

Seit etwa vierzig bis fünfzig Jahren hat nun diese Bedeutung wieder ihrerseits angefangen, zu sinken, indem man unter einem „ehrlichen Mann" den versteht, welcher sich damit begnügt, im Handel und Wandel und im Privatverkehr nicht zu betrügen, sich aber um Weiteres nicht kümmert; welcher sich mit ruhiger Selbstbeschränkung in seinem engsten bürgerlichen Kreiße hält, den er überschaut und beherscht, und in welchem er vollkommen

zuverläßig ist. Es ist nahe daran, den „ehrlichen Mann" in ähnlicher Weise zu betrachten, wie den französischen bon homme, und wie wir selbst den „guten Mann" schon seit einem vollen Menschenalter anzusehen uns gewöhnt haben — als einen im Kleinen treuen, aber auf untergeordnetem Standpunkte stehenden, als einen beschränkten Mann. Also das Gegenteil, das gerade Gegenteil von der ursprünglichen Bedeutung! Es fehlt nicht viel, und der deutsche „ehrliche Mann" ist ganz der französische bon homme d. h. nichts weiter als ein gutmütiger, aber kurzsichtiger Mensch, ein alberner, einfältiger Mensch, ein Tropf.

Dieses Herabsinken in der Bedeutung ist gar vielen Wörtern widerfahren und kommt bei allen Völkern und in allen Sprachen vor; es liegt das, wie man sich ausdrückt, in der Natur der Sache. Aber so viel ist gewis: es ist diese Erscheinung nichts weniger als ein Beleg für die „Unwandelbarkeit der menschlichen Vernunft" und für den „steten Fortschritt der Menschheit". Es geht mit der Sprache und mit den Begriffen der Völker und der Menschheit nicht aufwärts, sondern abwärts, unaufhaltsam abwärts, wenn sie sich nicht wieder zurecht finden, erfrischen und stärken an dem unwandelbaren, allezeit in gleicher Stärke und Frische wirksamen Worte Gottes. Dieses allein ist im Stande, solche Verschlechterungen der Worte und Begriffe, solche Zerrüttungen der ursprünglichen Volksgedanken theils zu heilen, theils unschädlich zu machen.

„Sie werden schon hören, wenn Du nur recht sprichst“.
(1851.)

Das war eine Lehre des griechischen Weltweisen Sokrates, und zwar eine seiner Hauptlehren, auf der seine ganze Weltweisheit oder Philosophie ruhete, und welche er sich zur Richtschnur seines ganzen Lebens dienen ließ. Ihm selbst hat diese Lehre nichts eingebracht, als daß er im Frühjahre des Jahres 399 vor Christi Geburt hingerichtet wurde, indem er den Giftbecher trinken mußte. Das thäte nun schon nichts zur Sache, denn den Tod haben auch Andere, welche größer waren als Sokrates, um ihrer Lehren und ihres Lebens willen gelitten, wenn nur diese Lehre des Sokrates der Welt etwas genützt hätte. Aber mit dieser Lehre hat er nichts gethan, als die griechische Bildungsweisheit, von der wir vor einiger Zeit sprachen — die Weisheit der griechischen Bildungsmenschen, welchen Christus eine Thorheit ist — in eine bequeme Formel gebracht, sie gleichsam in einen Haufen zusammengedrängt, und damit der Verachtung des Christentums ein Symbol und Zeichen für alle die Jarhunderte mitgegeben, in denen die Weisheit der Griechen wieder zum Aufschwung und zur Geltung gekommen ist. Auf der andern Seite ist er freilich auch ein Vorläufer des Christentums durch seinen Satz: „die höchste Weisheit des Menschen ist die, zu wißen, daß man nichts weiß“, aber diesen Satz haben die griechischen Bildungsmenschen schon damals nicht gern gehört, und hören ihn noch zur Zeit nicht gern, — wie sie es auch sonst machen: ein Stück nehmen

sie auf, das darneben liegende laßen sie liegen, wie es ihnen eben in ihrer Weisheit beliebt — oder sie sagen: gut, also gehört es auch zur Weisheit, vom Christentum nichts zu wißen.

So gilt denn dieses Zeichen und Symbol der Bildungsweisheit des griechischen Philosophen noch heut zu Tage: „sie werden Dich schon hören, wenn Du nur recht redest“. Man meint damit, es müßten sich alle Dinge darthun, beweisen, dem Begriff und Verstande zugänglich machen laßen, so wie zwei mal zwei ist vier (obgleich dahinter, $2 . 2 = 4$, auch etwas steckt, was noch niemand in der Welt begriffen hat, wenn er anders richtig denken und ehrlich gestehen kann): es müßten sich Mittel und Wege finden laßen, einem Jedem so ganz leise und milde, unvermerkt und heimlich beizukommen und ihm die Weisheit, etwa durch den einstmals erfunden gewesenen Nürnberger Trichter, halb im Traume einzugießen.

Ganz Unrecht haben die griechischen Bildungsmenschen damit freilich nicht; gewisse Anfangsdinge, so zu sagen das ABC der Erkenntnis und Weisheit läßt sich allerdings auf diesem sanften und ebenen Wege den Leuten beibringen. Geht es doch so selbst mit dem ABC des Christentums.

Aber über das ABC hinaus reicht dieser Satz der Sokrates-Weisheit nicht einen Schritt. Zu der rechten Weisheit gehört auch der Wille, und auf den Willen kann ich durch Belehrung und Zureden nicht einwirken. Auf den Willen wirke ich nur wieder durch den Willen. Das geht aber weit über die Sokrates-

Weisheit hinaus, und wird genau genommen allein innerhalb des Christentums, wenigstens vollständig nur hier begriffen.

Nun gibt es Zeiten, es gibt ganze Menschenalter, welche sich ganz und gar nur in dem ABC der menschlichen Erkenntnis herumdrehen, in welchen von der Kraft des Willens gar keine Anwendung gemacht, kaum von derselben geredet wird, es gibt kindliche, oder wenn man so will, kindische Zeit- und Menschenalter — meist voll sogenannter, natürlicher und kindlicher, Gutmütigkeit, ohne viel Bosheit, nur mit viel Unarten. Für die höheren und höchsten Dinge des Menschenlebens findet sich in diesen Zeiten nicht einmal Verständnis, geschweige denn ein Streben.

In diesen Zeiten findet denn auch der Satz der Sokratesweisheit: „rede nur recht und sie werden Dich hören“ seine Anwendung. Die Leute machen in solchen Zeiten gutmütige Gesichter und freundliche Augen, wenn man zu ihnen spricht, weil sie nicht anders wißen, als daß der Sprechende eigentlich ganz wie sie sei, und nur zufällig irgend ein kleines wenig Mehr gelernt habe, weil ihr Wille schläft und — „weil das Leben ja so heiter ist!“

Aber es gibt auch andere Zeit- und Menschenalter, in denen der Wille wach ist und stark, und es sich nicht um das ABC, auch nicht einmal um das Buchstabieren, sondern um das fertigste und schnellste Lesen der menschlichen Erkenntnis handelt: Zeit- und Menschenalter, in denen das Leben nichts weniger als heiter, die Herzen nicht still, die Gesichter nicht gutmütig und die Augen nicht freundlich sind.

In solchen Zeiten jenen Satz der ABC-Weisheit anwenden zu wollen, heißt sich selbst zum ABC-Schüler herabsetzen. Für solche Zeiten gehört ein starker Wille und ein starker Arm, ein eiserner Kopf und ein ehernes Herz; es gehört ein Wille dazu, welcher mit dem andern Willen ringt und kämpft, und ihn bändigt und überwältigt: ein Wille, der zu siegen versteht durch seine Kraft und damit eine ganz neue, hohe und mächtige Weisheit — die Weisheit, welche aus dem Willen hervorgeht — zu erzeugen, zu schaffen und zu verbreiten vermag.

In solchen Zeiten lautet der Satz der griechischen Bildungsmenschen gerade umgekehrt; sie werden Dich nicht hören, wenn Du recht redest. Ja wir können das Wort „recht" auch sparen, und sagen: so wie Du nur überhaupt redest, werden sie Dich nicht hören. Der Satz lautet in solchen Zeiten vielmehr: sie werden Dich hören, wenn Du nur mit ihnen eines Willens bist, Du magst recht oder unrecht reden; oder: sie werden Dir folgen, wenn sie fühlen, daß Du mit ihnen eines Willens bist, auch ohne daß Du redest. Die Bildungsmenschen sagen zwar auch in solchen Zeiten: „rede nur recht und wir wollen Dich hören", weil sie uns dann Schuld geben können, wir hätten nicht recht geredet, folglich brauchten sie auch nicht zu hören. Es ist die Formel der Verachtung, welche sie in solchen Zeiten namentlich gegen das Christentum zur Anwendung bringen.

Solche Zeiten haben wir jetzt. Es handelt sich jetzt nicht um das ABC der menschlichen Erkenntnis,

auch nicht einmal um das ABC des Christentums; es handelt sich überall nur um den Willen, und um die hohe Erkenntnis und mächtige Weisheit, welche aus dem Willen fließt, sowol aus dem Willen Gottes, wie aus dem Willen des Teufels.

Thorheit ist es — gutmütige, sehr gutmütige, aber arge, sehr arge Thorheit, jetzt in Dingen, welche nicht das ABC betreffen, und deren gibt es jetzt sogar im eigentlichen Schulunterricht kaum, von der Belehrung, von der Befolgung des Satzes der Sokrates-Weisheit irgend einen Erfolg zu erwarten. Doch ein Erfolg könnte uns werden: man würde uns auslachen.

Die Verschlechterung der Wortbedeutungen.

(1851.)

Von einigen unserer freundlichen Leser ist gewünscht worden, „noch einige weitere Beispiele des allmälichen Herabsinkens der Bedeutung einzelner Worte zu erhalten“, wie das eine Beispiel vom „ehrlichen Mann“ kürzlich ist gegeben worden. Wir haben diesem Wunsche übrigens, gerade was die Hauptsachen betrifft, schon im vorigen Jahre bei Betrachtung der Worte Treue, Liebe, Gewißen u. a. genügt, so weit es in diesen Blättern möglich ist, und hegen die Absicht, noch einige Ausführungen der Art zu bringen. Denn die Verschlechterung der Wortbedeutungen findet sich vorzugsweise in den höchsten Gebieten des menschlichen Lebens, in den religiösen und s. g. sittlichen Gebieten. Indes sie findet sich

zalreich genug auch in den niedern Kreißen des Lebens, und es ist wol mit jenem Wunsche das gemeint gewesen, recht handgreifliche, aus dem gemeinen Leben entlehnte, Beispiele zu erhalten. Diesem Wunsche wollen wir, wenn auch nur in ein paar Zeilen, genügen; wollten wir mehr thun, so könnten wir leicht ein ganzes Wörterbuch zusammenschreiben, welches so dick wäre, wie ein ganzer Jahrgang unseres Volksfreundes. Also einige Beispiele aus dem gemeinen Leben! Vielleicht dienen sie ohnehin dem einen oder andern unserer freundlichen Leser zur Unterhaltung.

Dumm ist heut zu Tage zu einem Schimpfwort herabgesungen, auf das man den Andern verklagen kann. Es war aber einst nichts weniger als ein Schimpfwort. sondern bedeutete nur „unerfahren", wie es die Jugend ist, weshalb auch der „dumme Junge" bei uns in Norddeutschland zur stehenden Redensart hat werden können. Die Verstandeskräfte an sich wurden durch das Wort dumm von Alters her nicht als unzulänglich und schwach bezeichnet, und je nach Umständen konnte „dumm" auch wohl ein gewisses Lob enthalten, wie es heute noch im gemeinen Leben gebraucht wird, wenn es für „unerfahren in der Sünde" gebraucht wird.

Gesinde bekommen schon längst die Herren Kammerdiener und die Fräulein Kammerj — fräulein nicht mehr von sich zu hören — es wäre eine unauslöschliche Schande für sie! Jetzt hören es nicht einmal mehr die Herren Bedienten und die Fräulein Stubenmädchen, und selbst der Knecht und die Magd läßt das Wort von sich nur ungern brauchen. Früherhin hießen die Edel-

leute so, in sofern sie zum Hof und Gefolge des **Königs** oder Fürsten gehörten, und in den ältesten Zeiten hieß so das Kriegsgefolge des Königs, die Landherren mit ihren Rittern. Aehnlich verhält es sich mit dem Worte

Knecht, welches an und für sich den Sohn vom Hause edlen Geschlechtes, so lange derselbe sich noch im väterlichen Hause befindet, bedeutet, nachher den jungen Krieger, der unter der Führung seines Vaters auszieht (ganz wie das Wort Knabe), bedeutete in späteren Zeiten den jüngeren Diener im Hause, die jungen Bursche des Dorfes, gleichviel ob sie dienten oder nicht, dann die Diener der Bauern, Müller, Metzger, Brauer und Bäcker, und zuletzt wurde es, freilich uneigentlich, für die zu unbedingter Unterwerfung Herabgewürdigten gebraucht — fast gleichbedeutend mit Sclave oder Leibeigener, womit denn die ursprüngliche Bedeutung sich in ihr gerades Gegenteil verkehrt hat. In diesem letzterwähnten Sinn ist das, ursprüngliche edle Wort jetzt auch nicht viel beßer als ein Schmachwort oder Schimpfwort.

Schalk bedeutete bekanntlich ursprünglich einen Diener (meist nur einen gemieteten und bezalten), wie es in dem Worte Marschalk (Marschall), welches eigentlich Pferdediener, Pferdebesorger bedeutet (aber immer im edlen Sinne — wie es denn in sehr früher Zeit schon den Oberbefehlshaber der Reiterei bezeichnete), noch am Tage liegt. Der gemietete und bezalte Diener aber ist stets unzuverläßiger und weniger brauchbar, als der zum Stamme, zum Hause gehörige Diener, und so bedeutete schon am Ende des Mittelalters Schalk ganz allgemein einen unzuverläßigen, unbrauchbaren Diener (weshalb

Luther auch übersetzen konnte: „wenn dein Auge ein Schalk ist“), einen Untreuen, einen Bösewicht. Aber in der neuesten Zeit ist diese Bedeutung wiederum verdünnt worden, indem man unter Schalk einen scherzhaften und liebenswürdigen Täuscher versteht, so daß von der ursprünglichen Bedeutung nicht nur nichts mehr übrig, sondern der Sinn des Wortes auch auf ein ganz fremdes Gebiet hinübergeführt worden ist.

Saufen heißt an und für sich langsam trinken, einsaugen, besonders aber portionenweise trinken, und ist somit ursprünglich das Wort für das eigentlich menschliche Trinken, im Gegensatz gegen das thierische Trinken. Insbesondere hieß das Trinken in den möglichst kleinsten Portionen, das mit Löffeln, saufen, woher wir auch noch jetzt das Wort Suppe, welches nichts anderes als Saufen ist, behalten haben. Da man nun aber auch die starken Getränke (Meth, Bier, Wein, in späteren Zeiten gebrannten Wein) portionenweise trank, gleichwol aber durch Uebermaß und Trunkenheit sich erniedrigte, so bekam das Wort Saufen schon gegen das Ende des Mittelalters entschieden die Bedeutung des unmäßigen, erniedrigenden Trinkens, des sich-trunken-Trinkens, und so ging denn das Saufen auch, und zwar vorzugsweise, auf das Trinken der Thiere über.

Fell von der menschlichen Haut zu brauchen, gilt jetzt für gemein und niedrig, und doch ist gerade dies Wort dasjenige, welches in alter Zeit vorzugsweise von der menschlichen Haut gebraucht wurde. Haut ist nämlich eigentlich nur die abgezogene, todte, zur menschlichen Bekleidung als Leder oder Pelz dienende thierische

Haut, zumal die von den größeren Thieren; Fell ist die noch lebendige, warme, linde und weiche Haut (woher es kommt, daß wir die Pelzhäute vorzugsweise Felle nennen), war also die für die menschliche Körperhaut vollkommen und allein völlig zutreffende Bezeichnung. Spät erst, nachdem man die menschliche Haut nicht mehr wie sie in die Sinne fiel (sich anfühlte), sondern ganz allgemein und abstract als Körperbedeckung auffaßte, wurde es möglich, ihr die an sich unedle Bezeichnung Haut zu geben. Unsern Voreltern würden wir plump, roh und wild vorkommen, wenn sie uns von der Haut unserer Hände oder unseres Gesichtes reden hörten.

Schächer braucht man gewöhnlich mit dem Beisatz arm, armselig u. dgl., und versteht darunter einen recht jämmerlichen, kraftlosen, kaum noch Odem ziehenden, oder einen sittlich ganz verkommenen oder untergegangenen Menschen; bis vor etwa hundert Jahren verstand man vorzugsweise darunter die zum Tode verurteilten Verbrecher. Das kommt lediglich von der alten deutschen Bibelübersetzung her, indem die mit Christus gekreuzigten Räuber dort Schächer genannt werden. Denn Schächer bedeutet nichts anderes als einen Räuber, einen Beutesucher, wie wir das an dem Worte Schacht (ein Ort, wo in der Erde nach Beute gesucht wird) noch heutigen Tages leicht abnehmen können.

Schelm bedeutet eigentlich abgedecktes, verrecktes Vieh, dann auch Viehseuche, Viehsterben, und gehört als Hauptwort zu unserm Zeitwort schälen, eben so wie Qualm zu quälen, Helm und Halm zu hehlen, Schwalm zu schwelen (dampfen), wiewol wir jetzt nur Lohe und

Aepfel, aber keine Thierleichen mehr schälen. Nachher ist es, und zwar im 16. Jarhundert, in ein jetzt noch ganz übliches Scherz- und Schmeichelwort übergegangen, obgleich man vor dreihundert Jahren sich sehr über diesen veränderten Gebrauch aufhielt, wenigstens ihn sehr lächerlich fand. Wir lachen auch noch heute über das „Oos" und „Oesche" (Aas und Aeschen) der Frankfurter, bedenken aber nicht, daß wir mit „Schelm" und „Schelmchen" genau dasselbe sagen, was der Frankfurter mit Oos und Oesche sagt.

Dieses letztere Wort haben wir, wie auch „Haut" deshalb aufgenommen, um daran zu zeigen, was es eigentlich mit dem Herabsinken des Wortsinnes und der Verschlechterung der Bedeutung auf sich habe. Es besteht nämlich diese Verschlechterung eigentlich nur in einer Abschwächung und Verdünnung des eigentlichen Begriffes, so daß die ursprünglich edlen Wörter nach und nach eine niedrigere, die ursprünglich niedrigen allmälich eine beßere Bedeutung annehmen, und gleichsam in der Mitte, in allgemeiner Farblosigkeit, in Uneigentlichkeit und Unbestimmtheit, zusammen kommen. Die Sprache wird allmälich abgenutzt und glatt, kalt und nüchtern.

Auch diese Bemerkungen über die Sprache und deren Wörter, so geringfügig sie scheinen mögen, können für den, welcher nachzudenken versteht, Gegenstand sehr ernsten Nachdenkens und sehr schwerer Betrachtungen werden, zumal in unserer Zeit, welche eigens darauf ausgeht, alle Unterschiede im Leben aufzuheben, alles in Unbestimmtheit zerfließen zu laßen und zur Abgenutztheit und Plattheit aufzureiben. Das Gute soll etwas

schlechter, das Böse etwas beßer werden, damit alles in einen unterschiedlosen Brei zusammenfließe.

Werden wir damit wirklich beßer? Sind das wirkliche Fortschritte unseres Volkes oder der Menschheit? Und wenn das nicht ist — wo liegt denn die wirkliche Beßerung und der wahre Fortschritt?

Eine Schulgeschichte.

(1851.)

Wenn man sich das alberne und nichtswürdige Zeug ansieht, welches der Welt nun schon seit länger als zwei Menschenaltern ist vorgesagt und von Kindesbeinen an eingetrichtert worden, so ist es kein Wunder, daß die Welt so albern, platt und nichtswürdig geworden ist, wie sie sich jetzt darstellt. Dahin gehört vor allem die „Moral“, welche seit siebenzig und mehr Jahren in den höheren und mittleren, zum Theil auch in den niederen Schulen ist getrieben, freilich auch nicht ganz selten Jahr aus Jahr ein von den Kanzeln ist gepredigt worden. Dem eigentlichen Volk, den Bauern, hat sie zum Glück weniger geschadet, weil sie die tolle Hanswurstsprache dieser Moral — eben nicht verstanden; aber die „gebildeten“ Stände sind durch dies Zeug innerlich zerrüttet, albern und matt geworden. Da hieß es: „die erste Pflicht ist die: lerne dich selbst achten.“ So steht in vielen sogenannten Katechismen aus dem Ende des vorigen und dem Anfang des jetzigen Jarhunderts zu lesen, und das ist denn auch richtig so in den Schulen gelehrt worden; ja dieser Punkt hat die Hauptsache in

dem theologischen Hauptexamen des Schreibers dieser Zeilen gebildet. Aber nach einigen Jahren fand er doch ein Haar darin. Er hatte etwa 50 Knaben zu unterrichten, unter denen eine ziemliche Anzal eigentliches Gesindel sich befand; mehrere hatten schon wegen Diebereien Gefängnisstrafe erlitten, einige sogar im Zuchthause geseßen, und einer hatte zwar noch nichts der Art erlitten, stahl aber täglich, was er bekommen konnte, und ist endlich, wie ihm der Schreiber dieses vorausgesagt hatte, in die Eisen gekommen, auch als Eisensträfling im Jahr 1832 an der Cholera gestorben. Diesen Buben schickte sich der Lehrer denn auch an, den woleingelernten und abexaminierten Satz vorzutragen und begreiflich zu machen: „Achte dich selbst, das ist die erste Pflicht". Aber es wollte nicht recht gehen, denn er konnte, nachdem er nur ein Weilchen gesprochen hatte, den Gedanken nicht los werden: da lehrst du ja diese Taugenichtse das Stehlen! denn wen sollten wol eigentlich diese Burschen a ch t e n? den wirklichen Krehan oder Jäger, oder wie sie sonst hießen, der da saß als ein schon vollendeter Gaudieb, oder einen andern, eingebildeten Jäger und Krehan? Daß der „zu achtende" Krehan aber ein anderer, ein beßerer Krehan sei, als der, der da leibhaftig saß, das begreiflich zu machen, wollte nicht recht gelingen, und im Laufe des Unterrichts konnte es der Lehrer selbst nicht mehr begreifen. Die andern Jungen aber lachten, als es darauf hinauskam, daß der Krehan sich selbst achten sollte, denn er war so verachtet, daß er am Ofen auf einem besonderen Bänkchen saß, der Dieberei wegen und noch aus andern

Gründen. Und der „andere" Krehan war ihnen vollends lächerlich. Der Lehrer sah nachgerade wol ein, daß er — nicht zwar selbst Kohl gemacht hatte, aber daß das „Achte dich selbst" Kohl sei, mit dem er nicht nur keinen Dieb beßern, sondern eher Diebe machen werde, wo noch keine waren. Es mußte an einem andern Ende angefangen werden, denn so lief er immer im Zirkel herum, das begriff er wol; er machte die Jungen dumm und verwirrte ihnen die Köpfe, obgleich das berühmte Mühlrad des Herrn George von Vincke noch nicht erfunden war. Aber an welchem Ende nun anfangen? Er überschlug also das Kapitel von der „Selbstachtung", und hub an zu lehren von der Selbsterkenntnis. „Erkenne dich selbst!" Damit mußte es doch beßer gehen! Denn wenn der Dieb sich selbst erkannt hatte, so mußte er doch das Stehlen laßen! Also wurde nun die Selbsterkenntnis dociert, und also begonnen: „Der Mensch ist ein mit Vernunft und freiem Willen begabtes Wesen"; aber der freie Wille hatte ja eben die Diebe zu Dieben gemacht, und gerade aus freiem Willen ließen sie das Stehlen nicht! Und die Vernunft sprach zwar: du sollst nicht stehlen (was nach damaliger Schulmanier leicht zu beweisen war), aber wie gieng es denn nun zu, daß der Wille mit der Vernunft nicht zusammengehen wollte? Gewis, es war ein Spalt, ein Riß in der Seele des Diebes; und wie war es nun anzufangen, um ihm diesen Riß begreiflich zu machen, was doch eben zuerst zur Selbsterkenntnis gehörte? — Das gieng nun zwar nach damaliger Schulmanier zur Not und nach großer Mühe und auf großen Umwegen, und die Mühe scheute der

besagte Lehrer nicht, und die Umwege auch nicht, denn er sprach Stundenlang im größten Eifer, bis ihm die Lunge platzte, woran er noch heute nach fast dreißig Jahren zu leiden hat, und drehete die Sache zehnmal bald so her und hin, bis er meinte, daß sie begriffen sein würde. Aber als sie nun begriffen, als der Riß in der Menschenseele richtig demonstriert war — was wars? hatte alles Einsehen und Begreifen die Diebe gebeßert? Im Gegenteil: einer von diesen Dieben war gerade der rascheste Begreifer und Antworter, stahl aber während des Begreifens und Antwortens seinem Nachbar das Federmeßer. Das wäre indes doch noch nichts gewesen, denn das kann vorkommen und kommt vor, auch wo ganz andere und beßere Dinge gelehrt werden, als „Erkenne dich selbst“ und „Achte dich selbst“, aber als nach einem halben Jahre die schöne Lehre vom „Selbsterkennen“ einmal repetiert und die ganze lange, lange Kette von Beweisen und Schlüßen, die alle in einander griffen wie geschmiedet, wieder ausgespannt werden sollte — sieh da, gerade die Klügsten und die Besten hatten den ganzen Kram vergeßen, und die Geringeren wußten hin und wieder etwas davon — auswendig. War das eine Selbsterkenntnis, die damit anfieng, zu lehren, was Selbsterkenntnis sei, und die es in einem ganzen langen Winter noch nicht einmal dazu gebracht hatte, lernen zu laßen, was Selbsterkenntnis sei? War das eine Selbsterkenntnis, deren Sätze gerade von den dürrsten und trockensten dieser Knabenseelen mit dem Gedächtnis waren gefaßt worden? Die Diebe aber waren und blieben Diebe, und doch sollte durch einen guten Schulunterricht

und gründliche Moral, durch das „Achte dich selbst“ und „Erkenne dich selbst“, das Stehlen verbannt werden können — das stand damals fest, fest wie ein Berg in den Köpfen aller „Gebildeten“. Da gieng der Lehrer, dem wirklich die Diebe am Herzen lagen und der dabei doch selbst an seine Moral fest glaubte, voll Bekümmernis im Vorfrühling zwischen den Gartenhecken und den junggrünen Stachelbeerbüschen hin, und überlegte sich, warum er doch so gar nichts ausrichte? Das Rechte fand er dazumal noch nicht, aber er fand doch etwas. Als er sich nämlich seine ganze schöne Philosophie und Moral noch einmal durchdachte, da kam er auch auf den kategorischen Imperativ: „du kannst, denn du sollst“ und „der Mensch kann, was er will“. Diesen Satz ab- und durchzukatechisieren, hatte er schon nicht den Mut gehabt, denn diesen hatte er schon einige Jahre zuvor an seiner eigenen Seele probiert, und gänzlichen Bankerott damit gemacht, und so besorgte er denn, seine Diebe möchten mit fremdengutslustigen Augen ihn bei dem kategorischen Imperativ anschauen, und, wenn auch nicht mit der Zunge, doch laut und verständlich genug sagen: „Ich kann stehlen, denn ich will stehlen!“ Da wurde er denn inne, daß ihm dazumal schon der kategorische Imperativ als eine bloße Gedankenkunst (Logik) erschienen war, mit der nichts auszurichten stand, und er mußte sich fragen: ob denn nicht am Ende auch die Sätze „Erkenne dich selbst“ und „Achte dich selbst“ gleichfalls zu dieser Gedankenkunst oder Logik gehörten? Und nun fiel ihm ein, daß er vor sechs oder sieben Jahren, eben als die Büsche gerade so frischgrün und lustigjung

gewesen waren wie jetzt, von seinem alten akademischen Lehrer den Anfang seiner Vorlesungen über die Logik gehört hatte, welcher also lautete: „Sie wollen Logik hören, meine Herren. Meine Herren! mit der Logik locken Sie keinen Hund aus dem Ofen.“ Damals hatte er über den alten Mann gelacht und sich aufgehalten, daß er seine eigene Weisheit so schände und schimpfiere; jetzt sah er, daß er mit eben dieser Gedankenkunst sebst wirklich keinen Hund aus dem Ofen, geschweige denn einen Dieb aus seinen Diebsgelüsten heraus locken konnte. Damit erkannte er denn auch, daß er auf einem falschen Wege gewesen war, und das junge grüne Frühjahr gab ihm Mut und Frische, um einen andern Weg zu suchen und einzuschlagen, an welchem er den Sommer über in seiner Schule wandeln wollte. Aber den rechten Weg fand er doch auch in dem Sommer noch nicht.

Lieb.

(1851.)

Das Wort lieb ist im Laufe der letzten Menschenalter einigermaßen in Abgang gekommen; gerade seitdem man an allen Enden die „Liebe“ auf die Fahne schrieb und an die Straßenecken schlug und zu allen Fenstern hinaushängte, seitdem braucht man das Wort lieb an gar manchen Stellen nicht, wo man es sonst gebraucht hatte und wohin es auch von Rechtswegen gehört. Damit mag es sich so verhalten, daß man diejenigen

Gegenstände, die man nicht mehr „lieb“ nennt, auch wirklich nicht mehr lieb hat, und daraus mag nun wol nicht mit Unrecht gefolgert werden, daß man andere Gegenstände hat, welche nicht lieb gehabt zu werden verdienen.

Zuvörderst ist der liebe Gott selbst nicht mehr lieb. Wer spricht denn noch aus ganzem Herzen „der liebe Gott“? wer braucht dieses, jetzt zur Redensart herabgesunkene Wort anders, als wenn er es zu einem gleichgültigen Ausruf benutzt? Es gilt ja selbst bei den Gläubigen, z. B. im Kanzelstil, der je länger je vornehmer, steifer und straffer geworden ist, für einen trivialen Ausdruck — man sagt es zwar nicht, aber man thut darnach, denn man vermeidet geflißentlich den „lieben“ Gott —, und wenn auch die gräulichen Ausdrücke, von denen auf der Kanzel und sonst der liebe Gott ist verdrängt worden, nicht mehr vorkommen, als: die Gottheit, das höchste Wesen, der große Weltbaumeister, so hört man doch immer noch mehr den Weltschöpfer, den Allmächtigen, den Ewigen nennen, als den lieben Gott. Man hat jetzt große Ehrfurcht vor Gott, d. h. ungefähr solche, wie sie den Soldaten in ihrer „Theorie“ beigebracht wird: „linke Hand herab, rechte grad aufwärts an den Czako“, so lange bis der allmächtige Gott vorüberpassiert ist; aber die Arme nach ihm ausstrecken, ihn faßen, den lieben Gott, und ans Herz drücken — behüte! das wäre gegen den Respect und ganz gegen die Theorie.

So nannte man vor Zeiten auch den Tag „den lieben Tag“; als: ich hab um dich geworben so man-

chen lieben Tag", „der liebe Tag ist wieder da", „der liebe Tag ist nun dahin" und dergleichen. Denen, die das Wort zuerst gebraucht haben — und es ist lange, bei wenigstens sechshundert Jahren, im Gebrauch gewesen — hat das Licht und das Leben Freude gemacht, sie haben den Augenblick genoßen und nicht nach der Zukunft gestrebt und ungeduldig in die Ferne hinausgegriffen; sie haben das Kommen des Tages begrüßt und den Ablauf des Tages beklagt, also auf jeden Fall durch den Gebrauch des Ausdruckes bewiesen, daß sie keine Langeweile hatten. Davon wußte überhaupt die ältere Welt bis vor etwa hundert Jahren gar nichts oder so gut wie nichts, es sei denn in einigen verderbten Klöstern, wo die Akedie (unheilbare Trägheit) eingerißen war. Aber heut zu Tage hat man Langeweile, und zwar recht gründliche, und braucht dazu weder Mönch noch Nonne zu sein, Sonntags Alle, die Reichen aber Sonntags und Werktags: „dann kommt der Tag heran — o gieng er wieder!" Und so kommts denn, daß man den lieben Tag nur noch ironisch als Bezeichnung der Langeweile nennt: „den lieben langen Tag da sitzen und warten", „den ganzen lieben Tag lang gähnen". Der wirklich liebe Tag ist auch um Johannistag noch immer zu kurz, der neumodige „liebe Tag" aber um Christtag noch wenigstens um die Hälfte zu lang. Man sollte bald darauf kommen, die neumodige Liebe überhaupt nur für Langweiligkeit und in Bausch und Bogen für Ironie zu halten.

Unsere Väter nannten endlich auch das Brod, das Hausmannsbrod, das liebe Brod. Sie freuten sich

an dem Brod, achteten es hoch — wie durfte vor fünfzig Jahren das liebe Brod zerkrümelt oder zu Kügelchen gedrehet werden! ich hätte es keinem Kinde raten wollen, und als ich es im Jahr 1809 in meinem neunten Jahre zuerst von einem vornehmen Russen sah, welcher ganz gemütlich bei dem Kügelchendrehen davon erzälte, wie man dem Kaiser Paul übergeholfen habe, wobei er an seinem Theil mitgewirkt hatte, grauselte mir es, und wenn ich jetzt Brodkügelchen drehen sehe, muß ich an den Kaiser Paul und an den Strick denken. Sie freuten sich aber nicht allein an dem Brod, unsere Väter, und achteten es hoch, sondern sie waren auch dankbar für das liebe Brod, dankbar gegen den lieben Gott, wie für den lieben Tag. Heut zu Tage achtet niemand das Brod, weder Hausmannsbrod, noch Beckerbrod, noch Weißbrod, noch Tafelbrod, noch Milchbrod, niemand freut sich über das Brod, und dankbar ist vollends niemand mehr dafür. Das liebe Brod ist äußerst langweilig, wie auch der liebe Tag nur höchst langweilig ist, und Gott zu danken ist das allerlangweiligste. Das Brod ist ein Recht, und zwar das allerunterste und sich ohne weiteres von selbst verstehende Recht, keine Gabe, für die man dankbar zu sein braucht, der Tag, das Leben ist ein Recht, und — Gott ist auch ein Rechtssubject, an welches ich meine Ansprüche zu machen habe, ich müßte denn etwa — selbst Gott sein.

Das „liebe" Brod ist erst seit dem dreißigjährigen Kriege und seit dem Elend und Hunger dieser Greuelzeit zur ganz allgemeinen stehenden Formel geworden. Wie wärs, wenn wieder einmal ein dreißigjähriger Krieg

käme, und das Brod wieder lieb machte? Vielleicht würde dann auch der Tag wieder ein lieber Tag und vielleicht sogar käme der liebe Gott wieder auf.

Furcht regiert die Welt.

(1851.)

Diesen alten Spruch haben wir während der letzten Jahre in seiner Wahrheit erkennen zu lernen reichlich Gelegenheit gehabt. Die Revolution von 1848 würde entweder zu gar keinem Erfolge gediehen sein, oder wenigstens den grundumstürzenden Character, den sie trug, nicht angenommen haben, wenn nicht allerwärts bei denen, welche berufen waren, ihr entgegen zu treten, die stärkste, ja eine oft geradezu kindische Furcht geherscht hätte: Furcht vor der „öffentlichen Meinung", vor der „Misliebigkeit", vor der „Unmöglichkeit, sich in seinem Berufe zu behaupten, wenn man sich entschieden ausspreche", Furcht vor dem Schimpfen auf der Gaße oder in den Zeitungen, Furcht vor den aufgeregten großen Massen, Furcht vor Mishandlungen, Furcht vor dem Tode. Da nun die Revolution alle diese Schrecken in reichem Maße einjagte, so kam sie an das Regiment, und behauptete sich trotz ihrer innern Nichtigkeit und Erbärmlichkeit so lange in demselben. Es war so, als wenn aus allen Knochen das Mark, aus allen Herzen das Blut, aus allen Seelen der Wille entwichen sei, so wie nur ein Revolutionär, und wäre es der elendeste Straßenbummler gewesen, den Finger aufhob oder gar

einen Stein. Lächerlich aber freilich auch niederträchtig war es, wie alle diese Hasen und Schlafmützen nicht allein vor dem zurückwichen, der die Schimpfworte ausstieß, die Steine warf und die Andern misliebig machte, sondern auch vor dem, den Schimpfworte und Steine getroffen hatten und welcher misliebig geworden war. Ein Schrei, eine Drohung auch des feigsten Trunkenbolds und Taugenichtses, gegen einen Dritten ausgestoßen, war hinreichend, ganze Scharen rechtlicher, wolgesinnter Männer vor sich her und in die Verstecke zu jagen, und man sah es den frechlustigen und spottfrohen Gesichtern der schmierigen Buben gar deutlich ab, wie jeder Blick und jede Miene es aussprach: „vor uns fürchtet sich alle Welt! jetzt sind wir die Herren!“ Freilich waren sie es. Und noch bis auf den heutigen Tag versuchen sie ihre nunmehr längst verbrauchten Künste von London, von Paris, von Basel aus mit Drohbriefen und Drohmanifesten, mit den alten, jetzt längst abgenutzten Schimpfreden, mit wut- und blutschnaubenden Exclamationen. Es hat gar zu wol gethan, daß die Welt sich auch einmal vor der Dummheit, vor der Gemeinheit und der Niederträchtigkeit gefürchtet hat; daß das aber einmal, und in einem und demselben Menschenalter nicht leicht zum zweitenmal passiert, das begreifen diese Menschen nicht; zum Glück sind sie dazu eben so ordinär, niedrig und beschränkt.

Woher kam aber jene, Vielen unter uns jetzt unbegreifliche Furcht? diese Furcht, deren Mancher sich schon jetzt innerlich schämt, und deren er sich in späteren Zeiten noch mehr schämen wird? Und haben wir Hoff-

nung, daß diese Furcht gewichen sei, nicht aber etwa über kurz oder lang in einer andern Gestalt (denn die Furcht vor den Schnapsbummlern wird wol ziemlich überall ohne Wiederkehr verschwunden sein) zurückkehre?

Zuvörderst kam diese Furcht aus dem stillen und bequem äußeren Leben, welches wir allesamt, vom Bauern bis zum König hinauf, so lange Jahre geführt hatten, von dem stillen und bequemen, und von dem gedankenlosen Leben, an welches wir in dieser Stille und Bequemlichkeit gewöhnt worden waren. Langer stiller Friede ist für das Menschengeschlecht ein Unglück, wenn der Friede ein bloß äußerlicher ist, ein gegebener, gemachter und hingenommener, nicht ein auf dem Willen und dessen Kraft beruhender Friede. Wir waren fast Alle wie die Schlafenden, die im Schlafe von der wirklichen Welt nichts wißen, und die dann ein plötzlicher Schrei aufjagt und dergestalt in Schrecken setzt, daß sie sich nicht zu finden wißen, aufspringen, kopflos hin und her rennen und vor einem Nichts wol in ein Mauseloch kriechen. Ueber seine täglichen kleinen und bequemen Geschäftchen, über sein Vergnügen und seinen Zeitvertreib dachte eigentlich Niemand hinaus, ganz so wie vor der französischen Revolution 1789 in Frankreich auch niemand über den Tag und dessen kleine Geschäfte, Genüße und Spiele hinaus dachte. Die Beßeren unter uns spielten mit ihrer Wißenschaft, ihren Büchern, ihrer Kunst, ihrer Kirchlichkeit, ihrer Wolthätigkeit u. s. w. — sie spielten damit, sie dilettierten damit, denn ein rechter, die Seele, das Herz, den ganzen Menschen ergreifender und in das wirkliche Leben hinausgreifender

Ernst war nicht dabei. Ja es war oft bei den Besten geradezu die Absicht, mit ihrer Wißenschaft und ihrer Kunst nicht in das Leben übergreifen zu wollen, wie z. B. der Schreiber dieser Zeilen, welcher den Drang und das Bestreben hatte, seinen Anteil an seiner Wißenschaft in das Leben und in die wirkliche Welt hinüberzutragen, die sich gerade mit dieser Wißenschaft recht fest, ernst und stark anfaßen ließen, in Streit mit andern Meistern seines Faches kam und Vorwürfe erhielt, daß er die Wißenschaft, welche nur den exclusiven Kreißen angehöre, hinausgeben und „profanieren" wolle. Diese Beßeren und Besten waren alle miteinander zu „Rührmich-nicht-an" geworden, und wo will da Mut herkommen, wo man sich vor jeder Berührung mit der Welt, vor jedem Eingreifen in die Welt scheuet? Da folgt geistige Vornehmheit, geistige Weichlichkeit, und dann — Mutlosigkeit, Furcht, Feigheit. — Die Geringeren, und die bildeten die große Mehrheit, spielten mit ihren täglichen Genüßen: die einen mit ihrem Gelde, die andern mit ihren Reisen, die dritten mit ihren geselligen Zerstreuungen, die vierten mit ihrem Erwerb, und davon sind auch unsere beßeren Bürger und unsere Bauern nicht ausgenommen. Daß Haus und Hof und Ackergut im Dorfe, daß Haus und Gewerbe in der Stadt nicht allein ein Besitz sei, auf dessen ruhige und sichere Erhaltung alles ankomme, sondern ein Beruf, ein Amt, welches mit Unruhe und Aufopferung verknüpft sei, das war gänzlich vergeßen. Da folgte denn auch in diesen Kreißen Schwäche, Mutlosigkeit, Furcht und Feigheit. Jeder Schrei, jedes Gebrüll der Umstürzer war ein

Schrei und ein Gebrüll gegen den eigenen Besitz und Genuß, den man ängstlich hütete, wie eine Glucke ihre Küchlein hütet. Man duckte sich unter die Revolution und suchte sie höchstens von der eigenen Haut abzuhalten, aber ihr entgegenzutreten kraft Berufes und Amtes — davon war keine Rede.

Die Furcht wird aber von weltlicher Seite nur vertrieben durch das feste Bewustsein, daß man nicht für sich, für sein eigenes Leben und Dasein, sondern für einen Beruf und ein Amt einzustehen hat, welches für die wirkliche Welt einzugreifen und derselben, wenn auch in einem noch so engen Kreiße und noch so dunkeln Willen, Gesetz und Regel zu geben bestimt ist. Dieser Gedanke muß auch den tiefsten und stillsten äußerlichen Frieden durchleuchten; man muß überall und zu aller Zeit wißen, daß man Aufgaben zu lösen, Geschäfte zu verrichten, Pflichten zu erfüllen hat, welche weit über Haus und Hof, Familie und Besitz hinausgreifen, und uns zur Behaglichkeit und Gedankenlosigkeit nicht kommen laßen, auch gar nicht kommen laßen sollen. Die Revolutionäre wußten das weit beßer, als die Friedfertigen, Stillen und Mutlosen unter uns, und wenn sie es auch unsinnig ausdrückten („jeder Mensch ist ein geborener Souverän"), so wußten und hatten sie damit doch etwas, was wir weder besaßen noch auch nur wußten und begriffen: daß der Mann nicht nur zum Besitzen, Genießen und Spielen, sondern zum Wirken, Arbeiten und Gebieten geschaffen ist. Die Revolution war in so weit, nämlich unserer Gedankenlosigkeit Behaglichkeit, Furchtsamkeit und Feigheit gegen-

über, berechtigt, das mögen wir uns ja gesagt sein laßen! Sie wußte und begriff, daß es einen Beruf des Mannes gebe, welcher über die Schlafkammer und den Geldsack, über die Bücher und Acten hinausreiche, wenn er auch nicht in Schrift und Instruction verfaßt ist, und da sie nun Gott und Gottes Beruf verworfen und vergeßen hatten, so holten sie sich ihren Beruf vom Teufel; das war ganz natürlich, natürlich, daß sie mit der teuflischen Kraft dieses Berufes uns, die wir weder von Beruf noch von Amt, weder von Gottes noch von des Teufels Beruf etwas hatten, sondern eben gar nichts, daß damit uns oder wenigstens Viele von uns aus Kamisol und Hosen jagten. Selbst unsere kläglichen Liberalen hatten zu jener Zeit etwas mehr von einem Berufe in sich, also bis auf einen gewissen Grad etwas mehr Mut — der sonst ihre Sache eigentlich weder ist noch sein kann — als wir.

Die träge Stille, die Weichlichkeit, die Gedankenlosigkeit und Berufslosigkeit, in der wir lebten, war aber nicht der einzige und am wenigsten der letzte Grund unserer kläglichen Furchtsamkeit, und davon, daß wir uns von der Furcht vor einem Schimpfwort auf der Gaße, vor einer eingeworfenen Fensterscheibe oder einem zerbrochenen Spiegel in das Bockshorn jagen ließen. Wir hatten überhaupt gar keinen festen geistigen Boden mehr unter unseren Füßen — daß es etwas völlig Unbewegliches, Unerschütterliches, Ewiges gebe, das wußten wir nur eben kaum noch für uns selbst, für unsere eigenen Personen, aber nicht mehr für die Welt. Die Unbesieglichkeit unseres Herr Gotts war bei

uns zweifelhaft geworden. Man mag das für einen übertriebenen, für einen schmählichen Vorwurf erklären — wir werden und können ihn nicht zurücknehmen. Gott der Herr war uns ein Hausgott, aber kein Weltgott; der gekreuzigte Christus stand unter unseren Spiegeln, aber nicht in den Wolken mit großer Kraft; der heilige Geist war in unsern Kammern, aber Kammerthür und Hausthür und Fenster schloßen wir sorgfältig zu, damit er nicht etwa hinausgerate auf die Gaße und auf das Markt, und etwa gar öffentlich anfange zu reden und zu beten. Wir traueten ja vor 1848 selbst dem Gebete nicht recht — oder wer will auftreten und behaupten, daß er vor 1848 dem Kirchengebete für den Landesherrn irgend eine göttliche, für den Landesherrn und auf ihn wirkende Kraft aus voller Ueberzeugung und ganzem, von dem Feuer des heiligen Geistes brennendem Herzen zugetraut habe? Wer hat — außer den Theosophen, denn diese haben bei all ihrer Verkehrtheit das Eine wenigstens festgehalten — wer hat geglaubt und gewußt, daß das Gebet der Gemeinde die Gemeinde, das Gebet des zur Regierung des Landes Berufenen das Land, daß das Gebet Aller für Alle die Welt festhalten könne? — Wir haben Gott den Herrn sich vor der Welt, und Christum den König aller Könige sich vor Pontius Pilatus fürchten und verstecken laßen. Wir haben, mehr oder minder, gerade eins der Hauptstücke der Abgeschmacktheit und Haltungslosigkeit, welche man Liberalismus oder Constitutionalismus nennt, mitgemacht: es sei die „Religion“ eigens oder gar nur eine Privatsache,

die Jeder nach seinem Bedürfnis und seiner Entwicklung für sich habe, und mit der man sich am besten im häuslichen oder privaten, vertrauten Kreiße, wo nicht sogar außerhalb der, doch dem Gesetz oder dem Bel zu Babel, der verfallenen, der verlorenen Kirche befinde. Wir haben uns freilich nicht des Grundirrthums schuldig gemacht, den wir an vielen sonst wackern Katholiken beklagen, als sei die Kirche vom Volke in der Weise abhängig, daß sie „der Macht nachgehe", also nach Befinden und ohne dabei innerlich angetastet zu werden, heute ein wenig demokratisch, morgen vielleicht ein wenig constitutionell, übermorgen wieder monarchisch sein dürfe — wir haben das ewige Recht, welches im Himmel wie auf Erden gilt, und die Zukunft der Kirche festgehalten; aber wie? und wo? — Doch nur unter Dreien, Vieren, und mehr klagend als handelnd. Wer aber nur klagt, der zweifelt an des Herrn Gottes Unbesieglichkeit, und wer mehr klagt als handelt, der ist dem Zweifel wenigstens ganz nahe, jedenfalls aber mitten in der Mutlosigkeit, in der Furchtsamkeit.

Räumen wir diese Ursachen der Furcht hinweg — und sie sind zum Theil allerdings bereits hinweggeräumt — so werden wir das nächstemal nicht zu der Welt gehören, welche von der Furcht des Teufels regiert wird. — Was aber noch von diesen Ursachen der Furcht vorhanden ist, wollen wir nächstens betrachten.

Heinrich Heine's Bekehrung.

(1851.)

Manchen Lesern des Volksfreundes wird Heinrich Heine wol bekannt sein; denen, welche ihn nicht kennen, wollen wir sagen, daß er, ein Jude aus Düsseldorf und getauft im Jahre 1825, schon im 22. Jahre, im Jahre 1821, ein bedeutender Dichter war, aber sein großes Dichtertalent dreißig Jahre lang fast zu nichts anderem als zu Lüderlichkeit, Revolution, Religionsspott und Gotteslästerung angewendet hat, womit viel tausend Menschen, welche auf solche Dichterstimmen hören, verführt und in das geistige Verderben gestürzt worden sind. Er, sowie der etwas ältere und nun schon seit einer Reihe von Jahren verstorbene Jude Börne aus Frankfurt, kann für die Literatenwelt als einer der Haupturheber, als ein rechter Vater der ganzen Revolution und Gottlosigkeit gelten, welche, seit zwanzig Jahren in stetem sichtlichem Steigen begriffen, endlich 1848 ausbrach und eines Theils den dummen Dünkel der Halbwißer wie der Büchermenschen, andern Theils die platte Gemeinheit und feige Niederträchtigkeit der Diebe und Verrückten, für beide Theile aber das ausgesprochene Widerchristentum zur alleinigen und vollendeten Herrschaft zu erheben suchte. Heine beklagte nur, daß die Dichter und Schriftsteller in Deutschland, welche auf seiner Spur weiter giengen, nicht eben so geschickt und talentvoll im Revolutionieren und Gotteslästern seien, wie er; er habe gern, äußerte er einmal, Scorpionen ziehen wollen, aber leider seien es nur lauter Flöhe geworden. Wirklich war er allen

den oft gar steifen und durch ihre Forciertheit abstoßenden, folglich oft sehr unschädlichen Junghegelianern und Jungdeutschen, z. B. den Wienbarg, Gutzkow, Prutz, Ruge u. s. w., an Talent, die Gottlosigkeit verführerisch darzustellen und an den Mann zu bringen, weit überlegen; solche diabolisch sich einschmeichelnde Niederträchtigkeiten, solche reizende Gotteslästerungen, wie sie Heinrich Heine geschrieben hat, sind nicht geschrieben worden seit der Apostel Zeit — niemals auch in den Zeiten des alten Heidentums. Auf seiner Seele lasten viele Tausende verlorner Seelen.

Seit 1831 lebte er in Paris, ein Leben, locker und lüderlich wie seine Poesieen, häufig in judenhaftem Zank mit seinen Nationalitätsgenoßen, namentlich auch mit Börne, alle Zeit aber aus allen Kräften fortrevolutionierend und gotteslästernd. Da geschah es im Jahre 1847, daß ihn eine allgemeine Lähmung befiel, welche ihm kaum noch das Gehen erlaubte, und im Mai 1848 wurde er, ganz verkrümmt, auf das Lager geworfen, welches er seitdem nicht hat verlaßen können — er stirbt seit länger als drei Jahren den langsamen Tod des Verschmachtens.

Aber sein Geist blieb lebendig und ist noch lebendig bis auf diesen Tag. Im Sommer des Jahres 1848 verbreitete sich das Gerücht, Heinrich Heine habe dem Heidentum entsagt und bekannt, er sei nur ein „armer Jude“. Die Revolutionäre bestritten es anfangs ingrimmig; später fiengen sie an zu schimpfen, und so konnte man annehmen, daß etwas Wahres an der Sache sein müße. Recht wußte aber Niemand, wie es um die

Sache stand; nur so viel verlautete, er werde sich über dieselbe in dem nächstens erscheinenden dritten Bande seiner Gedichte aussprechen.

Dieser dritten Band ist nun so eben in der altbekannten revolutionären Verlagshandlung von Hoffmann und Campe in Hamburg unter dem Titel „Romanzero“ erschienen (übrigens in Kassel bei H. Hotop gedruckt) und in dem aus Paris vom 30. September d. J. datierten Nachwort sagt er über seine Bekehrung Folgendes, was, mit wie viel Sätzen, mit so viel Blitzen auf die Häupter der Gottesvergeßenen und Gotteslästerer unserer Tage herabfährt.

„Ich hatte damals (1847, als er ein anderes Werkchen „Faust“ schrieb) noch etwas Fleisch und Heidentum an mir, und ich war noch nicht zu dem spiritualistischen Scelette abgemagert, das seiner gänzlichen Auflösung entgegen harrt. Aber existiere ich wirklich noch? Mein Leib ist so sehr in die Krümpe gegangen, daß schier nichts übrig geblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach, um diese Bäume und ihr frisches Wehen beneide ich dich, College Merlinus, denn kein grünes Blatt rauscht herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und spat nur Wagengerassel, Gehämmer, Gekeife und Claviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen

— das ist ein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, daß solches nachgrade langweilig wird für mich wie für meine Freunde. Doch Geduld, alles hat sein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzten.“ — — — —

„Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe manchen gekratzt, manchen gebißen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmut würden sich minder frömmig geberden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, daß ich mich solcher angeborenen Waffen nur selten bedient habe. Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie ertheilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deshalb in vorliegende Samlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthalten, habe ich mit ängstlichem Eifer den Flammen überliefert. Es ist beßer, daß die Verse brennen, als der Versifex. Ja, wie mit der Creatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Aergernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten sich noch herber. Der gesammte hohe Klerus des Atheis-

mus hat sein Anathema über mich ausgesprochen, und es gibt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück stehen ihnen keine andere Folterinstrumente zu Gebote, als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindlichsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und, um ihn zu manifestieren, muß man die Ellenbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und das ist doch die Hauptsache — so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w. annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsere Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeldlich in den Korb schiebt. Ein solcher schöner Markknochen wird in der französischen Küchensprache la réjouissance genannt, und man

kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen, schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend sind. Daß ich eine solche réjouissance nicht ablehnte und sie vielmehr mit Behagen zu Gemüte führte, wird jeder fühlende Mensch billigen."

„Ich habe vom Gott der Pantheisten geredet, aber ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß er im Grunde gar kein Gott ist, sowie überhaupt die Pantheisten eigentlich nur verschämte Atheisten sind, die sich weniger vor der Sache, als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen, fürchten. Auch haben die meisten in Deutschland während der Restaurationszeit mit dem lieben Gott dieselbe fünfzehnjährige Komödie gespielt, welche hier in Frankreich die constitutionellen Royalisten, die größtenteils im Herzen Republikaner waren, mit dem Königtum spielten. Nach der Juliusrevolution ließ man jenseits wie diesseits des Rheines die Maske fallen. Seitdem, besonders aber nach dem Sturz Ludwig Philipps, des besten Monarchen, der jemals die constitutionelle Dornenkrone trug, bildete sich hier in Frankreich die Meinung: daß nur zwei Regierungsformen, das absolute Königtum und die Republik, die Kritik der Vernunft oder der Erfahrung aushielten, daß man Eins von beiden wählen müße, daß alles dazwischen liegende Mischwerk unwahr, unhaltbar und verderblich sei. In derselben Weise tauchte in Deutschland die Ansicht auf, daß man wählen müße zwischen der Religion und der Philosophie, zwischen dem geoffenbarten Dogma des Glaubens und der letzten Consequenz des Denkens, zwischen dem absoluten Bibelgott und dem Atheismus."

So spricht Heinrich Heine, und wie es ihm Niemand gleich gethan hat an Wahrheit und Ungeschminktheit der Gotteslästerung, so wird es ihm von den jetzt lebenden Gottesleugnern auch Niemand gleich thun an Wahrheit und Ungeschminktheit des Bekenntnisses der Bekehrung. Es ist freilich nur der erste Anfang einer Bekehrung. Er sagt ausdrücklich, daß er „bei denselben demokratischen*) Principien verharre, denen seine frühe Jugend gehuldigt habe, und für die er seitdem immer flammender erglüht sei", und einige Gedichte eben dieses 3. Bandes geben davon nur allzu deutliches Zeugnis. Daß Gott der Herr nicht allein ein persönlicher Gott und Tröster der Armen und Kranken und ein Geber des ewigen Lebens, dieses kräftigen, umsonst (ja wol umsonst!) geschenkten Markknochens, sondern auch ein Gott der Zucht unter den Völkern und des Rechtes auf Erden ist, das weiß Heinrich Heine allerdings noch nicht. Aber er weiß, daß dieser lebendige Gott die Ellenbogen regen kann — und das weiß Heine nicht als Redensart —; damit könnte er denn, wenn ihn der Herr über Leben und Tod noch länger in seiner Matratzengruft zu Paris liegen läßt, wol auch noch um einen guten Schritt weiter kommen. Uebrigens kann uns dies doch eine Warnung sein: möglich wäre es, daß die Demokratie hierin Heine

*) Dieses Wort „demokratischen" läßt die Augsburger Allgemeine Zeitung, welche in der Beilage zu Nr. 307, 3. Nov., gleichfalls über die Bekehrung Heines berichtet, weg; warum? wißen wir nicht zu sagen, wenn es nicht die reine Lust am Lügen ist, durch welche sich diese noble Zeitung allezeit ausgezeichnet hat.

nachäffte und sich fromm anstellte, worauf wir schon zu wiederholten Malen haben hinweisen müßen. Zwar Heine spricht die Wahrheit, und die Demokraten, welche ihm nachsprechen, werden äffisch lügen, aber es könnte doch sein, daß die Lüge auf eine Zeit und für viele Schwache den Schein der Wahrheit annähme.

Auch ist er nicht zu irgend einer Kirche zurückgekehrt; er ist bis jetzt ein Bekehrter auf seine eigene Hand und ohne alle Gemeinschaft. Das sagt er eben in dem Nachwort auf die allerbestimteste, fast noch kirchenfeindliche Weise, und eben so äußert er sich in seinen Gedichten, z. B. in einem, wo er von seinem baldigen Tode spricht:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen;

nur seine Frau werde an einem schönen Tage auf dem Montmartre spazieren gehen, mit feuchten Blicken einen Immortellenkranz auf sein Grab legen und dann — in einem Fiaker nach Hause fahren. Ganz in der frivolen Weise früherer Zeit! — Aber daß ihm weh ist in dieser Einsamkeit, das sagt er auch; das bezeugen obige Verszeilen, das bezeugen manche andere Stellen seiner Gedichte, wie:

Traurig schau ich in die Höh,
Wo viel tausend Sterne nicken —
Aber meinen eignen Stern
Kann ich nirgends dort erblicken.

Hat im güldnen Labyrinth
Sich vielleicht verirrt am Himmel,
Wie ich selber mich verirrt
In dem irdischen Getümmel.

Doch, wie dem auch sei, dieser allererste Anfang einer Bekehrung ist in all seiner Unvollkommenheit ein wahrer Anfang, viel wahrer als zum Beispiel die Bekehrung der Gräfin Hahn-Hahn, die mit gleichen Füßen in die Kirche mitten hinein gesprungen ist, um in der Kirche — Ida Hahn-Hahn zu bleiben, nachher wie vorher. Heinrich Heine hat sich gewandelt — Heinrich Heine hat innerlich etwas, und sei es noch so wenig, erfahren. Aber es ist nicht wenig: er hat erfahren, daß Gott die Ellenbogen gegen ihn geregt hat, daß er einen Gott bedarf, der zu helfen vermag, daß er der Barmherzigkeit Gottes bedürftig ist. Diesen ersten Anfang der Bekehrung nennen wir die Berufung, wol auch die Erweckung. — Was halten wir nun aber von solchen Aeußerungen, wie folgende ist, welche die Redaction obbesagter Augsburger Allgemeinen Zeitung über Heine laut werden läßt: „Wir sind dem Heinrich Heine „gewis von Herzen zugethan; doch können wir nicht „verschweigen, der herablaßende Ton obiger Erzälung, „wie er den persönlichen Gott wieder zu Gnaden auf„genommen, erinnert uns an den Pfeffelschen Vers:

„‚Du lieber Gott darfst wieder sein,
„‚So sprach der Schah der Franken;
„‚Schick flugs ihm ein paar Engelein,
„‚Dich bei ihm zu bedanken.‘“

Uns unserer Seits erinnert diese Vornehmheit der Augsburgerin an den Spruch: Tyrus und Sidon wird aufstehen am jüngsten Tage wider dies Geschlecht und wird es verdammen.

(Heinrich Heine, von dessen Fortschritt in der Rückkehr zu Gott, von dem Fortschritt aus der Berufung und Erweckung zur Erleuchtung, und aus der Erleuchtung zur wirklichen Bekehrung durch Buße und Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Christus den Herrn wir nichts vernommen haben [oder haben vernehmen sollen, was auch sehr möglich ist] starb in seiner „Matratzengruft" zu Paris am 17. Februar 1856 früh 5 Uhr, und wurde am 20. Februar begraben.)

Die gute alte Zeit.

(1851.)

Wer von uns denkt nicht der „guten alten Zeit"? und wer von uns sucht nicht die gute alte Zeit? Hat doch der Volksfreund selbst sich mehr als einmal nach dieser guten alten Zeit umgeschaut, sie in der Sitte und im Glauben, in der Zucht und im Gesetz, in der Justiz und in der Staatsverwaltung, ja einmal sogar im Bettel, geschildert und ihr Verschwinden beklagt. Wo aber suchen wir die gute alte Zeit? wo finden wir sie? Die Meisten suchen sie bekanntlich, und so ist es schon vor Jahrtausenden gewesen — denn so lange singt und sagt man schon von der guten alten Zeit — in den Zeiten ihrer Jugend und Kindheit, oder in den Zeiten ihrer

Väter und Großväter, und Manche gehen noch weiter zurück bis in das siebenzehnte Jahrhundert, bis in das sechzehnte, bis in das Mittelalter. So wird es auch noch künftig sein, noch künftig gehen — eben so, wie heute; es ist kein Zweifel, unsere frommen Enkel und Urenkel werden auch unsere Zeit, diese Zeit, welche wir, zumal wir Aelteren, nach Salomos altem Spruch für eine böse Zeit erklären, und für Tage, die uns nicht gefallen, dennoch für eine gute alte Zeit halten und ihr Verschwinden beklagen — wäre es auch nur in gewissem Betrachte.

In gewissem Betrachte; das ist es auch, worauf es ankommt. Im Ganzen hat es niemals eine gute alte Zeit gegeben, als im Paradiese, und es gehört zu den thörichten, es gehört zu den sehr gefährlichen Teuschungen, sich die Zeit der Väter als ein Paradies auszumalen. Damit verliert man ganz den Sinn, und, was viel schlimmer ist, die Kraft für die Aufgaben, welche die Gegenwart und die Zukunft an uns stellt — Viele, welche stets von der dichterisch ausgeschmückten guten alten Zeit reden, singen und sagen, werden ganz träumerisch, weich, unbrauchbar für das wirkliche Leben, schwach und albern. Es kommt darauf an, zu wißen, daß es in gewissem Sinne, in gewissen bestimten Lebenskreißen, in ganz concreten handgreiflichen Verhältnissen allerdings zu gewissen bestimten älteren Zeiten beßer gewesen ist, als zu späteren oder vollends zu unseren Zeiten, in andern aber eben so schlimm, und in noch andern sogar weit schlimmer. Das will genau geprüft und wol verstanden sein, und dazu ist wieder sehr genaue und

eingehende Kenntnis der ältern Zeiten und Zustände erforderlich — sonst bleibt es nicht aus: man macht poetische, romantische, vielleicht sogar fromme Phrasen, und deren kann es eben so wol geben und gibt es eben so wol, wie gottlose Phrasen. Und das fromme Geschwätz ist oft noch schlimmer, als das gottlose Geschwätz — wenigstens viel unleidlicher. Dem Geschwätz und den Phrasen möchte aber der Volksfreund auch nicht einmal scheinbar Vorschub geleistet haben, und deswegen will er es nicht versäumen, sich über die gute alte Zeit rund und ausführlich auszusprechen, und er thut das um so lieber, ist auch um so eher dazu verpflichtet und berufen, als diese Sache so ganz zu dem eigenen Kram des Schreibers des Volksfreundes, zu seiner sogenannten Wißenschaft, gehört.

„Nun, eine schlimmere Zeit, als die gegenwärtige, kann es doch, seitdem die christliche Kirche besteht, nimmermehr, und am wenigsten in Deutschland, gegeben haben!“ So sagt wol Mancher, der, wenn er bis hierher gelesen hat, in Furcht gerät, daß ihm die gute alte Zeit zerstört oder geraubt werden solle, in die er bisher, wie in einen schönen Sonnenuntergang und ein stralendes Abendrot nach einem sommerlangen Tage hineingeschaut hat mit tiefer Wehmut und doch mit innigem Behagen, bis ihm die Augen geblendet wurden von all dem Glanze verschwindender und verschwundener Herrlichkeit. „Nein, eine schlimmere Zeit hat es nie gegeben!“

Gemach, verehrter Freund, gemach! Wir wollen diesmal gar nicht sprechen von der Völkerwanderung und von den Sachsenkriegen unter Karl dem Großen, nicht

von Kaiser Heinrich dem Vierten und seiner Zeit und nicht von dem Ende der Hohenstaufen und dem Interregnum, wiewol es leicht sein würde, den ersten dieser Zeitpunkte als in jedem Betrachte schlimmer darzustellen, als unsere Zeit, und in jedem andern der eben genannten Zeitabschnitte einzelne Züge zu finden, welche directe Vergleichung mit unserer Zeit leiden, und sich meist sehr erheblich schlimmer herausstellen würden, als die entsprechenden Züge unserer Tage, zum Theil aber wenigstens eben so schlimm, wie die Gegenwart. Von all diesen Zeiten, als für unsern dermaligen Zweck zu entfernt liegend, wollen wir nicht ein Wort reden, sondern nur da anfangen, wo die Zustände sich so gestalten, daß sie, für einen Jeden, wenigstens für den der Geschichte nur halb Kundigen, faßlich, auf die gegenwärtigen Zustände vorbereiten. Das ist das Ende des sogenannten Mittelalters, genau die Zeit von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an.

Um die Sache gleich beim Kopfe anzufaßen, behaupten wir mit Beziehung auf obige Einrede: die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, von 1350—1400 und der Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, also zusammen die Zeit von achtzig Jahren, 1350—1430, war in jeder Hinsicht weit schlimmer als die gegenwärtige Zeit. Klagen wir jetzt über äußere Unruhe, und wir vergegenwärtigen uns jene Zeit, so müßen wir unsere Tage noch als friedliche Tage und ruhige Zeiten preisen. Wir erinnern, um allein bei Hessen stehen zu bleiben, an die wüsten Kriegszüge, welche in den Jahren 1371 bis 1375 in Folge der übermütigen, habsüchtigen und

treulosen Erhebung des Herzogs Otto von Braunschweig, des Grafen Gottfried von Ziegenhain und des Sternerbundes gegen die hessischen Landgrafen Heinrich II. und Hermann Statt fanden, und in denen wenig Dörflein in Hessen ohne schwere Beunruhigung mögen geblieben sein, die meisten mit Brand, Plünderung und Todtschlag, oft mehr als einmal, heimgesucht wurden, und Niemand seines Lebens und Eigentums über einen Tag hinaus, ja nur auf eine Stunde sicher war. Und diese entsetzlichen Zustände setzten sich, wenn auch mit Unterbrechungen, aber immer nur kürzeren, von einigen Monaten, selten von einem Jahr oder einigen Jahren, durch den ganzen Rest des Jahrhunderts fort, und erfüllten sogar den größten Theil des fünfzehnten Jahrhunderts. Wie es aber damals in Hessen aussah, so sah es in ganz Deutschland aus — die Heiterkeit, Milde, Gesittung, welche noch vor hundert, mehr aber vor 150—200 Jahren in Deutschland geherscht hatte, war bis auf die letzte Spur geschwunden, und Rohheit, Uebermut, Zügellosigkeit, Habgier herschten ganz allein. — Klagen wir über die eingerißene Treulosigkeit unserer Zeitgenoßen — die damalige Zeit gewährt Ereignisse, durch welche unsere Zeit weit überboten wird. Im Anfange jenes Sternerkrieges war der Landgraf Hermann so verlaßen, daß er die Abgeordneten der oberhessischen Städte zu Marburg auf den Markt versammelte, und bei dem Kumpf daselbst stehend mit weinenden Augen zu ihnen sagte: „Alle seine Freunde und auf Schlößern geseßene Junker und Edelleute in seinem Lande zusammen könne er wol mit einem Hellerbrode speisen", so daß bei diesen

Worten mancher Mann in Weinen ausbrach. Der höhere Adel war auch wirklich abgefallen und blieb feindlich, weil diese Herren (meist jetzt ausgestorbene Geschlechter: die von Lisberg, von Falkenberg, von Eisenbach, von Eppenstein) dem Landgrafen seine Eigenschaft als Landesherr nicht gönnten, indem sie eben so viel Recht darauf zu haben meinten, Landesherrn zu sein, und der niedere Adel, wenige Geschlechter ausgenommen, wankte, fand sich auch erst allmälich wieder zur Treue zurück. Fest standen die Städte, welche damals in Marburg einmütig sich dahin aussprachen, sie wollten mit Leib und Gut bei dem Landgrafen stehen und todt und lebendig bei ihm bleiben, womit später die niederhessischen Städte, Kassel an der Spitze, sich einverstanden erklärten. Aber später, als derselbe Landgraf seine landesherrlichen Rechte auch gegen die Städte eben so wie gegen den höheren Adel geltend machte, trat die Stadt Kassel, die, wie viele Städte damaliger, mehr freilich etwas früherer, Zeit, nach Unabhängigkeit, den Reichsstädten gleich, strebte, wider den Landgrafen auf, und es folgten Dinge, gegen die das, was heute geschieht, Kleinigkeit ist — „Zerwürfnisse der widerwärtigsten Art". — Und auch in dieser Beziehung, in der Willkür, Treulosigkeit, übermütigen Rechtspocherei, Maßlosigkeit und Aufrührerei, war es in ganz Deutschland nicht beßer bestellt als in unserm Hessenlande. Das war warhaftig keine gute alte Zeit.

Indes alles dies ist noch nichts gegen die inneren Zustände der damaligen Zeit. Mag auch heut zu Tage der Abfall von dem christlichen Glauben eine schauerliche Höhe und eine Entsetzen erregende Verbreitung bekommen

haben — es steht jetzt doch die Kirche selbst fest, wenn gleich gespalten in die katholische und evangelische, sie stehet fest und öffnet ihren Mutterschoß allen denen, welche zu ihr fliehen wollen. Es gibt heut zu Tage einen innern Frieden und einen Trost für jeden, der ihn sucht und begehrt — die Heilkräfte der Kirche sind selbst gesund und stark. Damals gab es einen solchen Zufluchtsort nicht. Die Kirche war an sich selbst irre geworden. Zwei, auch drei Päpste standen gegeneinander, und die Herzen der Gläubigen waren bis in die letzten Fasern gespalten; der alte Glaube hatte sich in eine künstliche, oft wunderliche und abenteuerliche Gelehrsamkeit verkehrt, gegen welche unsere Gelehrsamkeit, die dem Glauben so großen Schaden gethan hat, ein Kinderspiel ist; Weltgeistliche und Klostergeistliche waren in eine so allgemeine und tiefe Zerrüttung verfallen, daß man wol sagen konnte: Gottes Wort sei damals völlig verschüttet und vergraben gewesen, und die Hülfe und Beßerung, welche man suchte, war und blieb länger als hundert Jahre eine bloß äußerliche: man suchte das Uebel, wenn man es ja erkannte, lediglich in den Ordnungen und der Verfaßung der Kirche und in der Beßerung des Lebens der Geistlichen (d. h. in der sogenannten „Reformation an Haupt und Gliedern"), natürlich völlig vergeblich. Die Beßeren waren gänzlich machtlos; ihre Stimme wurde kaum gehört in dem allgemeinen, wüsten, wilden und kopflosen Kirchenstreit, welcher neben dem gleich wüsten und wilden Weltstreit hergieng.

Von der innern und äußern Verwirrung, welche damals in den deutschen Landen herschte, ist es schwer,

sich selbst in den Tagen unserer Verwirrung ein getreues Bild zu verschaffen. Es war eine vollkommen trostlose Zeit, und nur sehr wenige waren es, über welche der Sturm dieser entsetzlichen Jahrzehente hinwegbrauste, ohne sie zu berühren.

Wer aber etwa, der Zeiten- und der Sittengeschichte weniger kundig, meinen wollte, es habe dazumal mehr Einfalt und „Sittenreinheit" geherscht, der möge wißen, daß jene Zeit eine der allerabgefeimtesten, listigsten, treulosesten Zeiten in allen Schichten des Lebens gewesen ist — sie gehörte zu den allerhabsüchtigsten, und schon darum kann sie nichts weniger als treuherzig und einfältig gewesen sein. Was indes die „Sittenreinheit" angeht, so gehörte diese Zeit schon mit zu der allgemeinen Zügellosigkeit und Schamlosigkeit, welche durch das ganze 15. und 16. Jahrhundert hinreichte, alle Stände und Klassen der Gesellschaft, vom Bauern bis zum Kaiser, gleichmäßig beherschte und bis auf unsere Tage ihres Gleichen nicht wieder gehabt hat. Mag es auch für Viele, die sich gern in die „alte deutsche Sitteneinfalt und Sittenreinheit" zurückträumen, bitter und widrig schmecken, das muß gesagt werden: unsere Zeit war bisher an „Sittenreinheit", meinetwegen auch nur an Anstand und Schick, den früheren Jahrhunderten weit überlegen. Erst in der allerneuesten Zeit haben die Demokraten und ihre Vorläufer und Helfershelfer wieder einen Zustand mit nur allzu gutem Erfolge angebahnt, welcher dem des ausgehenden 14. Jahrhunderts gleich ist, mithin noch zu denselben scheußlichen Ergebnissen führen

muß, wie sie am Ende des 15. Jahrhunderts vorhanden waren — oder zu noch schlimmeren, was auch möglich ist.

Von der Zeit an, als die Hussitenkriege ein Ende nahmen, war verhältnismäßig etwas mehr Friede in Deutschland, als in den früheren Zeiten, von denen wir eben sprachen; verhältnismäßig, denn es gab für manche Gegenden doch auf einige Jahre anhaltende Ruhe; Hessen hat sich namentlich unter Landgraf Ludwig dem Aelteren, den man den Friedfertigen nennt, merklich beßer befunden, als früherhin, großenteils deshalb, weil nun das Ansehen der Landesherschaft mehr befestigt war, als zu den Zeiten des Sternerkrieges und der Kasseler Empörung. Aber die Fehden und Kriege giengen ununterbrochen fort, wenn sie auch nicht mehr so allgemein und gewissermaßen so toll wurden, wie früher. Wir können uns das 15. Jahrhundert ungefähr so vorstellen, als wenn jetzt mit jeder Woche, ja mit jedem Tage ein blutiger Auflauf, ein tobender Krawall müßte erwartet werden, nur daß diese Aufläufe, damals Fehden und Raubzüge genannt, jedesmal Blut und Leben, Brand und Verwüstung, namentlich auch des Viehstandes und der Saaten, kosteten. Werden wir eine solche Zeit wol eine gute zu nennen Lust haben? Zumal wenn wir nur daran denken, wie die beiden hessischen Landgrafen, Ludwig in Kassel und Heinrich in Marburg, einander auf das Bitterste befeindeten und die zerstörendsten Kriegszüge gegen einander unternahmen? oder an die Zeiten nach Landgraf Wilhelms II. Tode, als sein Sohn Philipp (der Großmütige) ein kleines Kind war, und niemand wußte, wer Herr im Lande Hessen war, ob die „Regen-

ten", oder die Mutter Philipps, oder der alte schwachsinnige Landgraf Wilhelm I. oder gar ein Fremder? „Zerwürfnisse widerwärtigster Art!"

Innerlich sah es in den 80 bis 100 Jahren, von denen wir jetzt sprechen, nicht nur nicht beßer aus, als in den vorigen 80 Jahren, sondern noch um ein gutes Theil schlechter. Man flickte und beßerte an der Kirche, aber nur an ihrer Verfaßung — innerlich war sie wirkungslos; wer Trost und Befriedigung suchte, und deren gab es dazumal mehr, als früher, fand ihn gewis nicht bei der Geistlichkeit, welche von dem Trost und Frieden in Christo selbst nichts wußten, meist sogar nicht daran glaubten — es sah gerade aus, als habe das Christentum sich abgelebt, was auch die Ungläubigen, welche damals in Italien mit dem neuen Griechentum aufstanden, laut und höhnend verkündigten; und dieser Schein der Abgelebtheit der christlichen Kirche war damals in weit höherem Grade vorhanden, als er etwa heut zu Tage vorhanden ist — jetzt halten sich die Ungläubigen die Augen fest zu vor dem stralenden Licht, welches aus der Kirche, der katholischen wie der evangelischen, hervorglänzt, und behaupten, sie sei todt und dunkel, weil sie nichts davon sehn; damals mußte man schon scharfe Augen haben, um die Funken unter der Asche zu entdecken, welche nicht von Menschen, sondern von dem dreieinigen Gott erhalten wurden, und jederzeit wieder in eine helle Flamme aufschlagen können, wenn Sein Geist wehet, der da wehet wo und wann Er will. Aeußerlich war die christliche Kirche machtloser als je; stumpfsinnig, wenigstens gleichgültig und ohnmächtig ließ man

1453 ein christliches Kaisertum, das orientalische, vor dem Schwerte des Widerchrists, welches Islam heißt, untergehen, Constantinopel von den Türken erobern und in Europa dieses Schwert des Widerchrists einen Herscherthron einnehmen. Wir sind jetzt an die „Türkei", an den türkischen Sultan in Constantinopel gewöhnt, aber daß eine Türkei und ein türkischer Sultan in Europa möglich gewesen und noch jetzt wirklich vorhanden ist, gehört zu den allerkläglichsten Schmach- und Jammerstücken der Christenheit, wie unsere Zeit mit samt ihrem Unglauben und Abfall kein zweites und gleichstehendes aufweisen kann. — Daß in Beziehung auf die gute Sitte jene Zeit eine äußerst schlechte war, haben wir vorher bereits berührt; Unzucht und Lüderlichkeit herschten dazumal in allen Ständen mit einer fast unglaublichen Schamlosigkeit, und in weit höherem Grade, als sie jetzt nur in einzelnen Ständen und Schichten der Gesellschaft herschen, z. B. war es etwas sehr Gewöhnliches, daß die Männer ihren Frauen, etwas noch Gewöhnlicheres, daß die Frauen ihren Männern davonliefen, und wenn sie sich dann Jahrelang in dem tiefsten Schmutz der Niedrigkeit herumgewälzt hatten, wieder nach Hause kamen, sich breit an Tisch und Herd hinpflanzten und ihre Rechte wie vorher in Anspruch nahmen, ungescheut und schamlos, als sei gar nichts vorgefallen. Daher ist es gekommen, daß man später als die Reformation eingetreten war, in der evangelischen Kirche die bösliche Verlaßung als einen triftigen Ehescheidungsgrund aufstellte und annahm, um solchen Schändlichkeiten zu steuern. Schließt man von dem,

was damals und noch weit später Unsauberes, Schmutziges und Unzüchtiges geschrieben worden ist, zurück auf das, was damals in dieser Art mag gesprochen worden sein und im täglichen Verkehr vorgekommen sein muß, so sträuben sich die Haare über die Frechheit und Scheußlichkeit, welche damals die Herschaft hatte. Der Erfolg dieses scheußlichen Lebens war denn auch das Entstehen der gräßlichen Krankheit der sogenannten Franzosen, welche früherhin gar nicht vorhanden gewesen war, auch nicht vorhanden sein konnte, und an welcher am Ende des 15. Jarhunderts und im 16. Hunderte bei lebendigem Leibe buchstäblich verfaulten. Die Völlerei nahm gegen früher im größern Maße zu, und es kam bekanntlich dahin, daß das Vollsaufen zu den Ehrenstücken gerechnet wurde. Gerade in diesem Punkte hatte man in jener Zeit Ursache, sich nach einer guten alten Zeit zurückzusehnen, denn eine solche hatte es in Hinsicht auf die Mäßigkeit im Trunke allerdings gegeben. Das freilich uralte Laster der Deutschen, die Völlerei, war nämlich an zwei Jarhunderte — vielleicht länger — wenigstens von Seiten der höheren und höchsten Stände völlig abgelegt gewesen (im 12. und 13. Jarhundert); erst im 14. fieng es wieder an, und erreichte im 15. und 16. Jarhundert eine schauerliche Höhe, woher es auch kommen mag, daß in diesen Jarhunderten die Lebensdauer der mittleren Stände so ungemein kurz war, weit kürzer als jetzt. —

An Erfindungen war bekanntlich die Zeit von der wir reden, reich; wie man jetzt sich ausdrückt „der menschliche Geist nahm einen nie geahnten Aufschwung“,

und man meint damit außer den früheren Erfindungen des Papiers, des Schießpulvers, der Uhren u. dgl. vor allem die Erfindung der Buchdruckerkunst, die sogenannte „Wiedererweckung der Wißenschaften“ d. h. die erneuerte Bekanntschaft mit der Dichtkunst und Redekunst der alten Griechen und Römer, und die Verbeßerung der Schiffartskunde nebst der daraus folgenden Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien. Aber diese Dinge helfen zu innerer Ruhe und innerem Frieden, zur Genügsamkeit und Zucht, zur sicheren Gestaltung des öffentlichen oder geselligen Lebens nicht nur nichts, sondern sie dienten allesamt nur dazu, theils (wie das Schießpulver und das römische Recht) die alten Zustände, so weit sie noch gut waren, zu zerstören, ohne daß sie im Stande gewesen wären, etwas Neues Beßeres an die Stelle zu setzen, theils dazu, der Welt eine Unruhe und Maßlosigkeit einzuimpfen, welche bis dahin noch nicht vorhanden gewesen war, Prunksucht, Prachtliebe und Genußgier, Wanderlust und Glückversucherei zu erwecken, wie wir sie heut zu Tage, wo doch Vieles an jene, nicht gute, sondern sehr böse alte Zeit erinnert, noch nicht erlebt haben. Die Zeit der Erfindungen und Entdeckungen auf dem äußern Gebiete des Lebens, seien das Erfindungen der Kompasse oder der Dampfmaschinen, der Buchdruckerkunst oder der Telegraphen, ist niemals eine Zeit der warhaften Bildung und Gesittung. In dieser Unruhe, Unzufriedenheit, Eigensucht, Genußgier, Prunksucht und Prachtliebe, in welcher letzteren es ein Stand dem andern zuvorthun, zumal die niedrigeren die höheren einholen und über-

bieten wollten, liegt die eigentliche, innere Erklärung der Bauernunruhen und Bauernaufstände, welche damals in Süddeutschland schon auftauchten und später im sogenannten Bauernkriege sich auf gräßliche Weise entluden; auch dürfen diese Zustände nicht vergeßen werden, wenn man das Wiedertäufertreiben in Münster vollständig begreifen will.

Verhältnismäßig am wenigsten eingetaucht in das damalige allgemeine Verderben waren die höheren und höchsten Stände, weit mehr herschte es in den mittlern Ständen, unter dem niederen Adel, unter den Gelehrten, der niederen Geistlichkeit und im Bauernstande. Der Bürgerstand hielt sich gleichfalls, freilich mit manchen erheblichen Ausnahmen, leidlich frei von dem Schmutze des Sumpfes, in welchen alles zu versinken drohete; in manchen Städten stand es sogar so, daß man auf diese Zeit, freilich verhältnismäßig, immerhin noch als eine gute alte Zeit des Bürgerstandes zurückblicken kann. Die wilden Wetter giengen eben über manche Städte hinweg.

Jetzt kam die Reformation, und weckte allerdings viel tausend Herzen zu einer ernsteren Stimmung und Gesinnung, wirkte wahre Buße und Beßerung, Zuversicht und Trost in ganzen Ständen und Schichten der Gesellschaft, vorzugsweise bei dem niedern Adel, bei der niederen Geistlichkeit und in den Städten; — aber eine eigentliche Beßerung der Zustände im Ganzen und Großen wirkte sie unmittelbar und direct nicht. Die Unruhe, Habgier, Völlerei und Unzucht, der Prunk und die Verschwendung blieb auch im sechzehnten Jarhundert

wie sie im fünfzehnten gewesen war. Ja im Gegenteil: die Zügellosigkeit, welche bisher schon geherscht hatte, meinte durch Luthers Auftreten und durch die Entbindung der Seligkeit von menschlichen Gesetzen sich nun von jedem, nicht allein menschlichen sondern auch göttlichen Gesetz entbunden, und gleichsam zu ihrem Rechte gekommen zu sein. Die Gotteslästerung zumal, die Spielwut, die Verschwendung, die Unruhe und der Müßiggang nahmen während des 16. Jarhunderts noch zu, und zum Theil gerade in denjenigen Gegenden, welche sich der Reformation zugewendet hatten.

Luther selbst und nach ihm viele andere fromme Männer, besonders viele Geistliche der evangelischen Kirche verkündigten mit der grösten Zuversicht die schwersten göttlichen Strafgerichte — binnen hundert, binnen achtzig, binnen siebenzig, binnen funfzig Jahren. Sie sahen wol, ohne blutige Zuchtruthen Gottes könne die Welt nicht wieder beßer werden.

Die Strafgerichte kamen, sie kamen in den Schrecknissen des dreißigjährigen, oder wie man dazumal sagte, des deutschen Krieges. Noch einmal bäumte sich alle Wildheit und alle Rohheit der vergangenen zwei bis drei Jarhunderte in voller Scheußlichkeit, und ärger als zuvor auf — aber damit hatte auch die böse alte Zeit ein Ende. Jetzt wurde unser Volk, und zwar vorzugsweise die sogenannten niedern und mittlern Stände, wirklich und von Herzen ruhig, wirklich und von Herzen christlich, ruhig und christlich, nachdem es die Strafen Gottes als Strafen Gottes erkennen gelernt hatte. Der dreißigjährige Krieg hat uns den grösten

Segen gebracht. Damit beginnt die gute alte Zeit, auf die wir heut zu Tage nicht mit Unrecht uns berufen, und die in manchen Gegenden unseres Vaterlandes unter dem Bauernstande noch bis auf diesen Tag vorhanden ist. Jetzt erst wurde Maß und Zucht, Selbstbeschränkung nnd Genügsamkeit zu einer Lebensregel, was durch mehr als zwei, ja drei Jarhunderte nicht Statt gefunden hatte; jetzt erst begann bis in die untersten Schichten der Gesellschaft, wenigstens in der evangelischen Kirche, lebendige Erkenntnis und lebendige Uebung des Christentums zum Gemeingut zu werden. Dagegen trat nun in einem Theil der höheren und höchsten Stände und in dem Stand der Gelehrten allmälich ein neues Verderben ein, welches neben den guten Zuständen der unteren Stände, lange Zeit wenig bemerkt, herlief: das Aufgeben des deutschen Lebens, welches selbst in jenen gräulichen Zeiten des 15. Jarhunderts noch festgehalten worden war, und der allmälich wachsende Abfall vom Christentum vermittelst der Hinneigung zum Griechentum und zu ähnlichen Dingen. Dieses Verderben tropft nun seit 150 Jahren langsam aber unablässig tiefer und tiefer; dazu kehrt jetzt das Zeitalter des materiellen Strebens zurück, nnd es hat ganz den Anschein, als sollte die gute alte Zeit wieder eben so gründlich und gänzlich zerstört werden, wie die gute alte Zeit des 12. und 13. Jarhunderts im 14., 15. und 16. Jarhundert zerstört worden ist. Ja es sieht so aus, als solle das Verderben noch viel weiter schreiten, als es in jenen wilden und stürmischen Jarhunderten vorgeschritten war. Es scheint, als solle das

Christentum in weit höherem Maße zerstört werden als damals, uud als sei das eigentümlich deutsche Leben, welches ehedem doch noch einen Widerhalt gewährte in der That im Begriffe, sich gänzlich aufzureiben.

Es kommt also darauf an, immer bestimte Zeiten, bestimte Zustände, bestimte Menschenklassen vor Augen zu haben, wenn man mit Fug und Grund von einer guten alten Zeit reden will. So ins Allgemeine hinein die früheren Jarhunderte im Ganzen als gute alte Zeit zu bezeichnen, ist, wir wiederholen es, eine gefährliche Teuschung und am Ende nichts weiter als Unsinn.

Geht jetzt unsere gute alte Zeit auf die Neige, oder vielleicht ganz unter, so kann doch Gott der Herr immer wieder mehr thun, als wir wißen und verstehen. Das aber scheint völlig unzweifelhaft: eine neue gute Zeit bringt der Herr nicht wieder, als nur auf dem Wege blutiger Strafgerichte.

Eine etwas mehr in das Einzelne eingehende Vergleichung unserer Zeit mit der „guten alten Zeit", welche zunächst hinter uns liegt, mit der Zeit unserer Väter und Großväter, würde sehr dankenswert sein, und es wäre daran noch genauer nachzuweisen, daß die „gute alte Zeit" nur einzelnen Zuständen gelte, aber in sonst wirklich guten Zeiten Verderbnisse herschen können, welche in sogenannten schlimmen Zeiten nicht vorhanden sind. Am bestimtesten muß sich alsdann gegen den schweren Irrtum erklärt werden, behagliche und bequeme, faule Zeiten als gute alte Zeiten zu preisen. Davon ist aber eigentlich der Ruhm des bon vieux temps in den letzten Menschenaltern ausgegangen.

Zur Signatur der kranken Gegenwart.

(1851.)

Es gibt bekanntlich geistige Krankheiten des einzelnen Menschen, welche auf körperlicher oder geistiger Schwäche, körperlicher oder geistiger Abspannung beruhen, und sich darin zeigen, daß der Kranke nicht allein unfähig ist, sich nur eine Stunde lang zusammenhängend mit etwas Ernstem zu beschäftigen, sondern daß er vor jeder geistigen Anstrengung, und bestünde dieselbe nur darin, einen einfachen Schluß zu machen, einen instinctmäßigen Abscheu, einen tiefen Widerwillen hat, der sich nicht selten sogar in körperlichem Uebelsein und Ekel äußert. Manchen scheint der Keim dazu angeboren zu sein, indem sie sich ihr Lebenlang eigentlich nur spielend, d. h. ihrer eben vorhandenen Neigung gemäß, zu beschäftigen vermögen, und so lange man sie in ihrem Kreiße, nach Lust und Laune sich beschäftigend, gewähren läßt, im Ganzen ziemlich Leidliches, mitunter sogar sogenanntes „Geistreiche" zu schaffen im Stande sind, welche aber in die äußerste Mattigkeit, Verdrießlichkeit, Unzufriedenheit und in den schlimmsten Fällen sogar in Wahnsinn verfallen, wenn sie längere Zeit hindurch vermittelst äußerer Notwendigkeit und angewendeten Zwanges zu ernstlichen Arbeiten, die nicht gerade in dem allernächsten Kreiße ihrer Launen und Neigungen liegen, angehalten werden. Andere befällt diese Krankheit erst in späteren Lebensjahren, und ist dann das Vorspiel des sogenannten Kindischwerdens. Es gibt *Männer,* welche ein langes Leben der ernstlichsten Wißen-

schaft und der strengsten geistigen Arbeit gewidmet haben, und dann mit einemmal in höheren Jahren nicht allein alle Lust an ihren bisherigen Arbeiten verlieren, sondern auch den heftigsten Widerwillen gegen dieselben empfinden. Haben wir doch an manchen bedeutenden Geistern das klägliche Schauspiel erlebt, daß sie, einst die Freude und der Stolz ihrer Nation, den Abend ihres Lebens damit zubrachten — Romane zu lesen, und zwar die geschmacklosesten und albernsten am liebsten, und in ungezälten Massen. Vom Morgen bis zum Abend lasen sie Jahre lang das jämmerlichste Zeug, ohne Urteil, ohne Empfindung, ohne Gefühl, bis denn zuletzt auch die Fähigkeit des Lesens aufhörte, die bleiernen Soldaten, die Rechenpfennige und die Kartenhäuser an die Reihe kamen und der elende Geist in dem pflanzenmäßig fortdauernden Körper völlig erlosch.

Diese Erscheinung, die wir an Einzelnen oft beobachten, ist ein getreues Spiegelbild unserer Mitwelt im Ganzen in den mittlern, sogenannt „gebildeten" Schichten. Unsere „gebildete" Mitwelt ist, wenn sie nicht schon geradezu auf dem Wege des Kindischwerdens und in Gefahr ist, sich in den Blödsinn des nahenden geistigen Todes zu verlieren, wenigstens an geistiger Schwäche krank.

Unsere „gebildete" Welt rechnet es ganz eigens zur „Bildung des Jarhunderts" sich mit keinem einzigen Gegenstande geistiger Art auf die Dauer und im Zusammenhang zu beschäftigen; bei einem einzigen Gegenstande auszuharren, ihn mit Liebe und Sorgfalt zu pflegen, an ihm allein sich zu freuen, ihn durch und

durch kennen und genießen zu lernen, gilt ihr für „Stabilität“ und diese „Stabilität“ ist in dem verworrenen Denkprocesse und dem eben so verworrenen Sprachgebrauch unserer Mitwelt das gerade Gegenteil von „Bildung“. Dagegen bezeichnet sie das „Mitgehen mit der Zeit“ als das eigentliche Merkmal, als den eigentlichen Inhalt der „Bildung“. Und worin besteht das „Mitgehen mit der Zeit“? Darin, daß man das, was man gestern gelobt und gepriesen hat, heute gering schätzt, morgen vergeßen hat und übermorgen, wenn man ja wider Willen daran erinnert wird, schimpft und schmähet; oder daß man umgekehrt, was man gestern wie ein Knabe schimpfte, heute annehmlich, morgen wertvoll, übermorgen köstlich und unvergleichlich findet, bis denn das umgekehrte Spiel von vorher wieder anfängt. So macht es unsere gebildete Welt in Kunst und Wißenschaft, in Sitte, Politik und Religion, und gerade diese mehr als knabenhafte, diese kindische und an das Affenmäßige grenzende Beweglichkeit, diese Vogel-Unruhe und Käfer-Rastlosigkeit, die sie „Mode“ oder „Fortschritt“ nennen, das ist ihnen „die Bildung, das Ziel der Menschheit“.

Diese ganze „Mode“ oder „Bildung“ aber ist nichts anderes, als geistige Abspannung, geistige Schwäche. Kein einziger Gegenstand der „Bildung“, nicht Wißenschaft und nicht Kunst, nicht Religion und nicht Politik wird mit Ernst festgehalten, um ihm seinen eigentlichen innersten Wert oder Unwert abzusehen, abzulauschen und abzulernen, weil man wol fühlt, daß dazu die Kräfte nicht hinreichen, der Verstand zu stumpf, der Wille zu schwach,

das Herz zu matt, das Blut zu kühl ist; die Nerven zucken, die Augenlider werden schwer, die Stirn wird heiß, der Kopf schwer und müde, und Widerwille und Erbitterung stellt sich ein, wenn noch länger Anstrengung und eindringende Beschäftigung gefordert wird. Dränge man aber wirklich bis zum Inhalt vor — das fühlt man am sichersten: dieser würde die schwache kranke Seele erdrücken.

Es ist geistige, zur eigentlichen Krankheit gewordene Schwäche, welche in unserem ganzen Liberalismus, oder was dasselbe ist, in unserm ganzen Dilettantismus in Politik und Kunst, in Wißenschaft und Religion herscht. Ueber die elementarsten Dinge, über das ABC darf man unsere schwachköpfig und greisig gewordenen Liberalen, die „Gebildeten" unserer Zeit d. h. die Dilettanten, nicht hinausführen — nicht einen einzigen Schritt. Sie können ihn nicht thun, in der That, sie können es nicht. Sie sind krank, in der That krank an der Krankheit der dilettantischen Albernheit. Mute man ihnen nicht zu, nur ein paar Sätze zusammenhängend zu denken, — es ist ihnen wirklich nicht möglich; gebt ihnen dafür abgerißene Sentenzen, die käuen sie wieder, oder Sätzchen aus dem ABC-Buch: „Fritz kam einst zum Karl", die verstehen sie.

Oder sehen wir nicht, daß unsere Mitwelt, gleich den einzelnen dem Kindischwerden entgegengehenden Greisen, nichts thut, als Romane lesen? Erst las sie die gedruckten Romane von George Sand, Eugen Sue und wie die halb oder ganz verrückten französichen Federhelden der armseligsten Geschmacklosigkeit heißen mögen,

dann las sie die ungedruckten Romane des Gustaf-Adolf-Vereins, der Rongeherrlichkeit, der Preßfreiheit, der Grundrechte, der Reichsverfaßung, des Preußenhaßes, der Preußenvergötterung, die Romane von Frankfurt und Erfurt, meinetwegen auch von Querfurt und Schweinfurt und Ochsenfurt, von Schleswig-Holstein und von dem großen einigen Deutschland, in welches Schleswig hinein- und aus welchem Deutsch-Oesterreich hinaus — glücklicher Weise nicht gejagt, sondern einstweilen nur geträumt, debattiert uud champagnert wurde. Mit dem wirklichen Leben hatten alle diese Romane nichts, auch gar nichts zu thun. Und die greisige, kindische Mitwelt ist nur darum so ärgerlich, weil man sie in ihrem kindischen Romanlesen gestört hat, ganz wie der kindisch werdende Greis, der sonst vielleicht ganz liebenswürdig war und noch ist, krittelig, auffahrend und unsinnig zornig wird, wenn man ihm seine Romane „schlechte, dumme Bücher“ nennt, oder sie ihm gar wegnimmt. Alle Welt soll sich die schönen Geschichten dieser Romane von ihm vorerzälen laßen und die Romane mit lesen — wer das nicht thut, ist sein Feind, er haßt ihn und macht ihm die grimmigsten Augen zu. Gerade so verlangt unsere kindisch werdende Mitwelt, jeder, der auch nicht ein grilliger Greis geworden ist, müße sich die religiösen und politischen Romane ohne Abbrechen vorerzälen laßen, und die Romane samt der Erzälung davon allezeit wunderschön finden; läßt man sich merken, daß man die Erzälung sehr langweilig und die Romane selbst etwas albern und so zu sagen dumm finde, so grollt und grimmt und geifert der arme kindische Greis.

Es ist ein trauriger Anblick, so schöne und einst wenigstens hoffnungsreiche Kräfte der trüben Stumpfheit und der Narrheit verfallen zu sehen — leider der *unheilbaren* Narrheit. Denn auch in dem Punkte geht es unsern „Gebildeten" (Liberalen, Dilettanten) im Ganzen genau so wie dem einzelnen kindisch werdenden Greis: gibt man diesem *gute* Gedanken, *gute* Gespräche, *gute* Bücher und sucht ihn daran festzuhalten, so folgt in der Regel wirkliche und völlige Narrheit, es folgt Wahnsinn, und zuweilen Wut, meist auch ein baldiger Tod. Nur das Fortvegetieren in seiner Albernheit fristet ihm sein elendes Pflanzenleben.

Aber es ist auch ein kläglicher, es ist ein *verächtlicher* Anblick, dieser Anblick unserer „Gebildeten". Denn sie haben sich selbst ruiniert, mutwillig ruiniert. Das Beßere ist ihnen gezeigt worden, damals als sie noch Frische und Fähigkeiten hatten, es aufzunehmen; es ist ihnen freundlich und friedlich nahe gelegt worden. Aber sie haben nicht *gewollt*. Sie wollten auch als Männer noch Knaben bleiben und *spielen*. So haben sie sich denn um ihren gesunden Verstand gespielt, und weder sie können sich jetzt helfen, noch wir können es. Gott aber will es nicht, denn es gibt überall sehr bestimte Schranken, über die hinaus Gott nicht mehr helfen will.

Das Zeitungswesen.

(1851.)

Seit länger als einem Menschenalter ist das Lesen von Zeitungen ein allgemeines Bedürfnis geworden —

zunächst für die mittleren, dann auch für die unteren und untersten Schichten der Gesellschaft, d. h. für die sogenannten „Gebildeten", richtiger Halbgebildeten zuerst, und zuletzt auch für die sogenannten „Ungebildeten", denen man auf diesem Wege des Zeitungslesens zur „Bildung" helfen zu können und zu müßen meinte. Es war so weit gekommen, daß man die „Cultur" eines Landes ganz ernstlich nach der Zahl der Zeitungen bestimte, welche innerhalb desselben erschienen; als Haupt-Vorbilder der höchsten Bildung wurden dann immer England und besonders Frankreich angeführt, wo die gröste Zahl von Tagesblättern erschien, welche irgend ein Land in Europa hervorbrachte, und für Deutschland als höchstes Ziel der Cultur ein eben so großer und eben so frei zu benutzender Reichtum an Tagesblättern aller Art aufgestellt, wie derselbe in jenen Ländern vorhanden sei.

Das Jahr 1848 brachte ziemlich einen solchen Zustand — Deutschland wurde eine Zeit lang sogar verhältnismäßig etwas reicher an Zeitungen, als Frankreich und England. Wir haben drei Jahre lang Gelegenheit gehabt, die Wahrheit jener Sätze „von der Bildung, welche durch die Zeitungen bedingt und vermittelt werden" sollte, zu erproben.

Viele, sehr Viele unseres Volkes sind durch die Erfahrungen jener drei Jahre freilich nicht im Mindesten über die wahre Natur des Zeitungswesens belehrt worden, werden auch voraussichtlich wol nun, nachdem die gegebene Frist des Lernens nutzlos verstrichen ist, nimmermehr belehrt werden. Für diese aber schreiben

wir auch nicht. Dagegen hoffen wir, daß Viele der Unsrigen, wo nicht Alle, nunmehr über die Bedeutung des Zeitungswesens, der s. g. freien Presse, im Klaren sein werden.

Wahrheit d. h. richtige Darstellung und nüchterne, klare Beurteilung der Thatsachen ist durch das Zeitungswesen niemals, und am wenigsten in diesen drei Jahren der freien Presse gefördert worden. Im Gegenteil hat in den letzten drei Jahren die feindselige, teuflische Lüge, der ingrimmige Haß gegen alle Wahrheit sich der Zeitungen fast ausschließlich bemächtigt, und ein großer Theil derselben war und ist eigens dazu vorhanden, die Unwahrheit und die Lüge zu verbreiten. Wer von uns dessen bis zum Jahre 1850 noch nicht vollkommen inne geworden war, hat es in dem vergangenen Jahre in Beziehung auf die kurhessischen Verhältnisse wol mit Händen greifen können, als er all überall in den Zeitungen aus unserem Lande, aus der eigenen Heimatsstadt, aus dem Nachbarhause, ja vielleicht gar aus dem eigenen, Dinge berichtet sah, welche entweder von Grund aus falsch, oder wenigstens nicht so vorgegangen und vorhanden waren, wie sie von den Zeitungen erzält wurden. Schon aus diesem Grunde, meinen wir, müße in unseren Kreißen der Glaube an die Zeitungserzälungen völlig aufgehört haben, denn wie aus unserem Lande und aus unserer Stadt gelogen wurde, eben so wird aus allen anderen Ländern und Städten auch gelogen.

Aber es ist nicht das allein. Die Zeitungen sprechen nicht allein das Unwahre aus, sondern sie wollen das

Wahre nicht aufnehmen und aussprechen. Wie oft ist es nicht versucht worden, schon vor dem Jahre 1848, auch einmal einen Artikel, welcher Wahrheit enthielt, in diese oder jene Zeitung zu bringen — aber völlig umsonst. Entweder kamen solche Artikel geradezu zurück, oder sie wurden so verschnitten und verstümmelt aufgenommen, daß sie doch nur halbe Wahrheiten enthielten, also wider Willen der Lüge dienstbar werden mußten, oder sie wurden endlich dergestalt verspätet, daß sie allen Wert verloren. Wir könnten von dieser Unsauberkeit der Gesinnung Beispiele fast aus allen Ecken und Enden der irgend bedeutenden Zeitungsliteratur vor 1848 aufweisen, von der Augsburger Allgemeinen Zeitung bis herab zu dem Frankfurter Journal. Mit dem Jahr 1848 wurde es damit natürlich nicht beßer, nur trat man in den Vorteil der allgemeinen, auch von uns im Gegensatz gegen das bisherige gedrückte und furchtsame Wesen mit Freuden begrüßten, Preßfreiheit ein, daß man auf eigene Hand versuchen durfte, sich hörbar und geltend zu machen. Im Ganzen blieb es, wie es war. Die Zeitungen ließen von dem, was sie nicht wollten, was ihnen widerwärtig oder bedenklich schien, nicht ein Wort zur Oeffentlichkeit kommen. So versagte z. B. die Redaction der Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung, die sich doch sonst nicht allein ziemlich „unparteiisch" verhalten hatte, sondern auch in der Hauptsache gegen die Revolution, sogar gegen die preußische Union gewesen war nach dem 13. September v. J. allen Artikeln geradezu die Aufnahme, welche es unternahmen, in jener gefährlichen Lage Wahrheit über die kurhessischen Angelegenheiten zu

bringen; „sie sei angewiesen, nur Thatsachen, aber keine Räsonnements aufzunehmen.“ Erst nachdem sich nach mehreren Wochen die Sachen einigermaßen festgestellt hatten, kamen denn uns wieder einige schüchterne räsonnierende Artikel über Kurhessen zum Vorschein. Die Neue Preußische Zeitung macht es, wenigstens in Beziehung auf den kurhessischen Minister Hassenpflug, noch heutiges Tages nicht beßer, wobei denn freilich der Parteistandpunkt der „preußischen Ehre“ seine Rolle spielt. Dagegen ist nicht viel zu sagen, denn eine Zeitung, welche eine Partei vertritt, kann nichts aufnehmen, was sich mit derselben nicht verträgt, und da die neue preußische Zeitung als ihre Parteilosung das festhält, daß Preußen allein und immer Recht hat, die Wirksamkeit des kurhessischen Premierministers aber gegen dieses Rechthaben eine thatsächliche Einsprache ist, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie von dieser Wirksamkeit nichts hält und nichts wißen will.

Dazu kommt denn, daß die bei weitem meisten Zeitungen von Leuten geschrieben und redigiert werden, welchen man im gewöhnlichen Leben, außerhalb der Zeitungsschreiberei, nicht eben Lust haben würde, nur ein Wort zu glauben. Sie schreiben eben, wie Kanzlisten, was man sie heißt — fürs Geld, und wären es nur fünf Gulden. Doch gehen wir an diesem Sumpfe stillschweigend vorüber, damit wir nicht in eine Gesellschaft geraten, in welcher der Klatsch herscht, und etwa gar der Gefahr uns aussetzen, mit zu klatschen. So viel nur, daß eine sehr große Anzal von Artikeln, welche im September und October v. J. im feindseligsten Sinne

gegen die kurhessische Regierung in einigen der bedeutendsten Zeitungen erschienen, für ein Zurechtmachen der Dinge im Sinne der Feindseligkeit förmlich, und zum Theil sehr ansehnlich, bezalt waren.

Rechnen wir nun noch hinzu, daß die feindseligen, halb oder ganz revolutionären Zeitungen von Seiten der Postbehörden, der Gesellschaftsvorstände u. s. w. die eifrigste Förderung uud rascheste Verbreitung fanden und finden, den anderen dagegen alle nur erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden und werden (wovon wir selbst die saubersten Geschichtchen erzälen könnten, wie denn der Volksfreund, der doch eigentlich gar keine Zeitung ist, z. B. in einem Nachbarlande etwas über das Vierfache seines wirklichen Preises kostete, während die weiland Hornisse nur den mäßigsten Satz des Postaufschlags zalte), so wird es an diesen Beispielen genügen, um das Zeitungswesen, selbst ganz von Außen angesehen, in seiner ganzen Nichtigkeit, seiner völligen Unzuverläßigkeit und entweder ängstlichen oder feindseligen Parteilichkeit, kennen zu lernen.

Aber diese äußere Seite des Zeitungswesens ist uns weder jetzt und hier noch jemals und irgendwo die Hauptsache.

Das Lesen der Zeitungen, wie sich dasselbe seit fast funfzig Jahren gestaltet und in den letzten zwanzig Jahren vollständig ausgebildet hat, dient — ganz abgesehen von jenen häßlichen äußerlichen Dingen — eigens der Unterhaltung und Zerstreuung, und meist geradezu der Neugier. Gegen das erste, die Unterhaltung, wäre schon nichts zu sagen, wenn es nur die rechte Art der Unterhaltung wäre. Aber die ist es

nicht. Die rechte Unterhaltung besteht in der mir ohne eigentliche Arbeit, mühelos und gleichsam spielend, zugeführten geistigen Nahrung d. h. in der Belebung meiner Gesinnung und in der Stärkung meines Willens, in der geistigen Zucht, welche unvermerkt gegen mich geübt und in dem Frieden, der mir, verhältnismäßig ohne Kampf, gegeben wird. Die Zeitungsunterhaltung thut von allem dem nichts, sie nährt mich nicht, übt keine Zucht gegen mich und gibt mir keinen Frieden. Es ist vielmehr mit derselben gerade so bestellt, wie mit den Neuigkeitszuträgern und Neuigkeitsbesprechern im gemeinen Leben, welche, wenn sie sich auch „christlich" nennen, doch eigentlich weiter nichts als Klatscher und oft sehr bedenkliche Personen sind. Wer Unterhaltung durch alltägliche Geschichten, durch Erzälung von Begebenheiten haben muß, mögen dieselben sich in der Türkei oder am Hofe des Kaisers von Brasilien oder in des Nachbars Kuhstall zugetragen haben, der hat wirkliche geistige Bedürfnisse noch niemals kennen gelernt. So ist es aber eben mit den Zeitungslesern in England und Frankreich, die uns von Seiten der unverständigen Halbrevolution und des schlaffen Halbwiderchristentums als Muster vorgehalten werden. Die meisten dortigen Zeitungsleser lesen Zeitungen, weil sie wirklich keine höheren geistigen Bedürfnisse kennen, und ihnen selbst der Stoff der Unterhaltung fehlt, welcher in Deutschland den sogenannten „Ungebildeten" (in Wahrheit oft „Gebildeten") vom Anfang der Buchdruckerei an in zalreichen gemeinverständlichen Büchern stets zu Gebote gestanden hat.

Schlimmer ist es bestellt um die Zerstreuung, welche man in dem täglichen, reichlichen Zeitungslesen sucht und findet. Man hat den Reiz, über das Nächste und Greifbare hinauszugehen und sich an Fernem und Fremdem zu versuchen — die eng gesteckten Grenzen des eigenen Lebens zu überspringen und mit seinem Urteil auch einmal an höhere und wichtigere Dinge heranzutreten. Man fühlt den Kitzel, von allem etwas zu wißen und über alles mitsprechen zu wollen. Die Befriedigung dieses Reizes aber führt notwendig zur Oberflächlichkeit, zum Leichtsinn — zuletzt vielleicht, bei minder befähigten Naturen, zur völligen Urteilslosigkeit in allen Dingen, und daneben zum lächerlichsten Dünkel. Dahin ist denn auch die übergroße Mehrzal unserer Zeitungsleser in den letzten zwanzig Jahren wirklich gelangt. Anfangs war es wirklich nichts mehr als Zerstreuungssucht, was zum reichlichen Zeitungslesen verführte, und die nächste Folge war das scheinbar unschädliche, meist allerdings noch gutmütige, aber meist auch unglaublich alberne sogenannte Kannegießern. Aber bald wird aus diesem Kannegießern ein vermeintlich wol befugtes Urteilen über alle, auch die fernsten und schwierigsten politischen Verhältnisse, welches mit den Sachen, wie sie wirklich sind, oft kaum in einem einzigen Punkte notdürftig zusammentrifft; dann folgt das leichtsinnige Absprechen der allerarmseligsten Oberflächlichkeit, wie wir das in unsern sämtlichen gesellschaftlichen Kreißen jetzt leider täglich zu hören bekommen, und endlich folgt die Jämmerlichkeit, welche sich in ihrem ganzen Denken und Urteilen einzig und allein von Zeitungsartikeln und Wirthshausgesprä-

chen beherschen läßt. Neben diesen Zuständen findet wahre Bildung reinweg gar keine Stätte mehr. Da ist man denn wirklich im eigentlichen und rechten Sinne zerstreut, so daß in dem leergewordenen Kopfe auch kein einziger Gedanke mehr bei dem andern ist.

Sage man doch nicht: so schlimm ist es nicht, oder: so schlimm wird es bei mir nicht. Auch unter uns sind Manche — wenigstens gewesen, welchen diesen bedenklichen Weg der Augenlust, den Weg der Zerstreuung durch das Zeitungslesen, betreten und ziemlich weit verfolgt haben. Hoffentlich haben die drei letzten Jahre, zumal aber das letzte, zur Selbstbeschränkung und zum strengen Zusammenfaßen unser selbst geführt. An reichlicher Anleitung hat es nicht gefehlt. Wir werden nun zur Genüge wißen, daß das, was man „öffentliche Meinung" nennt, auch im besten Sinne geradezu nichts anderes ist, als das Product der Zerstreuung, der Oberflächlichkeit, des Leichtsinns und der Urteilslosigkeit — ein Product der innern Leerheit, der tiefsten Nichtigkeit und des armseligsten Dünkels. Wir werden nun vollkommen deutlich begreifen, daß, wer keine Zeitungen liest, sondern sich nur an die Hauptereignisse hält, welche allen in das Auge fallen, dafür aber in seinem Berufe ganz zu Hause ist, ein weit richtigeres Urteil, selbst über die höchsten politischen Dinge, hat, als unsere Casino- und Museums-Laufer. Er ist ein wirklich Gebildeter, und diese — Gebildeten sind sie nicht, wenn Bildung das ist, sich seiner Schranken vollkommen bewust zu sein und diese Schranken vollständig auszufüllen.

Das Schlimmste endlich an dem Zeitungslesen ist

die Neugier. Viele halten ja den Tag für verloren, an welchem nichts Neues passiert und sie nichts Neues erfahren, die da gähnen und sich langweilen, wenn die Zeitungen „leer" sind, die sich langweilen und verdrießlich werden, wenn die Zeitungen nicht wenigstens pikant sind, d. h. verläumden und schimpfen. Wir kennen manche der Unserigen in allernächster Nähe, welche das tägliche Erscheinen der weiland Hornitze nicht erwarten konnten, um sich täglich aufs Neue am Scandal zu scandalisieren, entweder sich ein wenig gelind zu ärgern, oder, was freilich wol die Regel bildete, sich an den Ungeheuerlichkeiten dieses tollen Blattes mit lautem Lachen zu ergetzen. Andere hatten ähnliches krankhaftes Verlangen nach den Niederträchtigkeiten und albernen Pfiffigkeiten der neuen hessischen Zeitung. Aber nach solchen Gemeinheiten soll man eben gar nicht begehren. Die Sucht, alles zu wißen, und damit auch das Niedrige und Schlechte in den Kauf zu nehmen, ist an und für sich eine verderbliche. Schlimm genug für den, welcher Pflicht halber solche Blätter lesen mußte. Doch hatte dieser immer eine scharfe Waffe gegen den Andrang der Gemeinheit an seinem Berufe. Aber sie und den ganzen Kram der Plauder- und Klatsch-, der Schimpf- und Scandal-Zeitungen lesen wollen — das läßt sich nimmermehr rechtfertigen. Diese Neugier geht oft schon aus Urteilslosigkeit hervor, öfter führt sie dahin, und in dem angeführten Beispiel verleitete sie wirklich dazu, sich auf dem eigenen Standpunkt dennoch in den Stil und Ton solcher Blätter hineinzugewöhnen. Wer wird wol willkürlich sich täglich zum Ekel reizen, der dem Erbrechen

nahe kommt? Und der geistige Ekelreiz ist für den Geist weit angreifender als der körperliche für den Leib.

Brechen wir jetzt ab und schließen mit dem, schon aus diesen Andeutungen mit Sicherheit folgenden Urteil: das Zeitungswesen ist nicht ein Maßstab der Cultur, sondern der Uncultur, nicht der Bildung, sondern der Verbildung. Es ist aus unnatürlichen, verzerrten Zuständen des Volkes hervorgegangen, und dient dazu, dieselben stets unnatürlicher zu machen und immer mehr zu verzerren. Es ist ein Erzeugnis der Augenlust unserer Zeit, und dient wesentlich der Hoffart. Doch hat das Zeitungslesen, wie es jetzt ist, auch noch eine andere, weit schlimmere und zwar geradezu der Hoffart dienende Seite, die wir vielleicht künftig einmal herauskehren.

Von dem s. g. christlichen Zeitungswesen gleichfalls ein andermal. Das Urteil über dasselbe — das sagen wir ohne Umschweife zum Voraus — ruhet auf demselben Boden, wenn es auch nicht in die scharfe Spitze auslauft, wie das, welches wir heute aussprachen.

Noch einmal das Zeitungswesen.

(1851.)

Man hat früherhin zuweilen gutmütig genug gemeint, „wenn nur erst Preßfreiheit vorhanden sei, so würden nicht allein neben den zalreichen schlechten Blättern auch gute Zeitungen aufkommen, sondern es würde ‚das Gute, Wahre und Schöne‘ schon gleichsam von selbst siegen“. Das sind gutmütige Träume Solcher,

welche die Welt nicht kennen, sie auch nicht kennen lernen wollen oder keine Fähigkeiten besitzen, sie kennen zu lernen. Wirklich gute politische Zeitungen kommen fast gar nicht, und selbst Blätter, welche eigentlich nur zur Darlegung und Nahrung der guten Gesinnung dienen, wie z. B. der Volksfreund selbst eins ist, kommen selten und nur sehr schwer auf. Die einfache Erklärung dafür ist die, daß die große Mehrzal der Menschen Ernst und Adel der Gesinnung, Festigkeit des Charakters, Strenge des Gedankenzusammenhangs, nüchterne Darstellung der einfachen Thatsachen ein für allemal nicht vertragen kann, sondern die Zeitungen so gestaltet verlangt, wie sie selbst ist: ohne bestimte Ueberzeugung, ohne höhere Einsicht, mittelmäßig im Denken und Wollen. Diejenigen Zeitungen, welche je nach den verschiedenen Schichten der Gesellschaft, diesen Ton der ordinären Mittelmäßigkeit, dieses Schillern und Schwanken zwischen Schwarz und Weiß, Blau und Grün, am besten verstanden, haben deshalb von jeher die weiteste Verbreitung gefunden und werden sie ohne Frage behalten. Denn in diesem Punkte wird die Welt niemals anders werden als sie heute ist und von jeher gewesen ist. Diejenigen also, welche auf Gewinn aus den Zeitungen speculieren, würden, vom Standpunkte des Geldmannes aus angesehen, ungemein thöricht handeln, wenn sie ihren Zeitungen irgend einen höheren, fest ausgeprägten, edlen Charakter gäben; — der Absatz würde auf der Stelle in einem Grade sinken, welcher gar keinen Gewinn mehr in Aussicht stellte. Mache man es also der Augsburger allgemeinen Zeitung, der Deutschen allgemeinen Zeitung, dem Frankfurter

Journal, der Voßischen, der Spenerschen Zeitung und deren Eigentümern, den Cottaschen Erben, Herrn F. A. Brockhaus u. s. w. nicht zum Vorwurf, daß in diesen Blättern ein so haltloses Allerlei zusammengewürfelt ist, ein so dünnes, faseliges Räsonnement, ein solcher Mangel an allem Ernst und aller Tüchtigkeit herscht: das gerade und nichts anderes gibt diesen Blättern, dem einen in den höheren, dem andern in den mittleren, dem dritten in den niederen Schichten der urteilslosen Lesewelt ihre Verbreitung und folglich den Eigentümern ihr — Geld.

Der rechte Schlüßel zu dieser Erscheinung liegt darin, daß die Menschen ihr Ich im Spiegel zu sehen wünschen; solche Zeitungen aber zeigen der großen Mehrzal wirklich ihr Ich. Es ist die Eitelkeit, es ist der Dünkel und zuletzt der Hochmut, welcher einen großen, ja den bei weitem grösten Teil des Zeitungslesens bedingt, und den grösten Teil der Zeitungsliteratur ins Dasein ruft. Denn es gilt dasselbe auch von allen eigentlichen Parteiblättern, von den niedrigsten Schmutzblättern der Demokratie bis hinauf zu den allerernstesten, festesten und besten Zeitschriften politischer Art. Jedermann, er mag einer Partei angehören, welcher er will, wenn er nur wirklich einer Partei angehört, liest seine Parteiblätter eigentlich nur darum, um sich in seiner Parteistellung wieder zu finden, um sich in dem Spiegel seiner Partei und seines Parteiblattes in seiner Vortrefflichkeit wieder zu erkennen, oft nur um sich pfauenartig zu spreizen und den eigenen Glanz leuchten zu laßen. Das ist die nahe Gefahr des Hochmuts, in

welche uns auch die besten Blätter unserer eigenen Partei und das Lesen derselben geraten laßen. Wir wollen eben nichts anderes uns dargebracht sehen, als was wir bereits haben und was uns selbst schon von vornherein zusagt — wir wollen in und mit unserer Partei gelobt, wo nicht angeschmeichelt werden, und damit haben wir unsern Lohn dahin. Denn damit sind wir im Grunde nicht beßer, als die Leser der verbißensten Revolutionsblätter, welche dieselben, und freilich nur diese, lesen, um sich geflißentlich immer tiefer in den Haß und in die Lüge zu verbeißen. Wir stellen damit unser Ich voran, eben so wol wie Jene, und das Ich soll und darf nicht voranstehen, wenn unsere Partei mehr als eine der gewöhnlichen politischen Parteien, wenn sie eine Dienstmannschaft Gottes sein will. Da kommt es auf ein wenig oder auch ein viel Mehr von einzelnen äußeren guten oder bösen Eigenschaften nicht an — das ist immer noch etwas von dem: Ich danke Dir, Gott, das ich nicht bin und so weiter — die Grundrichtung und Grundstellung unserer Seele muß eine wesentlich andere sein, als die der revolutionären Gegner, und es ist in unserer Zeit in unserem Lande, in der Zeit und dem Lande der Hochmuts-Revolution, die strengste Aufgabe für uns, den Hochmut in uns, wo er sich immer zeigen möge, auf das Rücksichtsloseste und Nachdrücklichste zu bekämpfen. Vor der Gefahr des Hochmuts aber werden wir doch unsere Partei nicht etwa sicher glauben?

Das mögen harte Worte und bittere Wahrheiten sein, aber eben weil der Schreiber dieses ein Parteiblatt-

schreiber ist, und zwar derjenigen Partei, welche für den Dienst des irdischen Fürsten und Herrn, und noch mehr, für den Dienst des ewigen Himmelskönigs einsteht, hätte er seiner Pflicht zu fehlen geglaubt, wenn er nicht auch einmal diese Sache, diese Gefahr unserer Partei, sich mit dem schlimmsten Uebel der feindlichen Parteien auf einen und denselben Boden zu stellen, zur Sprache gebracht hätte.

Wenn wir also auch nicht haßen und nicht lügen, wie die Revolutionsparteien, wenn wir auch das Recht und den Frieden wollen und das Recht und den Frieden bringen, wir wollen uns nicht darauf etwas einbilden, daß wir nicht haßen und nicht lügen, und nicht als Männer des Rechts und des Friedens uns behaglich und selbstgefällig Bauch und Bart streichen. Unsere Parteiblätter wollen wir zu unserer eigenen Correction benutzen, und darauf dringen, daß sie diesen Ton des Ernstes und der Zucht gegen sich selbst und gegen uns ernstlich, durchdringend und nachhaltig anschlagen. Wir werden auch die Blätter der Gegner lesen — nicht aus Unterhaltungssucht, nicht aus Neugier, und am wenigsten, um unsern Haß gegen unsere Verläumder und Flucher zu nähren, sondern um sie uns zur Demütigung und Strafe dienen zu laßen. Dazu gehört große Selbstüberwindung, aber gerade diese wird von uns, wie wir eben sind und uns gestellt haben, gefordert, und einer der höchsten Preise der Selbstüberwindung und warhaftigen Demut ist der, von seinem Feinde etwas zu lernen, von seinem Feinde sich beßern zu laßen. Vergeßen wir es ja nicht: gerade je infamer die Lügen sind,

welche über uns verbreitet werden, um so mehr können sie dienen, uns auch an den Stellen unserer Seele zu reinigen, wohin keine Lüge unserer Feinde reicht. Versuchen wir uns, ob wir im Stande sind, auch die empörendste Verleumdung, welche über unsere Person ausgegoßen wird, mit ruhiger Gelaßenheit zu lesen, und, statt sie bloß zu verachten — was verhältnismäßig leicht ist — auf ihr, wie auf einer Leiter, hinabzusteigen in die verborgensten Gründe unseres Herzens, um Hochmut und Dünkel, Mangel an Liebe und Mangel an Thatkraft, Weichlichkeit und Trägheit da zu suchen und zu finden, wo auch der schlimmste Feind sie nicht zu suchen und zu finden im Stande ist.

Recht und Unrecht.

(1851.)

I.

Am Krönungstage Napoleon Bonapartes, am Tage der Schlacht von Austerlitz, ist der Blitz in Paris niedergefahren, welchen wir längst aus der dunkeln, schwer und tief herabhängenden Wolke hervordrohen sahen. Zurückzuhalten war er, zu zerstreuen war die Wolke nicht. Um einige Tage, höchstens Wochen, konnte es sich handeln, und entweder war die gesetzgebende Versammlung oder Louis Napoleon nicht mehr vorhanden. Ein Drittes gab es nicht, und in jedem dieser beiden Fälle würde das, was man in Frankreich „Verfaßung“ oder „Gesetz“ nennt, gebrochen und vernichtet worden sein. Denn so gutmütig und thöricht wird wol nicht Einer

sein, welcher dem Gang der Pariser Ereignisse in den letzten Monaten gefolgt ist, daß er meinen könnte, man würde den Präsidenten nur noch länger als vier Wochen in seinem Amte, bei seiner Freiheit gelaßen haben. Revolution, d. h. ein gewaltsames Zerbrechen der dermaligen Zustände, gab es also auf jeden Fall — nicht eigentlich eine neue Revolution, sondern nur der zweite Act der Revolution von 1848, der dritte der Revolution von 1830, der neunte oder zehnte der Revolution von 1789. Eine Revolution jagt der andern, ein Revolutionshaupt dem andern den Raub ab — das ist Alles. Daß der, welcher jetzt den Raub gefaßt hält, denselben behaupten werde, können wir nimmermehr glauben, wenn wir gleich begreiflicher Weise damit nicht sagen, daß er denselben in den nächsten Tagen, Wochen oder Monaten wieder herauszugeben werde genötigt werden. Er hat sich desselben mit Geschick, Energie und, so viel sich bis jetzt urteilen läßt, mit Glück bemächtigt, und das Recht des Stärkeren hat da gesiegt, wo überhaupt kein Recht mehr war. Aber ist damit nun das Recht wieder hergestellt oder nur ein neues Recht gegründet und befestigt? Mit Nichten. Die Schwierigkeit, daß Frankreich sich wieder zurecht finde, ist wiederum um ein Großes gewachsen — gewachsen schon durch die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts — und die Irrtümer sind kräftiger geworden: daß der Kampf berechtigt, daß der Gesellschaftskrieg eine Notwendigkeit, daß die Zweckmäßigkeit und der Erfolg die höchste Instanz auf Erden sei, das ist durch die Pariser Vorgänge vom 2. Dezember tief, tiefer als jemals, in die Herzen aller Franzosen, in die

Gemüter der meisten Mitlebenden eingesenkt worden. Es ist abermals ein Fortschritt der Revolution, wenn es auch auf den ersten Blick nicht so aussieht.

Daß wir mit der französischen „Verfaßung", mit der gesetzgebenden Versamlung, mit Herrn Thiers, der Majorität und den Quästoren, mit dem Gesetz vom 31. Mai und wie alle die Herrlichkeiten heißen, mit Herrn Cavaignac und Herrn Changarnier, aber auch mit der Frau Herzogin von Orleans und mit dem Herzog von Joinville nicht das geringste Mitgefühl und Mitleiden haben, so wenig wie mit den Schwätzern, Verrückten und Dieben jenseits und diesseits des Rheins, das wird man uns hoffentlich zutrauen. Aber wir fragen: was ist denn nun in Louis Napoleon wesentlich Anderes, also wesentlich Beßeres, als in allen diesen Dingen und Personen? Darau'f wird man uns die Antwort schuldig bleiben.

Dabei verkennen wir keineswegs, welche Vorteile der Staatsstreich Louis Napoleons, wenn derselbe vollständig gelingt, für die gegenwärtige, die augenblickliche Lage der Dinge in Frankreich und Europa überhaupt bringt und bringen wird. Die Gefahr eines allgemeinen Aufstandes der Diebe in Europa ist für den Augenblick beseitigt, vielleicht in ziemliche Ferne gerückt, das parlamentarische Regiment der Schwätzer ist in einem seiner Hauptgelenke gelähmt — vielleicht im Genick zerbrochen — also der innere Friede wieder angebahnt, oder, wie man das jetzt so nennt, „die Gesellschaft ist gerettet". Wir verkennen gar nicht, daß die Revolution ihre Stufen und Schattirungen hat, von denen die einen

dem finstern Abgrund näher sind, die andern noch eine Ahnung des Lichtes in der Höhe an sich tragen, aber daß sich auch die noch mit einem Abglanz des Lichtes geschmückte Revolution allmälich dem wahren Lichte zuwenden, daß sie sich wirklich von sich selbst befreien werde, das glauben wir seit des Kaisers Napoleons Zeiten nur schwer, seit dem Jahre 1848 gar nicht mehr. Im Gegenteil, diejenigen, welche der Gaßenrevolution Zügel anlegen, sind in ihre eigenen revolutionären Gedanken desto verbißener, und bringen dieselben zur Geltung, so wie die plumpe und rohe Revolution darnieder geschlagen ist; diejenigen, welche die Revolution des Professorentums als „Ideologie“ hinter die Bücher jagen, wohin sie gehört, stellen die Revolution der Polizei, der Eroberung, der Willkür und des Despotismus als Abgott auf. Haben wir doch in unserm kleinen Kurhessen sogar noch mehr als alles dies, sogar eine Revolution des „Eides“ und des „Gewißens“ erlebt! — Was von diesem Allem Louis Napoleon ergreifen werde, wißen wir nicht, da uns die Gabe der politischen Prophetie nicht inwohnt; daß er aber irgend eins dieser Dinge früh oder spät ergreifen werde, ergreifen müße, davon sind wir, wie von unserm Leben, überzeugt.

Eben so sind wir weit davon entfernt, zu wähnen, das, was Louis Napoleon jetzt Anerkennenswertes, für das Wol der Gesellschaft in Frankreich und Europa Ersprießliches, Dankenswertes, Rühmliches thut oder thun wird, habe eben so gut oder sogar beßer etwa durch die Legitimisten mit dem Herzog von Chambord als Heinrich V. an der Spitze geschehen können. Wie wir

die Dinge ansehen, so würde in den letzten Jahren, würde in dem gegenwärtigen Augenblick und würde auch noch in der nächsten Zukunft das Erscheinen des rechtmäßigen Königs von Frankreich in seinem Reiche nur zu einem allgemeinen Kriege Aller gegen Alle, zu einem entsetzlichen Aufstande der Diebe, geführt haben und führen, welchem wir die Legitimistenpartei, und den Herzog von Chambord vor allen, in keiner Weise gewachsen halten. Unter diese verworrene Rotte, welche jetzt die „Gesellschaft" in Frankreich darstellt, gehört eine härtere Rute und ein schärferes Schwert, ein festerer Schädel und eine zähere Haut, als wir sie den Legitimisten und ihrem Haupte zutrauen. Ueber sie gehört eine Schale des Zorns, und mit diesem Worte haben wir uns für die Gleichgesinnten vollständig über Louis Napoleon und den 2. December 1851 ausgesprochen, ohne daß wir nötig hätten, nur noch ein einziges Wort hinzuzufügen, als das eine, daß uns in dieser Ansicht von Louis Napoleon eine gewisse Bürgschaft für das Gelingen seines dermaligen Werkes zu liegen scheint. Er wird es vollenden, und doch nicht wißen, was er thut.

II.

Wir haben uns gleich im Beginne der Begebenheiten, welche sich seit dem 2. December in Frankreich zugetragen haben, noch ehe der Staatsstreich Ludwig Napoleons als vollständig gelungen betrachtet werden konnte, über dieselben ausgesprochen. Seitdem sind die Ereignisse vorerst zu einem gewissen Abschluße gediehen; Ludwig Napoleons Statsstreich ist, als solcher, gelungen.

Dadurch ist indes unser Urteil nicht geändert, im Gegenteil nur befestigt worden; wir laßen uns durch keine „vollendeten Thatsachen“ die Augen verblenden.

Aber auf der andern Seite können wir auch nicht in das unbedingte Verwerfungsurteil über Ludwig Napoleon und seine That einstimmen, welches sich von manchen Seiten, hin und wieder, wie z. B. in der neuen Preußischen Zeitung mit unverkennbarer Parteilichkeit und sogar mit Leidenschaftlichkeit, vernehmbar macht. Weit entfernt, in der wolfeilen Weise der Stubenpolitiker, welche alle Weltbegebenheiten lediglich nach dem Maßstabe des Privatlebens oder gar der eigenen Interessen und vorgefaßten Meinungen beurteilen, hiernach aber Louis Napoleon notwendig entweder gänzlich verurteilen oder ungemeßen lobpreisen müßen, aber auch gleich weit entfernt von der oberflächlichen Art der Weltmenschen, welche sich, noch wolfeiler als die doctrinäre Politik, mit dem leeren Satze abfinden: „es sei bei Louis Napoleons That, wie bei allen menschlichen Handlungen, Gutes und Böses vermischt“, haben wir unser bestimtes Urteil damals im Allgemeinen bereits ausgesprochen und werden es, so Gott will, jetzt und der Zukunft näher im Einzelnen begründen. Schwerlich wird uns die Zukunft Lügen strafen.

Wägen wir Ludwig Napoleon für seine Person in Beziehung auf seine That mit der Wage der göttlichen Gerechtigkeit, so wird er zu leicht befunden werden. Was er beschworen hat — die Verfaßung der französischen Republik — hat er nicht nur nicht gehalten, sondern mit Bewußtsein und Absicht gebrochen.

Wir wißen recht gut, daß er mit jenem Eide etwas „Unsinniges“ beschworen hat, d. h. etwas, was in sich den Keim der, und zwar baldigen, Zerrüttung trug; aber das mußte er bedenken und wißen, ehe er den Eid leistete. Hat er ihn geleistet, so muß er ihn entweder halten oder von demselben entbunden werden. Letzteres ist vor der That jedenfalls nicht geschehen, auch nicht möglich gewesen; ob die sieben Millionen Stimmen, welche er bei seiner Wahl nach der That davon getragen hat, diese Entbindung enthalten, ist doch wol, gelinde ausgedrückt, im höchsten Grade zweifelhaft. So leicht können wir es mit dem Eide unmöglich nehmen, wie es jetzt in Beziehung auf den Eid Napoleons von verschiedenen Seiten geschieht: als sei jener Eid ungültig, weil er etwas in sich Unmögliches enthalten habe, oder als seien die sieben Millionen Stimmen, welchen doch eigentlich jener Eid geleistet worden, vollgültige Lossprecher, von der Gültigkeit des Eides. Das Erste ist ein leichtsinniges Urteil, einmal weil zu dem Ausspruche, ein Eid sei ungültig, der Nachweis einer völligen Unerfüllbarkeit desselben gehört, welchen in diesem Falle beizubringen Niemand sich getrauen wird, sodann aber weil ein ungültig geschworener Eid die schwerste Verantwortung des Schwörenden mit nichten ausschließt, vielmehr geradezu in sich schließt. Das Zweite ist ein nicht minder leichtsinniges Urteil, weil darin die schwere Verirrung des Sündigens auf Hoffnung versteckt liegt, über die wir uns, unsern Lesern gegenüber, sicherlich nicht zu verbreiten nötig haben. Und sind denn die sieben Millionen, sind die „unermeß-

lichen Majoritäten" wirklich die berechtigten Eidesträger Napoleons? Wir fürchten sehr: wenn es überhaupt einen Eidesträger für Napoleon gibt, so ist es — eben die Assemblee!

Was uns aber aufs Neue augenscheinlich und nachdrücklich hierdurch gelehrt wird, ist die Wahrheit, welche wir nicht oft genug wiederholen können: es sollen keine politischen Eide geschworen werden am allerwenigsten solche, welche ohne vollberechtigten Eidesträger geschworen werden. Politische Eide mit einem vollberechtigten Eidesträger sind übrigens nur möglich in einer berechtigten Monarchie, wo dem Monarchen der Eid des Gehorsams und der Treue geleistet wird, mithin wenigstens die Möglichkeit offen bleibt, in Conflictfällen durch den Monarchen als berechtigten Eidesträger von dem Eide entbunden zu werden. Aber auch hier bleibt die Gefahr für den Eidesleister wie für den Eidesträger, und für diesen ganz besonders, immer groß genug.

Das ist das Unrecht, und es ist dieses persönliche Unrecht Napoleons eine so tiefgreifende und so bittere Wurzel, daß notwendig aus derselben, früher oder später, ein gifterfülltes Gewächs, welches seinen Giftsamen weit hinaus zu verstreuen geeignet ist, hervorwachsen muß. Wie dieses Gewächs beschaffen sein werde, wißen wir nicht, daß es aber aufwachsen, und daß es gerade denen am schädlichsten sein werde, welche jetzt dessen Wurzel wie eine Lebensarznei begrüßen und bewundern, das wißen wir aus dem einfachen Grunde, und irren nicht, weil Gott sein nicht spotten läßt.

Halten wir nun dieß fest, und betrachten Louis Napoleon als eine Rute, welche Gott der Herr in die Hand genommen hat, um sie seiner Zeit zu verbrennen — aus dem Baume des Lebens aber schneidet der allmächtige Gott keine Ruten — so fängt eben damit durch das Recht, nicht Louis Napoleons persönliches Recht, sondern das göttliche aber strafgerichtliche Recht an. Diese Art von Recht wäre, nach Gottes weltregierender Ordnung, welche bei dem Propheten Jesaias (1, 24) mit dürren Worten zu lesen ist, gar nicht vorhanden ohne jenes Unrecht. Auge um Auge, Zahn um Zahn — das ist Gottes Recht.

Eidbruch wird durch Eidbruch gestraft; die französische Nation aber besteht in ihren Führern und Leitern seit 1848, ja seit 1830 — um nicht weiter zurückzugehen — aus einer unterschiedlosen Masse von Eidbrechern. Sie hat gar nichts anderes verdient, als daß ihr widerfahren ist, was ihr seit dem 2. December 1851 widerfahren ist; was ihr geschehen ist, ist nicht Unrecht, auch nicht bloß menschliches Recht, sondern eigens göttliches Recht.

Recht ist widerfahren der sinnlosen und verstandlosen, längst nur ein Schauspiel der Verachtung und des Ekels darbietenden gesetzgebenden Nationalversamlung. Ihr Dasein war Eidbruch vom Anfang, ihr Treiben fortgesetzter, ihr Streben erneuerter Eidbruch. Denn sie wollte die Verfaßung in ihrer Art eben so wol brechen, und auf eine noch weit zerrüttendere, viel tausend Seelen zu gleicher Zeit in das Verderben stürzende Art brechen, als dieß Louis Napoleon gethan hat.

Und wäre sie mit Peitschenhieben auseinander getrieben worden, ihr wäre nicht zu viel geschehen. An ihr Dasein, an ihr Streben, an ihre Thaten knüpfte sich — das mußte sie, das mußten wenigstens alle nur leidlich verständigen Mitglieder derselben wißen — die Hoffnungen der völligen Zerstörung der menschlichen Gesellschaft, wie sie von den Sendlingen des Satans in ganz Frankreich, in dem ganzen westlichen Europa, in ganz Nordamerika genährt wurden. Ihr Erfolg konnte in der That nur von zweierlei Art sein: entweder sie gelangte zum Siege, um viele Hunderttausende, ja Millionen von Teufeln in Menschengestalt auszugebären, oder Gott mußte sie, wie geschehen, zeitig mit seiner Rute zerschlagen. Man beachte aber wol: wir sprechen hiermit nicht davon, was diese Versamlung etwa, vielleicht, möglicher Weise, hätte werden oder thun können — nein, wir sprechen hiermit von dem, was sie bereits war. Sie war ein wildes Durcheinander von losgebundenen Sünden, und zog, was entsetzlich genug, aber, wie wir seit 1848 endlich vollständig gelernt haben, mit der Natur solcher Versamlungen unauflöslich verknüpft ist, auch die Beßeren unter ihren Mitgliedern mit in diesen Strudel des Wahnsinns und Verderbens. Die Beßeren konnten nicht nur nichts wirken, sondern sie mußten noch dazu helfen, die Verwirrung zu vergrößern: sie wurden mit in den Dienst des Thieres aus dem Abgrund hineingezogen. Sie mußten mithelfen, auch die letzte Spur nicht allein von göttlicher, sondern menschlicher Auctorität zu vernichten; den Schatten von Macht des Präsidenten vollends auszulöschen,

den schwachen Stab von Regierung, in den Ministerien, völlig zu zerbrechen, die einzige Stütze zeitlicher Ordnung, welche noch vorhanden war, die bewaffnete Macht, zu untergraben und zu vernichten, die Rückkehr zur Monarchie nicht allein, sondern die Aufrechthaltung nur irgend welcher Executivgewalt unmöglich zu machen — mit einem Worte: sie mußten wie Sclaven ihr Tagewerk der vollendeten Anarchie treiben. Diese Versamlung wußte von keinem Recht und achtete kein Recht: jetzt hat ihr Gott der Herr gezeigt und fühlbar gemacht, was Nicht-Recht ist.

Das ist übrigens, damit wir ja nicht uns selbst vergeßen, das treue Bild von dem Parlament, welches wir in Deutschland mit der „Reichsverfaßung" neben unserm deutschen Kaiser würden bekommen haben! Und wir hätten noch Gott danken müßen, wenn Er uns durch ein ähnliches Strafrecht, wie dieß jetzt Louis Napoleon in Frankreich ist und handhabt, von unserm parlamentarischen Kaiser und kaiserlichen Parlament befreit hätte. Allem Anscheine nach würde es bei uns weit schlimmer gegangen sein, wenn die „Reichsverfaßung" wirklich zu Stande gekommen wäre. Bei uns würde ein allgemeiner Sieg der Diebe über das schwatzende Parlament und über das ohnmächtige Schattenbild, „deutscher Kaiser" genannt, vorangegangen, und nach diesem Siege erst vielleicht ein Rächer und Retter aufgestanden sein, während in Frankreich der Rächer jenem Siege der Narren und Bestien zuvorgekommen ist.

Recht ist widerfahren den Generalen, welche die bewaffnete Macht zu einem Spielball der Intrigue machen wollten; Recht ist widerfahren dem französischen

Richterstand, in welchem längst kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr vorhanden war, und dem jetzt das Recht mit dem Säbel ist dictiert worden; Recht ist widerfahren der französischen „Freiheit", welche sich stumm und demütig vor dem Fußtritt eines einst Verlachten und Verachteten in den Staub wirft; Recht ist widerfahren der „Herschaft der Presse", welche durch ihr eigenes Treiben ihre eigene Knechtschaft wolverdienter Weise herbeigeführt hat; Recht ist widerfahren dem „allgemeinen Stimmrecht", welches auf Commando, um dem Abgrund zu entgehen, ist ausgeübt worden; Recht ist widerfahren der Stadt Paris, welche „die Könige absetzte" und sich jetzt einen eisernen Fuß auf den eigenen Nacken gesetzt sieht; Recht ist widerfahren den Rotten der Roten innerhalb und außerhalb Frankreich, welche auf das Jahr 1852 so zuversichtlich gehofft hatten, und nun noch im Jahre 1851, gleichsam im Finstern, so jämmerlich maulschelliert worden sind, gleich den bösen Buben, welche aus der Schule laufen wollen und in der Thür der Schulstube dem eintretenden Schulmeister in die ohrfeigenbereiten Hände laufen; Recht ist widerfahren den Schwätzern, welche die Welt mit dem Maul regieren zu können meinten, und an ihren eigenen Worten ersticken und erwürgen müßen. Allen diesen Personen, Sachen und Zuständen gegenüber ist Ludwig Napoleon, persönlich genommen, der zwar nicht wesentlich Beßere, nicht der Gute, aber doch der verhältnismäßig Beßere, und der göttlichen Ordnung gemäß, in dem oben angegebenen Sinne, der allein Berechtigte.

So ist Allen ihr Recht widerfahren, und wir

könnten es noch im Einzelnen ohne große Mühe nachweisen, daß dieses Recht gegen jede einzelne dieser Erscheinungen ein eigenes göttliches Recht sei, wie wir es diesmal zum Teil an dem Haupt dieser Erscheinungen, der gesetzgebenden Nationalversamlung, nachgewiesen haben.

Nun käme es darauf an, daß Frankreich diese tiefe Erniedrigung, welche es seit dem 2. Dezember 1851 erfahren hat, diese unerhörte Demütigung, wie ihm im ganzen Laufe seiner Geschichte noch keine widerfahren ist, als göttliches Recht anerkennte. Es käme aber auch darauf an, daß wir Deutschen nicht allein für Frankreich, sondern auch, und zwar ganz direct, für uns dieses göttliche Recht anerkennten.

Ist dazu Aussicht vorhanden?

Fragen
(1851)

nennt man in dem heutigen Sprachgebrauch alle ernsthaften Angelegenheiten allgemeiner Natur, alle politischen Verwickelungen, alle Gefahren, deren Lösung der Augenblick nicht bringen kann, jedes Ereignis, über welches noch nicht entschieden, jedes Unternehmen, welches noch zu keinem Resultat gediehen ist. So spricht man von einer „socialen Frage", von der „deutschen Frage", von der schleswig-holsteinischen, der neuenburger, der kurhessischen Frage. An diesem einen Worte sehen wir meist ziemlich deutlich, zuweilen aber mit vollkommener Klar-

heit, wie es um die geistige Welt, in der wir leben, bestellt ist. Alles ist eben eine Frage, alles ist in Frage gestellt — das heißt, niemand geht von festen Grundlagen aus, niemand hat ein festes Ziel im Auge, niemand arbeitet auf ein sicheres Resultat hin; jeder sieht zu, was er aus der Frage machen könne, wie er sich die Frage zurecht lege, wie er sich zu der Frage stelle. Alles ist ungewis und unsicher, wie die Ziele und Erfolge, so auch die Gedanken und die Herzen. Die Seelen fragen nur, sie fragen, aber können sich selbst keine Antwort geben, haben auch nicht Geduld genug, eine Antwort abzuwarten, hören nicht einmal eine Antwort, verlangen sogar keine Antwort. Sie fragen, sie fragen, sie fragen stets von neuem und kommen immer wieder und fragen, gerade so heute wie sie es schon vor zweitausend und vierhundert Jahren gemacht haben. Sie fragen, denn die Geduld ist ihnen nicht gegeben und das Warten haben sie nicht gelernt, sie fragen, denn sie müßen notwendig sprechen, sich erkundigen, discutieren, streiten — das müßen sie notwendig, aber erleben wollen sie nichts und zur Ruhe kommen wollen sie noch weit weniger. Sie wollen immer etwas Neues wißen, aber nichts Sicheres und Abschließendes, sie wollen immer etwas Neues wißen, aber stets etwas, was den Zweifel nährt und die Discussion verlängert, sie wollen immer etwas Neues wißen, aber nur etwas, was die Verwickelung vergrößert. Unsicherheit und Neugier, das sind die beiden Dinge in den Seelen unserer Zeitgenoßen, aus welchen dieser Sprachgebrauch hervorgegangen ist.

Nicht allein die Kirche und das Christentum ist

„eine Frage“, denn das ists schon gewesen seit Pontius Pilatus: es sind noch ganz andere Dinge „Fragen“.

Der Kampf um das Recht ist kein Kampf um das Recht mehr, sondern nur „eine Frage“, deren Entscheidung dahin gestellt bleibt; das Recht selbst ist kein Recht mehr, sondern eben nur „eine Frage“: kann nicht das Recht auch Unrecht sein und das Unrecht Recht? die gesellschaftliche Ordnung ist kein fester Lebensgrund mehr, sondern nur „eine Frage“: wollen wir zur Abwechselung nicht auch einmal Narren oder wilde Thiere sein? das Eigentum ist keine Sicherheit des Besitzes mehr, sondern eine „Frage“: wollen wir nicht lieber auch einmal allesamt Diebe sein?

Und was für Fragen sind das! Das sind Fragen, die man von Tage zu Tage zweifelhafter, unentschiedener, unentscheidbarer macht, und seine Freude hat man daran, sie so recht zweifelhaft, unentschieden, unentscheidbar und kopflos zu machen. Wie freuen sich unsere Stiljungen, daß sie nicht mehr allein von „schweren Fragen“ reden dürfen, sondern daß sie schon längst die „peinlichen Fragen“ aus dem Rumpel der Torturkammer wieder haben hervorsuchen können, daß sie neue schöne Fragen haben erfinden dürfen, immer eine schöner als die andere: stechende Fragen, glühende Fragen, brennende Fragen, und da das noch nicht schickt und reicht: lodernde Fragen!! O ihr Stiljungen mit euern schönen Fragen, was seid ihr knisternde, was seid ihr flackernde, was seid ihr prasselnde Stiljungen! dürres Holz für den Ofen, ja wol! und bald Kohle und Asche. Aber für jetzt knistert und prasselt und flackert

das Holz noch, aus welchem man Stiljungen macht, und die Fragen brennen und lodern, flackern und prasseln auch noch. Also immer weiter! Stiljungen, wißt ihr nichts noch Schöneres, noch Griffigeres, wißt ihr nichts noch Loderndes als das Lodernde? Seht, Stiljungen, ich erlebe es noch, daß ihr euch selbst übertrefft, und daß ihr die nächste lodernde Frage so lodernd findet, daß ihr über euch selbst hinausgehen und aus eurer eigenen Stiljungen-Haut fahren müßt. Probiert es dann doch einmal mit vulkanischen Fragen. Wäre das nicht ein prächtiges Stiljungenwort? — Aber ihr wißt gewis noch ein beßeres, denn bei dem Vulkan könnte euch die Lava einfallen, welche schwarz und kalt und starr und gräulich unfruchtbar wird auf Jahrtausende, und dabei könnte Der und Jener an euch Stiljungen denken. Oder kometische Fragen? — Nun, ihr werdet gewis das allerbeste finden, edle Stiljungen! Im Stil übertrifft euch niemand, das sagt euch euer bescheidenes Bewustsein, und in der Jungenhaftigkeit auch niemand. Das aber sagen wir euch.

Beitrag zur Geschichte der geistigen Seuchen.

(1851.)

Wie es für den Leib ansteckende Krankheiten gibt, welche durch die leiseste Berührung sich fortpflanzen und in unglaublich kurzer Zeit die weiteste Verbreitung erlangen, oder auch Krankheiten, die, ohne im eigentlichen Sinn ansteckend zu sein, sich mit der Luft in ungeheurer

Schnelligkeit allgemein verbreiten, so gibt es ganz ähnliche Krankheiten, teils contagiös (ansteckend), teils epidemisch, auch für die Seele. Und wie der Einzelne seinen Verstand periodisch oder auf die Dauer verlieren kann, so kann auch ein ganzes Menschengeschlecht, ein ganzes Volk, teils vorübergehend, teils aber auch auf die Dauer, von Irrsinn und Wahnsinn befallen werden. Solcher geistiger Seuchen hat es bei allen Völkern gegeben, mitunter in größerer Anzal und in rascher Folge aufeinander, womit dann der baldige Tod des Volkes zum Voraus verkündigt wurde; einzeln aber wiederholt sich diese Erscheinung durch alle Jahrhunderte der Weltgeschichte. Irgend ein, oft ganz unbedeutendes, Ereignis ergreift mit einem Male die Gemüter vieler Hunderte, vieler Tausende, und stimmt sie zu den wunderlichsten Erwartungen, zu den törichtsten Handlungen — den Einen wie den Andern, ohne daß Verabredung und Absicht dabei wäre; es ist wie ein Sturmwind, welcher durch die Köpfe und Herzen hinfährt, sie verwirrt und betäubt, zu jeglicher Ueberlegung unfähig und jeglicher Ueberredung unzugänglich macht. Denke man nur an den, den erfahrenen Soldaten gar wol bekannten sogenannten „panischen Schrecken", welcher fast bei jedem Feldzug ein oder einige Male vorkommt, wo ganze Bataillone, ganze Regimenter, ja ganze Armeecorps mit einem Ruck in Verwirrung geraten und in wilder Flucht davon gehen — während oft gar nichts zum Grunde liegt, als etwa ein scheu gewordenes Pferd; demungeachtet kann sich niemand, zumal bei Nacht, des Entsetzens erwehren, und er wird, auch wider Willen, mit in den allgemeinen

Schreckensstrudel hineingerißen. Fast genau so geht es auch im Leben der Völker im Großen, und die Ansteckung und die tödtliche Gefahr solcher geistiger Seuchen ist am stärksten, wo die Bevölkerung sehr dicht ist (eben wie bei den leiblichen Epidemieen), wie denn dichte Bevölkerung überhaupt eine der Hauptursachen des Verfalls der Cultur und des Ruins der Menschheit ist. Die neuesten Erscheinungen, welche wir in der Art gehabt haben, sind in Frankreich die verschiedenen Revolutionen: 1789, 1830, 1848; in Deutschland, wo es lange Zeit an größeren Erscheinungen der Art gefehlt hatte, trat zuerst die Bewegung von 1830, später der Ronge-Jubel und zuletzt die Revolution von 1848 als eine solche geistige Seuche auf. Und sie war nahe daran, ist es auch teilweise noch immer, in einen wirklichen Volkswahnsinn überzugehen. — Es wäre schon der Mühe wert, kann aber in dem engen Raume dieser Blätter kaum angedeutet, geschweige denn ausgeführt werden, die Ursachen, die Veranlaßungen, den Verlauf und die Heilung dieser gräßlichen Erscheinungen zu besprechen und zu erörtern; für diesmal wollen wir nur zwei solcher Begebenheiten aus älterer Zeit mit den einfachen Worten eines alten Chronisten, welcher dieselben selbst mit erlebt hat, erzälen. Beide haben unverkennbar auffallende Züge mit den Erscheinungen unserer Zeit gemein, wenn gleich die Veranlaßung eine andere war; die Ursache ist in allen diesen Ereignissen dieselbe, also auch die Gestalt der Ereignisse. Den Geschichtskundigen unter unseren Lesern sind sie zwar beide ohne Zweifel bekannt; namentlich ist „das heilige Blut zu Wilsnack“

eine ziemlich oft erwähnte Geschichte. Indes wir erzälen auch das teilweise Bekannte immer noch einmal, wenn es die jetzige Zeit erklären hilft. Die Anwendung dieser Begebenheiten des 15. Jarhunderts auf andere Gestaltungen der geistigen Seuchen und des Volkswahnsinns, auch auf solche, welche in unseren Tagen sich zeigen, werden die geneigten Leser dieser Blätter schon selbst zu machen wißen.

I.

Wie das junge Volk lief zu dem heiligen Blute nach Wilsnack jenseits Magdeburg.

Als man schrieb nach Christus Geburt tausend vierhundert und fünfundsiebenzig, da hub sich eine wunderliche Geschicht in der Woche nach Sanct Johans Tage des Täufers im Lande zu Thüringen, Franken, Hessen, Meissen und andern Landen, daß die jungen Leute, Knaben und Jungfrauen zwischen zwanzig und acht Jahren, zumal kleine Kinder, zu dem heiligen Blute liefen nach Wilsnack jenseit Magdeburg; ohne Geld, ohne Wißen der Eltern, die sonst nicht aus dem Hause wären gegangen ohne Geheiß der Eltern, frommer Leute Kinder und wol gezogen, Dienstboten, Mägde und Knechte, ließen ihre Kleider, und was sie hatten, unbewahrt, und konnten das nicht zu Haufen bringen [d. h. nichts zusammenlegen, aufheben, verschließen], sondern ließen stehen und liegen, was da war, und liefen ihre Straße, also daß ihrer gar oft zwei oder dreihundert an einem Haufen gieng und sangen Leisen (Kyrieleis, geistliche Lieder), und hatten Banner, und sprachen ein Teil, ihnen gienge

ein rot Kreuz vor. Die Kinder entliefen mit Gewalt ihren Eltern, die Töchter ihren Müttern, daß die Mütter nachfolgten weinend und schreiend und konnten die Kinder nicht halten; und wenn man sie einsperrte, so wurden sie unsinnig, und wenn es sie ankam, so huben sie an zu weinen, wie groß, wie alt, wie klein sie waren, und begannen zu zittern, als die das kalte Fieber haben, daß sie nicht sprechen konnten, und weinten so lange, bis daß sie aus den Häusern kamen auf den Weg, und entliefen den Leuten mit Gewalt. Und halbnackt, in Hemden, in Kitteln, barhaupt, ohne Geld, ohne Brod und ohne alle Vorsichtigkeit, und wann das Eßen auf dem Tische stund, daß man sollte eßen und sie noch nüchtern waren, doch liefen sie hinweg ungegeßen, und man vermochte sie in keiner Weise zu halten: unter hundert behielt man kaum einen Einzigen, den man überredete. Man führte sie zu der Beichte, aber auch die Beichtväter konnten sie nicht überreden; zuweilen kam es zur Not mit Einem so weit, daß er sich ließ bedeuten.

Aus der Stadt Arnstadt liefen 324 Kinder, Schüler, Mägdchen und Knechtchen, und der Schulmeister gieng mit den Schülern, und darnach die Knaben, zuletzt die Mädchen, und waren ein Teil so klein, daß man ihnen nicht zutrauete eine Meile Wegs zu gehen. Doch liefen sie dahin, und giengen gleich rasch, ein Teil liefen Tag und Nacht, und es regnete also sehr an Sanct Peter und Pauls Abend und die Nacht, doch als es am allersehrsten regnete, welche es ankam, die huben sich und liefen und fragten nicht nach dem Regen.

Item aus Tennstedt liefen auf einmal vier und

dreißig Kinder, und aus allen Städten und Dörfern; und des Dinges ward so viel, daß der Rat zu Erfurt und die geistlichen Richter ließen gebieten zu Erfurt, es sollte niemand ohne Erlaubnis seines Pfarrers und ohne Beichte gehen, aber man fragte wenig darnach. Mancher Mann mußte um seiner Kinder willen, manche Frau um ihrer Tochter willen, auch der Mann um der Frau willen, dahin laufen, und waren auch Sechswochenfrauen mit Kindern dabei; so hatte auch manche junge Frau fünf oder sechs Kinder daheim, die ließen sie alle unbesorgt und unbestellt und liefen dahin. Vieh, Kühe und Schafe, Haus und Hof ließen sie unbestellt stehen und liefen von dem Felde, von den Pflügen, von dem Waizen, vom Grase; die Knaben, die der Pferde hüteten, die hatten ihre Zäume an ihren Hälsen und liefen dahin, und etliche, die auf dem Felde fuhren, die ließen Wagen und Pferde stehen und liefen ihre Straße. Ja es hatte ein Mann zu Erfurt Waizen verkauft, und die Kinder von Arnstadt giengen eben durch Erfurt hin, da gab er den Kindern einen Groschen zur Speise und ließ Pferd und Wagen stehn und lief mit und hatte ein Paar neuer Schuh gekauft, die ließ er auf dem Wagen liegen. Also machten es auch Dienstknechte und Mägde, und wenn man es sich am allerwenigsten versah, so kam sie das an und begannen zu weinen und liefen ihre Straße; ein Teil sagten niemand nichts und ließen alles stehen und liegen, was sie hatten.

Aus dem Land zu Franken bei Koburg oder Bamberg kamen ihrer aus einem Dorfe bei dreißig, die hatten zu Tage und zu Nacht achtzehn Meilen Wegs gegangen,

und hatten auch Banner und eine Monstranz darauf gemalt; die von Arnstadt aber hatten einen Adler in ihrem Banner. Niemand gesellte (verabredete) sich mit einander zu gehn, sondern wenn sie auf die Straße kamen, so kam ihnen Gesellschaft genug zu. Unterwegs gaben ihnen die Leute Eßen und Trinken all satt; wer nicht Geld hatte zu verzehren, der bettelte, so ward er satt, und sie konnten auch von ihrer Habe nichts zusammen lesen und so auf der Fahrt gebrauchen.

Das war gar ein wunderlich Ding. Die weisen gelehrten Doctores meinten, es wäre ein Einfluß des Himmels für die Leute, die der Complexion wären; etliche meinten, es wäre nicht gut, es käme von dem bösen Geiste; etliche meinten, es wäre von Gott ein Eingeben und ein Wunderwerk — also daß die Leute bisweilen sehr zwieträchtig waren. Die Weisen zu Erfurt wollten haben, daß man derselbigen Leute, die also liefen, keinen sollte einlaßen zu den Stadtthoren, denn warum? man meinte, wann die Kinder und die Leute das Volk also sähen laufen, so würden sie dazu geneiget der Gesellschaft halben und liefen dann auch mit; und das fand sich auch in der Wahrheit also. Sonst liefen sie auf dem Lande aus allen Dörfern eben so wol als aus den Städten, und wo es bis daher ganz ruhig und still gewesen war, da war viel großen Laufens, denn es liefen Kinder, die noch nicht beten konnten, und die Frauen trugen sie mit und wußten auch selbst nicht, was das heilige Blut war, und wußten auch nicht, was sie thaten; sie liefen aber nirgend anders hin dann dahin, das war ein groß Wunder. Es lief manch Mäd-

chen, ein wolgezogen Kind, das nicht vor die Thür ohne der Mutter oder des Vaters Willen wäre gegangen zu des Nachbars Kindern oder hätte nicht gekonnt ein Viertel Weins holen, das lief mit Gewalt hinweg und fragte nicht nach Vater noch Mutter. Ein Theil Kinder hatten etwa Wein geholt, die gaben einem andern Menschen den Wein ihren Eltern zu bringen und liefen hinweg barfuß, ohne Mantel, ohne Schleier, ohne Hut oder Kogel (Mütze, Kappe); wie sie es ankam, also liefen sie dahin. Aus Eisleben liefen elfhundert, aus Hettstedt dreihundert; darnach auch großes Volk aus Oesterreich und aus Ungarn und aus allen Städten und Landen, das unzälig war.

Die von Arnstadt, von denen vorher gesagt war, kamen wieder und waren vierzehn Tage aus gewesen; man wollte sie zu Erfurt nicht einlaßen, sondern sie giengen auf dem Graben hin mit ihrem Banner und waren ihrer noch dreihundert und zehne, Knechtchen und Mädchen, und sie sagten, daß ihnen die Markgräfin von Brandenburg zu Angermünde allen hätte Eßen und Trinken geben und zu Tische sitzen auf einem Saal und einem jeglichen Menschen einen berlinischen Groschen darzu und in die Samnung (gemeinschaftliche Kasse) vier Gulden. Auch die von Mansfeld gaben allen Leuten Brod und Bier, und die Markgräfin vorgedacht bestellte die Straßen, daß ihnen niemand mögte etwas zu thun, ließ sie auch zu Werben umsonst über (die Elbe) fahren. Und wo sie giengen, da liefen ihnen die Leute entgegen und boten ihnen Herberge an, außer zu Erfurt, da wollte man sie nicht einlaßen.

Diesselbige Laufen währete also lange aus Ungarn und aus Polen, bis daß in Thüringen ein Sterben kam, und starben sehr viele Leute zu Halle, Naumburg, Erfurt, Gotha und Eisenach.

II.

Eine Geschichte die geschehen ist in dem Lande zu Franken im Tauberthal.

Nach Christus Geburt vierzehnhundert Jahre, darnach in dem sechs und siebenzigsten Jahre, hat sich diese Geschichte begeben, daß einer genannt Hans Behem wohnhaft in dem Dorfe Helmstatt, ein halber Thor, wie man von Jugend auf ihn wol kannte, von dreien vornehmen Männern, Edelleuten, vielleicht aber bösen Christen und Ketzern, genannt von Stetten, und einem nahe bei wohnenden Pfarrer genannt Conradus Dornefeld dazu gebracht und angeweiset worden war um Geldes und Gutes willen, wie nun folgt. Er sollte offenbarlich auftreten und predigen und sollte sprechen, unsere liebe Frau Maria die Mutter Gottes sei ihm erschienen persönlich drei oder vier Mal und habe ihm gesagt, er solle offenbarlich predigen und vor niemanden sich scheuen und den Leuten sagen und in die Lande verkündigen allem Volke, daß alle Völker aus allen Landen sollten in Pilgrims Weise zu ihr kommen in ihre Capelle zu Nickolshausen in dem Tauberthal neben Wertheim, da wollte sie gnädig sein, und wäre auch überall kein Ablaß dann allein daselbst. Das that der arme Mensch auf Antreiben der vornehmen Leute und

des Pfarrers, und trat auf und predigte und sprach: alle Dinge sollten gemein Eigentum sein, und die Zeit nahe sich, daß man alle Priester tödten sollte, und wer dreißig Priester tödten könne, der solle viel verdienen, denn sie hätten keine Macht mehr von Gott, es wäre aus, man fände auch keinen Priester mehr weder weltlich noch geistlich noch in irgend einem Orden; auch strafte er dabei die Brusttücher, die kurzen Kleider und spitzigen Schuhe, denn das mishagte unserer lieben Frau allzu sehr, und Gott wollte sehr darum strafen. Nur sie bete davor, und man solle sie um solche Fürbitte zu Nickelshausen ersuchen, sonst käme die Strafe. Auch predigte er viel böser Ketzerei und von großen Wunderwerken, die da zu Nickelshausen geschähen, von denen doch keins wahr war. So sprach er auch, unsere liebe Frau hätte ihm zugesagt, für wen er bitte und was er bitte, das solle geschehen und erhört werden.

Und das Volk glaubte ihm und hielt ihn für einen Propheten, und doch war er ein schlechter Laienmann und noch dazu halb unweise. Auch sandten die vornehmen Leute und der Pfarrer noch andere Leute aus und ließen dasselbe verkündigen, was Hans Behem predigte. Und war das alles nicht wahr, was sie verkündigten. Und doch von dem Geschrei und Predigen war aus Eingebung des bösen Geistes das ganze Land zu Franken und auch andere Lande beweget worden. Denn das Volk lief in großen Haufen aus allen Bisthumen und Herrenlanden in und um Franken mit Bannern und Fahnen gen Nickelshausen und sie trugen mit sich große mächtige Lichter und Kerzen von Wachs, also

groß, daß drei oder vier Mann kaum eine tragen konnten. Und sie liefen ohne alle Vernunft und ohne Erlaubnis ihrer Pfarrer und Prälaten, die das alles mitsamt den Bischöfen verboten hatten bei dem Banne. Das Volk fragte aber nicht darnach, sie liefen gleich sehr; die Jungfrauen liefen zu mit flatternden Haaren, die Sechswochenfrauen, junge Knaben, junge und alte Männer, schrieen und sangen Leisen durch Städte und Dörfer, die eigens von dieser Ketzerei und Teuscherei dazu waren gedichtet worden, und ist oftmals geschehen, daß auf einen Sonnabend zusammen kamen bei siebenzigtausend Menschen, Kinder und alte Leute, Frauen und Männer, also daß es erschrecklich zu sehen war. Und jedermann kam mit seinen Werkzeugen, ein Ackermann mit seiner Geisel, ein Steinmetz mit seiner Bicke, ein Schmidt mit seinem Hammer.

Der Bischof zu Würzburg ließ das verbieten, aber es half nichts: die vornehmen Leute wollten das haben, denn sie nahmen davon das Geld ein. Da hielt der Bischof zu Würzburg Rat auf Geheiß eines frommen alten Mannes, der hieß Rudolf, und schrieb an den Erzbischof von Mainz, Herrn Diether von Isenburg, und klagte die Thorheit des Volks. Da schrieb der Erzbischof von Mainz wieder, daß er den Lärmmacher, den Prediger sollte laßen greifen und verhören, wie es darum bestellt wäre. Das that der Bischof zu Würzburg und sandte gen Nickelshausen vierunddreißig Gewappnete zu Pferde, die fiengen den genannten Hans Behem, der saß nackend in einem Wirtshaus und predigte den Leuten große Wunderwerke, die ihn die vor-

nehmen Leute und der Pfarrer gelehrt hätten, und banden ihn also nackend auf ein Pferd und führten ihn gen Würzburg in einen Thurm auf der Burg Frauenberg. Es waren da gegenwärtig bei sechstausend Menschen als sie ihn fiengen, aber es nahm sich niemand seiner an und waren allermeist fremde Leute, die allererst gekommen waren.

Da das die Vornehmen erfuhren, wurden sie zornig und verschworen sich in Haufen zusammen und nahmen viel Volks an sich, die der böse Geist auch dazu stärkte, also daß ihrer ward bei zwölftausend, und war an Sanct Margareten Abend und die Leute waren aus vielen Landen gesammelt. Die nahmen bei fünfhundert Kerzen aus der Capelle zu Nickelshausen, die die Leute gebracht hatten, und zogen die ganze Nacht bei Licht bis gegen Würzburg, vor die Burg die man nennet unserer lieben Frauen Berg. An demselben Sonnabend an Sanct Margreten Tage früh zu fünf Uhr Zeit kamen sie vor die Burg mit den brennenden Kerzen und hieschen ihnen den Gefangenen geben lauterlich umsonst ledig, oder sie wollten alle darüber sterben. Der Bischof ward besorgt und bestellte seine Burg so gut er konnte, und ließ einen Theil Büchsen (Kanonen) losgehen ohne Schaden, das that er nur des Schreckens halber. Aber es ward groß Murmeln sogar in der Stadt Würzburg auf die Priesterschaft, daß die dawider redeten, obwol sie doch recht gut wußten, daß es eine Teuscherei war, und sprachen den Priestern gar übel der Sache halber. Jedoch zwei vornehme Ritter, fromme Männer, ermahnten das Volk in der Stadt und das welches von außen

gekommen war, gütlich und mit guten Worten, daß sie von der Thorheit ließen und zögen heim ein jeglicher da er hin gehörte in sein Land, und geboten bei dem Untertanen-Gehorsam, daß was des Bischofs Männer wären, heim zögen und wären gehorsam ihrem Herrn dem Bischof und Pfarrer und glaubten nicht leichtlich den Sachen; dazu gehöre geistliche Prüfung; der Bischof hätte einen armen Mann gefangen, den wollte er verhören, wenn er den verhört und er gerecht wäre, so würde er ihnen schon wieder gegeben werden. Also zog ihrer ein Theil heim, ein Theil blieb und meinten den Thurm zu nehmen oder darüber zu sterben. Als nun die Leute von der Burg nicht wollten ablaßen, da schickte der Bischof aus nach seiner Mannschaft und stellte sich zur Wehr und ließ sie von der Burg treiben. Also wurden ihrer achtunddreißig erschlagen, 117 gefangen, da flohen die Andern alle miteinander, und der Bischof ließ ihnen nach ziehen, doch gütlich, daß man ihnen nicht mehr Schaden thun sollte, hätte er gewollt, er hätte sie wol alle gefangen.

Darnach ließ er den Mann verhören, und Hans Behem bekannte im Gefängnis alles wie es zugegangen war, daß es ihm die Junkern von Stetten und ihr Pfarrer gelehrt und eingegeben hätten, das alles zu predigen und auszubringen, und hätten ihm auch Geld dafür gegeben, hätten der Prediger auch mehr ausgesandt, denen sie auch Geld gegeben, aber das meiste Geld hätten sie behalten, auch sei der (Graf) von Wertheim gekommen und habe großes Geld aus der Capelle genommen. Da nun der Bischof die ganze Sache wol

erkundigt und es ganz wahr fand, daß es Teuscherei wäre, und keine wahrhaftigen Zeichen sondern eitel Phantasie, womit das Volk verleitet worden und nur um des Geldes willen geschehen, da ließ er den Hans Behem zur Abschreckung der Andern und um der Ketzerei willen die davon kam für so Viele, verbrennen, und fieng den Pfarrer Ernst Konrad Dornefeld, der ihn das gelehrt und ihn unterweiset hatte, und sandte ihn dem Erzbischof von Mainz. Die von Stetten aber wurden Feinde des Bischofs und thaten ihm Schaden in seinem Lande und hätten gern den Zulanf wieder herbei gebracht und größer gemacht denn vorher um des Geldes willen. Aber der Bischof litt es nicht, und trieb die von Stetten ab, daß sie zur Ruhe kommen mußten. So ward zuletzt alles vergeßen und ward nichts mehr daraus.

Vom Hexenwesen.

Erster Artikel.

Das Hexenwesen ist Aberglaube, aber freilich nicht in dem Sinne, welchen dieses Wort in der neueren Zeit angenommen hat: „falsche, willkürlich angenommene religiöse Vorstellungen irgend einer Art“, sondern in dem ursprünglichen Sinne des Wortes: ein neben einem neuen Glauben (über denselben hinaus) noch beibehaltener älterer Glaube. Diesen Sinn hat nicht allein das deutsche, sondern auch das lateinische Wort, und die neue Bedeutung von Aberglauben ist eins der vielen, seit dem vorigen Jarhundert sich häufenden Beispiele von Verflachung, Verwirrung und Verderbnis ursprüng-

licher, eigentümlicher und wolgeordneter Begriffe. Das Hexenwesen beruhet ganz und gar darauf, daß neben dem angenommenen Christentum auch noch Theile des alten deutschen Heidentums, bald aus Gewohnheit, bald aus Leichtsinn, bald aus starker und bewuster, aber dann geheim gehaltener Zuneigung zu den aufgegebenen alten Volksgöttern und zu dem verlaßenen Opferdienst in den Hainen und auf den Höhen, in den Herzen und im Leben des Volkes fortbestanden. In diesem Sinne bestehet der Aberglaube theils des Leichtsinns, theils der Gewohnheit bei uns, und zwar mitten in unserer höchsten Bildung, noch bis auf den heutigen Tag: das Gesundheittrinken, das Anstoßen mit den Gläsern ist gar nichts anderes, als die uralte Sitte des dem Wuotan, dem höchsten Gotte unserer Altväter, dargebrachten Trankopfers, und hat sich, wenn man auch später für Wuotan S. Johannes oder S. Gerdrut einschob, in der alten Weise durch alle Jarhunderte erhalten; das Backen der Thierfiguren zu Christtag ist das Formen des Julebers unserer Vorfahren zum Jultag, welcher unsern Weihnachten (als Wintersonnenwendetag) entspricht; eben so verhält es sich mit dem Zusammenbinden der letzten Aehren bei dem Kornschnitt und dem Bekränzen derselben, mit den Maibüschen zu Pfingsten und dergleichen mehr — oder beßer: und dergleichen viel, denn unser ganzes Leben ist noch von diesen, jetzt nicht mehr verstandenen, Beziehungen, auf den Götterdienst unserer heidnischen Vorfahren durchwebt *).

*) Ein Beispiel des Gegenteils vom Aberglauben, d. h. des noch immer bei uns schwachen christlichen Gewißens

Das Hexenwesen beruhet auf demselben Aberglauben, nur auf dem Aberglauben des Bewustseins: die alte Zuneigung zu den alten Göttern und den heidnisch-heiligen Gebräuchen wurde hier mehr oder ganz absichtlich gepflegt und festgehalten. Ohne allen Zweifel sind lange Zeit, vielleicht Jarhunderte, nach der Einführung des Christentums an den Tagen der großen Volksversamlungen, an welchen die großen Opfer gebracht, die Gerichte gehalten wurden und von den Weibern das Salz gekocht zu werden pflegte, Viele noch, nur heimlich und bei Nacht, zu den alten Opfer- und Gerichtsstätten hinausgezogen, und haben der alten Gebräuche, so viel noch möglich war, gepflegt. Und als das nicht mehr möglich war, haftete immer wenigstens noch das Andenken an die alten Stätten und das, mitunter schneidende Bewustsein, daß dieses Andenken verboten sei, und es haftete zugleich auch der, freilich oft nur dumpfe, Trotz, der Widerwille gegen das Christentum, in welchem jene alten Opfer, Versamlungen, Gerichte und Volksfreuden untergegangen waren. Wie unvertilglich

---

wißens, ist die bis jetzt noch festgehaltene Enthaltsamkeit vom Pferdefleisch. Diese wurde von den christlichen Bekehrern darum mit Recht eingeschärft, weil das Pferd das eigentliche Opferthier unserer Vorväter, mithin Malzeiten von Pferdefleisch heidnische Opfermalzeiten waren. An die Götter Wuotan, Ziu und Donar glaubt jetzt Niemand mehr, Niemand weiß mehr etwas von ihnen, aber des ihnen dargebrachten und eigens zugehörenden Pferdefleisches enthält sich Jeder, als eines Greuels, wiewol es nur als Opfer für Wuotan, Ziu und Donar ein Greuel ist, und an dem Pferdefleisch als solchem kein Greuel haftet.

die Anhänglichkeit an die Auszüge nach heiligen Waldstätten zu gewissen Zeiten gewurzelt hat, sehen wir ja daraus, daß bis auf diesen Tag auf Himmelfart alle Welt nach den Waldkräutern geht, und in Jedem, der auch nicht nach Waldkräutern geht — er weiß nicht warum? — gerade auf Himmelfartstag die Lust vorhanden ist, die Frühe im Freien zuzubringen; daß an diesem Tage, oder hin und wieder auch auf Pfingsten, ganze Dorfschaften, zuweilen noch jetzt so viele ihrer zu einem alten Gerichtsbezirke gehören, zusammen — nach einem bestimmten Waldplatze (einem Berge, einer Klippe) ausziehen, bald um geistliche Lieder zu singen (in welchem Falle denn der heidnische Gebrauch durch die christliche Sitte geheiligt worden ist), bald um sich bei Musik und Tanz zu vergnügen. Nur die Stätte und der Maitag sind in diesen Fällen aus dem Heidentum beibehalten worden — von den heidnischen Gebräuchen, den Opfern u. s. w. ist nichts mehr vorhanden.

Damit aber sind wir nun schon ganz nahe an dem Hexenwesen angekommen; es ist bis dahin nur noch ein einziger Schritt.

Bekanntlich versammeln sich die Hexen, wie man sagt, auf Walburgistag, am ersten Mai. Das ist nun der uralte größte Volksversamlungs-, Gerichts- und Opfertag unserer heidnischen Väter, auch als Gerichtstag ersten Ranges bis in die neuere, ja neueste Zeit hinein festgehalten worden.*) Der Tag steht aus der Urzeit in gleicher Weise fest für die Hexen wie für die Kräutersucher, für

*) Es gab in der Regel im Jahr vier große Gerichts- (und Opfer-) Tage, zu welchen nicht besonders geladen und ent-

die Tanzlustigen und für die christlichen Sänger — für die ersten mit Widerspruch gegen das Christentum, für die zweiten mit leiser Erinnerung an die durch den heiligen Tag gegebene besondere (übernatürliche, geheime) Heilkraft der Kräuter, für die dritten ohne alle Erinnerung und ohne alle Zukunft, für die letzten mit einem von der finstern Vergangenheit endlich völlig abgewendeten und dem seligen Licht der Auferstehung zugewendeten Antlitz.

Aber nicht allein der Tag steht fest, auch der Ort steht fest. Wir haben uns, in den letzten zwei Jahrhunderten der, immer mehr von der Wirklichkeit des Lebens abgewendeten „Bildung" gewöhnt, den Gipfel des Harzgebirges, den Brocken (Blocksberg) als den gemeinschaftlichen Versamlungspunkt aller Hexen, so zu sagen in der ganzen Welt, vorzustellen. Diese Vorstellung ist gänzlich falsch. Der Brocken galt als Versamlungsplatz der Hexen, d. h. als vornehmste altheidnische Cultus- und Gerichtsstätte einzig und allein für Niedersachsen; im übrigen Deutschland wußte man vom Brocken nichts.

---

boten, sondern wo sich von selbst versammelt wurde, weswegen sie auch „ungebotene Dinge" (Ding bedeutet eigentlich Gericht) hießen; einer mit dem Eintritt des Frühjahrs, einer zur Sommersonnenwende, einer in der Sommermitte, einer zur Wintersonnenwende, nach dem christlichen Kalender zu Walburgis (Himmelfart), Johannistag (Pfingsten), Bartholomäi und Christtag. Es gab Gegenden, wo die Meinung herschte, die Hexen versammelten sich an jedem dieser vier Tage. Unter diesen Tagen war aber der erste, der Maitag, in den ältesten Zeiten der vornehmste.

Vielmehr galten als Sammelplätze der Hexen überall im Volke selbst bis auf die neueste Zeit, und gelten, wo man noch daran glaubt, bis auf diesen Tag, die nächsten alten Gerichtsstätten, die Gerichtsplätze des Gaues; in Oberhessen z. B. vor allem die uralte Hauptstadt und Gerichtsstätte der ganzen Umgegend, die Amöneburg, oder auch die große Gerichtsstätte im Dorfe Sehlen, in einem Teil der Grafschaft Ziegenhain der Bechelsberg bei Ottrau u. s. w. So war es durchgängig durch ganz Deutschland: überall sind die dem Volke von Alters her bekannten Gerichtsstätten, auch wenn schon seit Jahrhunderten dort kein Gericht mehr ist gehalten und sogar ihre Eigenschaft einer Gerichtsstätte ist vergeßen worden, die angeblichen Versamlungsplätze der Hexen.

An ihren Versamlungsplätzeu kochen (brauen) die Hexen bekanntlich und fahren dahin auf Ofengabeln, Schürstäben, Besen, Kreueln, Löffeln u. dgl. Diese Vorstellung kommt daher, daß an jenen Gerichtstagen die Weiber mit Keßel und Kochgeräte sich an der heiligen Waldstätte einfanden, um das, bekanntlich zu den heiligen Dingen gerechnete Salz zu kochen, ein Geschäft, welches der Natur der Sache nach Tag und Nacht, vielleicht mehrere Tage und Nächte, in Anspruch nahm und auf diese Weise die Vorstellung von einer Nachtfahrt der Hexen noch ganz besonders begründete. Jetzt ist zwar die Erinnerung von dem Salzkochen der Hexen bei ihren nächtlichen Versamlungen völlig erloschen, aber doch lange Jahrhunderte hindurch lebendig geblieben, z. B. wurde im 13. Jahrhundert, also doch immer volle vierhundert bis fünfhundert Jahre nach der Einführung

des Christentums, das Salzkochen als das eigentliche und einzige Geschäft der Hexen bei ihren unheimlichen nächtlichen Zusammenkünften angesehen.

So beruht also das Hexenwesen seinem Ursprunge nach keineswegs auf leeren Einbildungen, thörichten Träumen und kindischen Märchen, sondern auf wirklichen Verhältnissen, wie sie das Heidentum und die älteste Sitte unserer Vorfahren mit sich brachte — auf wirklichen Verhältnissen und handgreiflichen Zuständen, welche, wie die Versamlungstage und Versamlungsplätze, noch in der Gegenwart vollkommen deutlich erkennbar sind. Was die Vorfahren als Heiden offen und treuherzig, weil sie nichts Beßeres wußten, gethan hatten, das erschien den christlichen Nachkommen in der Erinnerung als ein unheimliches, widergöttliches, zauberisches, zuletzt teuflisches Treiben. Dazu kam aber, wie wir schon vorher andeuteten, daß das nicht bloß und allein Erinnerung an vergangene Dinge, sondern zum Teil fortdauernd Wirklichkeit war, indem immer noch Manche, wenn auch nur Einzelne, neben ihrem unvollkommenen, unverstandenen oder unwahren christlichen Bekenntnis her heimlich bei nächtlicher Weile die alten Gebräuche auf den Waldbergen und in den ehemals heiligen Hainen fortsetzten. Dazu kam ferner, daß gerade diejenigen, welche diese Gebräuche fortsetzten, auch manche aus dem alten Heidentum ererbte Naturkünste bewahrten, fortpflanzten und in Anwendung brachten, z. B. die Kenntnis und den Gebrauch der Heil- und Giftmittel — beides von jeher vorzugsweise den Frauen eigen — und daß man also die Weiber, welche im Besitz dieser Künste

(zugleich auch im Besitz der uralten Beschwörungsformeln) waren, um dieser ihrer Gefährlichkeit willen doppelt scheuete. Deshalb enthalten auch die ältesten deutschen Gesetze vorzugsweise nur Strafgebote gegen die heidnischen Giftmischerinnen, nicht, wie es später der Fall war, gegen jeden Zauber und jede Beschwörungsformel (wiewol die heidnischen Lieder doch sehr bald nach der Einführung des Christentums, schon unter Karl dem Großen, schwer verpönt worden), oder wie es seit dem Ende des 13. Jarhunderts eingeführt wurde, gegen den Abfall vom Christentum selbst, gegen die Verleugnung Christi und, seit dem Ende des 15. Jarhunderts, gegen den Bund mit dem Teufel.

Der Teufel erscheint überhaupt bei dem Hexenwesen nicht vom Anfang an, wie sich das aus der bisherigen Darstellung der wirklichen Verhältnisse gar leicht abnehmen läßt — es war das sogenannte Hexenwesen ursprünglich nichts als Fortsetzung des alten Heidentums, in welches der Teufel nicht hinein gehört; der Bund mit dem Teufel aber kommt erst bei sechshundert Jahren nach der Einführung des Christentums vor.

Das geht aber so zu. Bei allen Völkern, welche eine neue Religion annehmen (auch bei heidnischen, welche von einem Heidentum zum andern übergehen) treten die verlaßenen, alten Götter eine und nach und nach mehrere Stufen herab; sie werden nicht aufgegeben und als ein Nichts betrachtet, sondern sie werden nun aus Lichtwesen Nachtwesen, aus guten Göttern böse (Unter-) Götter, aus segnenden Gottheiten feindselige Zauberer, und dieß alles um so bestimter und schärfer, je mehr

sich die neue Religion befestigt und zur alleinigen allgemeinen Herschaft gelangt. So haben sich denn auch die Naturgötter unserer heidnischen Vorfahren nach und nach, je mehr das Christentum Boden gewann, ganz natürlich und gar nicht mit Unrecht in den Teufel mit seinem Heer verwandelt, und eine große Menge von Eigenschaften und Handlungen, welche in der gemeinen Volksvorstellung dem Teufel zugeschrieben und von ihm erzält werden, sind, oft genau bis auf das Einzelne, Eigenschaften und Handlungen, welche die heidnische Vorzeit ihren Naturgöttern zuschrieb. So kam es denn, daß man nachgerade, je mehr das Christentum Wurzel faßte, desto bestimter und zuletzt als sich ganz von selbst verstehend die Hinneigung zu dem alten Heidentum als eine Hinneigung zum Teufel, die Anhänglichkeit an die alten, wenn auch in der Erinnerung noch so sehr verdunkelten Götter, als einen Bund mit dem Teufel auffaßte.

Und darin hat die christliche Kirche, darin hat die deutsche Christenheit Recht gehabt. Die christliche Kirche kennt keinen gleichgültigen, unparteiischen, läßlichen Zwischenzustand zwischen Für und Wider, Gut und Böse, dem wahren Gott und den falschen Göttern, Christus und Belial. Wer von Christus abfällt — das ist von der christlichen Kirche zu allen Zeiten ausgesprochen worden und wird von ihr geltend gemacht werden bis zu dem Tage der Auferstehung, wo Er selbst den Stab des Gerichtes in die Hand nehmen wird — der geht eben damit auch zu dem Widersacher über, wer den Bund mit Christus verläßt, der schließt eben damit

zugleich ein Bündnis mit Belial. Oder mit anderen Worten: je deutlicher die Christenheit zum Bewustsein von sich selbst und ihrem Herrn gelangt, desto deutlicher und zweifelloser wird auch bei ihr das Bewustsein, in wessen Macht der Heide, das heidnische Volk, der im Heidentum Verharrende, sich befunden habe oder noch befinde — in der Macht dessen, der ein Lügner und Mörder ist vom Anfang.

Der Kampf gegen das Hexenwesen und die Hexen ist kein anderer, als derselbe, welcher heute noch die Welt bewegt: der Streit zwischen dem Glauben und dem Unglauben, zwischen Bekenntnis Christi und Verleugnung Christi, zwischen Liebe zu dem Heiland und Haß gegen den Nazarener. Jarhunderte lang lag das Uebergewicht des Glaubens in der Schale der s. g. höheren Stände, Jarhunderte lang das Uebergewicht des Unglaubens und der Verleugnung in der Schale des gemeinen Volkes — Jarhunderte lang bis zu den Zeiten nach dem dreißigjährigen Krieg. Damit nahmen die Hexenverfolgungen ein Ende, damit nimmt der Unglaube in dem niederen Volke ein Ende, damit nimmt aber auch der Glaube und die Vertretung desselben in den höheren Ständen ein Ende. Die eine Schale sinkt, die andere steigt.

Zweiter Artikel.

In unserem ersten Artikel haben wir, so weit es in diesen Blättern möglich ist, nachgewiesen, daß das Hexenwesen an und für sich nicht auf leeren Einbildungen, nicht auf Betrug oder wahnsinniger Selbstteu-

schung einerseits und nicht auf fanatischer Verfolgungswut auf der anderen Seite, sondern auf wirklichen Verhältnissen, auf lebendiger Ueberlieferung altheidnischer Sitten und altnationalen Widerwillens gegen das Christentum beruhe. Jetzt werden wir nun zugleich auch die andere Seite zu betrachten, und nachzuweisen haben, daß sich mit jener Wirklichkeit und lebendigen Ueberlieferung allerdings auch Einbildung, Betrug und blinde, oft geradezu rohe, sogar mörderische Wut verbunden habe. Wir kommen zur Besprechung der eigentlichen Hexenprocesse.

Schon der im 13. Jarhundert erschienene Sachsenspiegel, das allgemein gültige Rechtsbuch des nördlichen und mittlern Deutschlands stellt das Gebot auf: „welcher „Christenmensch unglaubig wird und mit Zauber um„geht, den soll man auf der Hürde verbrennen." Hier wurde mithin der Abfall vom Christentum an sich schon als ein todeswürdiges Verbrechen bezeichnet, und das Umgehen mit Zauber erscheint nur als eine sich von selbst verstehende Folge des Abfalls zum Unglauben.

Dieser Grundsatz hatte schon längst vor dem Sachsenspiegel gegen die Ketzer gegolten, und war, wenn auch nicht häufig, doch zu Zeiten ernstlich und schrecklich genug zur Anwendung gekommen. Derselbe beruhet genau auf eben der Unterlage, auf welcher noch heute die Todesstrafe für den Hochverrat beruhet. Das Zusammenleben der Menschen war durch das Christentum bedingt — das ganze Staatswesen hatte sein Dasein und seine Erhaltung einzig und allein dem Christentum zu verdanken — das war der Gedanke,

welcher seit Karl des Großen Zeiten die ganze westeuropäische Welt und vor allem die deutsche Welt durchdrang, und mit Recht, denn ohne das Christentum würden die deutschen Stämme sich in der sogenannten Völkerwanderung selbst aufgezehrt und vernichtet haben. Daß wir heute noch ein Volk bilden, daß unser deutsches Leben noch ein deutsches ist, verdanken wir allein der christlichen Kirche. Wer also sich von der christlichen Kirche ausschied, schied sich auch von der Gesellschaft, schied sich vom Staate aus; wer der christlichen Kirche feindlich entgegen trat, erklärte der Gesellschaft, dem Staate den Krieg: Abfall und Hochverrat waren eins und dasselbe. Daher die Todesstrafe gegen das eine wie gegen das andere: Abfall war zugleich, oder genau genommen sogar zuerst, ein politisches Capitalverbrechen.

Daß man hierbei das eigentümliche, allein auf dem Wort, dem Sacrament und dem Gebet beruhende Leben der Kirche völlig verkannte und die Kirche durch äußere Mittel schützen zu können und zu müßen meinte, während diese ihr nur hinderlich sein können, — daß man gänzlich vergaß, wie der Staat nur das Gesetz von der Kirche zu borgen hat, um selbst zu existieren, wollen wir, als etwas allzu Bekanntes und jetzt gar zu Begreifliches nicht weiter ausführen. Aber daran wollen wir erinnern, daß man heutiges Tages, wo die Lehre vom „christlichen Staate“ eben erst wieder, nach langer Verwüstung gleichsam aus dem Todesschlafe erwacht, sich wol hüten möge, nicht in das andere Extrem von der „Trennung der Kirche vom Staate“ dadurch zu verfallen, daß man in dem christlichen Staate aber-

mals die völlige Einerleiheit des Staates und der Kirche aufstellt. Ein auf die Spitze getriebener „christlicher Staat“ in welchem das christliche Bekenntnis eine rein äußerlich politische Notwendigkeit für die Existenz im Staate bildet, führt consequent zum Köpfen der Gottesleugner und zum Verbrennen der Hexen. Halten wir ja stets fest, auch in unseren Zeiten des gräulichsten Abfalls, daß der Staat nicht weiter gehen könne, (so weit aber freilich auch gehen müße), als sich das Gesetz von der Kirche anzueignen.

Damals aber eignete sich der Staat auch das Evangelium, folglich rein äußerlich, als ein Gesetz politischen Gebrauches, an, und verwechselte somit das Gesetz mit dem Evangelium. So wurde denn das Evangelium, das Bekenntnis, ein Gegenstand des Criminalverfahrens.

Doch dauerte es ziemlich lange, ehe es mit dem Abfall der Hexen, der Verleugnung Christi so weit kam. In den wild gewordenen Zeiten des 14. und besonders des 15. Jarhunderts aber scheint der unter dem Namen und der Form der Hexerei stattfindende Abfall vom Christentum, fast mit einem Male, häufiger oder wenigstens weit bemerkbarer geworden zu sein, als früher. Möglich, und sogar sehr wahrscheinlich, ist es, daß damals auch in dieser Beziehung eine der geistigen Seuchen geherscht hat, welche sich zu derselben Zeit auch auf anderen Gebieten (man erinnere sich der Wallfart nach dem heiligen Blute zu Wilsnack) offenbarten. Es mag ein allgemeiner krankhafter Reiz entstanden sein und lange bestanden haben, sich dem Christentum zu wider-

setzen und mit einem gewissen Trotze in das alte Heidentum zurückzukehren, so viel von dem letztern noch vorhanden war — ein krankhafter Reiz, aus dem hellen Licht des kirchlichen Tages, welcher freilich damals durch die trostlosen Zustände der Geistlichkeit theilweise mit schweren Wolken bedeckt war, in das Dunkel der heidnischen Nacht sich zurückziehen, eine Seuche der Erschlaffung, in der man Gottes müde geworden war und den unwiderstehlichen Kitzel fühlte, es auch einmal mit dem Teufel versuchen zu wollen; lauter Abbilder übrigens der geistigen Seuche unserer Tage, welche kaum in einigen äußeren Erscheinungsformen, nicht im Wesen, von jener geistigen Seuche verschieden ist. Die größte Wahrscheinlichkeit gewinnt diese Annahme einer Abfalls-Krankheit durch die Erwägung der Thatsache, daß offenbar kein Jarhundert, mit Ausnahme des unsrigen, auch außerhalb des Hexenabfalls, an schamlosen, frechen, und entsetzlichen Gotteslästerungen, an wildem Trotz gegen Gott, an Misbrauch der heiligen Worte und heiligen Dinge, reicher gewesen ist, als die zweite Hälfte des 15. Jarhunderts, das 16. und die erste Hälfte des siebenzehnten *).

---

*) Aus diesen Zeiten haben wir den argen Leichtsinn im Gebrauch des göttlichen Namens und den Misbrauch heiliger Worte, welcher noch jetzt unsere ganze Sprache durchzieht, ererbt: unser potztausend (statt: Gottes tausend Engel), Herr je oder o je und dergl., anderer Ausdrücke nicht zu gedenken, stammt aus dem 15. und 16. Jarhundert. Die Beispiele von Gotteslästerung, von Meineid, von frechem Trotz gegen alle Heilige, welche uns

Genug, gegen das Ende des 15. Jarhunderts nahm dieser Abfall in ungewöhnlichem Maßstabe zu, auch nicht bloß in Deutschland, sondern in gleicher Weise in Frankreich und Italien — wo er sich denn noch mit besonderen Formen des dort einheimischen alten (römischen und keltischen) Heidentums bekleidete — und nahm, theils an und für sich, theils in der Vorstellung der Menschen, ganz bestimte Formen an. Dahin gehört der Bund mit dem Teufel, die Hurerei mit demselben in männlicher uud weiblicher Gestalt, die Abschwörung des Christentums oder vielmehr Christi, und die Zauberei in fest ausgeprägten, überall ganz gleich auftretenden Gestalten. Auch diese Dinge erinnern zum großen Theil an die ältesten Zeiten des Heidentums und sind zu einem andern Theil unmittelbar aus denselben entlehnt, z. B. ist die Abschwörung Christi ganz in derselben Weise formuliert, wie sechs bis siebenhundert Jahre früher die Abschwörung der Heidengötter formuliert gewesen war; es sind Beschwörungsformeln im 17. Jarhundert im Gebrauche, welche mit Sicherheit auf Formeln des 14., des 13., ja des 9. Jarhunderts

---

aus jener Zeit erzält werden, übersteigen fast allen Glauben, und haben dadurch noch etwas Furchtbareres, als die Gotteslästerungen unserer Tage, daß sie sich mit den gröbsten Schimpfreden direct gegen die Person Gottes des Vaters und Christi richteten. Indes war dieser entsetzliche Zustand allerdings eben darum, weil er diesen persönlichen Charakter trug, auch noch eher heilbar, als unsere, hin und wieder auf die Sünde wider den heiligen Geist hindeutenden Zustände.

zurückgeführt werden können und dergl. Ein anderer Theil der Formen, in welche sich jetzt der Abfall kleidete, beruhete allerdings auf der geistigen Seuche der damaligen Zeit, auf der allgemein gewordenen Sucht nach dem Abfall und nach einem finstern Geheimleben, welche die Gegenstände ihres Strebens und ihres freventlichen Spieles auf jede nur mögliche Art auszuschmücken bemüht ist, wie z. B. die Gestalt, die Kleidung, das Aussehen des Teufels, eine große Menge der angeblichen Zaubermittel, z. B. der Verkehr mit den Kröten, welche von den Zauberinnen sorgfältig im Keller gehegt wurden, ja die ganze Ausschmückung der Nachtfart zum Teufelstanze, welchen mitgemacht zu haben sehr viele Hexen offenbar fest überzeugt gewesen sind. Denn daß die Zauberer und Zauberinnen jener Zeit selbst ganz fest von ihrem Bund mit dem Teufel und was damit zusammenhängt, so wie von der Richtigkeit und der Kraft ihrer Zaubermittel überzeugt gewesen sind, ist für den keinem Zweifel unterworfen, welcher eine Reihe von Hexenprocessen gelesen hat und mit der Geschichte des Zauberwesens und des Aberglaubens überhaupt bekannt ist. Vielleicht zur größeren Hälfte waren diese Bündnisse, diese Zauberkünste Einbildung, krankhafte, aus der zum Abfall geneigten Zeitrichtung aufgesogene Einbildung, niemals jedoch Einbildung eines Einzelnen; zur kleineren indes bedeutenderen Hälfte waren sie (wie die Giftmischerkünste) Wahrheit oder wenigstens uralte Ueberlieferung; und diejenige Thatsache, welche in allen diesen Erscheinungen ein für allemal feststeht, den eigentlichen Kern bildet, um welchen sich alle jene Bündnisse,



Hurereien, Zauberkünste u. s. w. wie eine Schale herumlagern und welcher eine unzweifelhafte (objective) Wahrheit in sich trägt, ist der Abfall selbst, die oft mit schauerlichem Trotz vollzogene Verleugnung Christi.

Diese beiden Dinge, der wesentliche Inhalt des Hexenwesens: der Abfall selbst, und die Formen welche der Abfall annahm, die Gestalten in die er sich kleidete und in denen er auftrat, müßen auch in den Fällen der rohesten und blutgierigsten Hexenverfolgung wol auseinander gehalten, streng unterschieden werden, wenn man ein richtiges Urteil über jene Zustände und Ereignisse fällen will.

In jener Zeit nun, als der Abfall in diesen vervielfältigten Gestalten häufig wurde, fühlte man das Bedürfnis, ihm mit aller Macht und allen Mitteln entgegenzutreten, mit allen Mitteln, nicht bloß geistlichen, sondern, wie vorher erwähnt, auch und noch dazu vorzugsweise weltlichen Mitteln. Man fühlte dieses Bedürfnis um so mehr, als bisher das Verfahren gegen die der Zauberei beschuldigten Personen ein nur dem Grundsatze nach auf positivem Rechte (dem Sachsenspiegel) beruhendes, der Anwendung nach aber fast nur ein willkürliches, übereiltes und gewaltsames gewesen war: auf hundert Fälle achtete man nicht, aber wenn man sich dann einmal eines Zauberers oder einer Hexe bemächtigt hatte, so machte man alsdann auch kurzen Process mit ihnen, wie die Bauern auf der frischen Nehrung bei Danzig noch vor wenig Jahren den allerkürzesten Process mit einer vermeintlichen Hexe gemacht haben,

indem sie dieselbe ohne Umstände mit Prügeln todtschlugen und ins Waßer warfen.

Da erließ Pabst Innocenz VIII. im Jahr 1484 eine Bulle gegen die überhand nehmende Hexerei und ordnete einen förmlichen, geregelten Processgang gegen sie an. Letzteres geschah in einer ausführlichen, ein ganzes ziemlich dickes Buch füllenden Anweisung, welche den Titel Hexenhammer (Malleus maleficarum) führt. Nicht volle funfzig Jahre später bemächtigte sich auch die weltliche Gesetzgebung des Abfalls vom Christentum, wie er im Hexenwesen vorhanden war, förmlich, indem Kaiser Karl V. in seiner peinlichen Halsgerichtsordnung, also durch ein Reichsgesetz, die Strafen des Abfalls und der Hexerei, wie schon 300 Jahre früher im Sachsenspiegel geschehen war, und das Verfahren gegen die Hexen bestimte.

Seit der Zeit gab es Hexenprocesse*); die Verfolgung der Zauberei war der weltlichen Obrigkeit zur Pflicht gemacht, und vorzugsweise die weltliche Obrigkeit (Schöffen, Rechtsgelehrte, Fiscale, weltliche Räte) war es, welche auf den Grund des vorhandenen Gesetzes unermüdlich und unerbittlich gegen die Hexen procedierte — nicht die Geistlichkeit, nicht die „blinden, fanatischen Pfaffen“, wie dieß die, völlig verkehrte, Mei-

*) also nicht im „finstern Mittelalter“, welchem die Hexenprocesse unbekannt waren, sondern erst in der neueren Zeit, der wir uns doch sonst so hoch zu rühmen wißen! Freilich: welcher von unsern Tagespolitikern, Zeitungslesern und „Gebildeten“ kennt denn wol das 16. oder auch nur das 17. Jarhundert?

nung der unwißenden (oder was schlimmer ist: halbwißenden) Welt in den letzten Jarzehnden gewesen ist. Ueberall sind die Gutachten der Geistlichen, der katholischen wie der evangelischen, der theologischen Facultäten, der Synoden weit milder, als die Gutachten der juristischen Facultäten, die Anträge der Fiscale und die Urteile der von Schöffen besetzten peinlichen Halsgerichte. Doch ist dieß an und für sich noch kein Vorwurf gegen die Juristen — sie waren an das Gesetz gebunden, welches sie den Abfall verfolgen, feststellen und mit dem Tode bestrafen hieß; sie konnten, wenn sie Rechtsprecher sein wollten, nicht anders handeln. Am schlimmsten fuhren übrigens die Hexen vor den Schöffengerichten (dasselbe, was jetzt unsere Schwurgerichte sind, nur beßer eingerichtet als diese), welche bei uns in Hessen bis in das vorige Jarhundert bestanden haben, bis zum Ende des 17. Jarhunderts in voller Wirksamkeit sich befanden und den ausschließlichen Gerichtshof für die Hexen bildeten; im Volke, wozu die, oft wenig oder gar nicht rechtsgelehrten Schöffen gehörten, war weit größerer Widerwille gegen die Hexen vorhanden als in den höhern billiger uud umsichtiger urteilenden Ständen, es herschte im Volke, mithin auch bei den Schöffen oft förmlicher Haß und blinde Wut gegen die Hexen.

Durch die Einführung eines förmlichen Verfahrens gegen den Abfall und die Zauberei wurde übrigens die geistige Seuche des Abfalls nichts weniger als geheilt; im Gegenteil verstärkte sich die Neigung zum Widerspruch gegen das Christentum, zum Abschwören Christi und zu den oft — thörichtsten und abgeschmacktesten —

vermeintlichen Zauberkünsten in gewissen Schichten des Volkes noch um ein Bedeutendes; je mehr man Hexen verfolgte und verbrannte, um so mehr gab es Hexen — nicht bloß darum, weil man überall Hexen zu sehen und zu finden meinte, sondern weil in der That eine unglaubliche und stets im Wachsen begriffene Menge von Weibern, oft vielleicht nur durch den Kitzel der Neugier und der Nachahmungssucht verleitet, durch die herschende geistige Krankheit angesteckt, sich mit Abschwörungen, Siebtreiben, Gaukelsamen säen, und — Giftmischen beschäftigte. Zu dem letztern Verbrechen war jedoch die Abschwörung Christi die unerlaßliche Einleitung, und selbst die bekanntesten Giftmittel, z. B. der Fliegenstein, wurden von den Giftmischerinnen damaliger Zeit nicht anders als nach dem förmlichen Eintritt in das Reich des Teufels angewendet. Andere Mittel, welche oft äußerst schnell tödtlich wirkten, wurden für specifisch teuflisch angesehen und ausgegeben, auch mit großem Geheimnis behandelt, so daß es jetzt, so interessant es wäre, doch schwer halten wird, auszumitteln, welche Gifte in den Händen der damaligen Hexen gelegen haben. Wie weit der freventliche Kitzel mancher Weiber, besonders hochbejahrter Greisinnen, Andern irgend ein Leids anzuthun, die wahnsinnige Sucht, sich und Andere buchstäblich im stinkendsten Kote herumzuwälzen, damals gegangen ist, läßt sich nicht wiedererzälen, und würde, wären nicht die unbefangensten und glaubwürdigsten Zeugnisse vorhanden, heutiges Tages völlig unglaublich erscheinen. — Zuweilen scheint der krankhafte Reiz zum Verbotenen und Gefährlichen erst mit der nahenden

persönlichen Gefahr seinen Gipfelpunkt erreicht zu haben; es finden sich Fälle, wo Weiber, der Hexerei bereits bezichtigt, bezichtigt von bereits verurteilten oder gar hingerichteten Hexen (eine besonders gefährliche Art der Bezichtigung, wie nachher noch angeführt werden soll), also geradezu im Angesicht der Folter und des Todes, ihre Künste fast vor den Augen aller Welt trieben, laut vor den Ohren einer ganzen versammelten Dorfschaft droheten, wie ein auch sonst merkwürdiges Beispiel einer wirklich „unverbeßerlichen" Hexe aus dem Jahr 1579 zeigt: „sie wollte sie alle mit einander derren (beschädigen) und plagen, daß sie schreien und heulen sollten", und gleichsam geflißentlich dem lebensgefährlichen bösen Leumund Nahrung gaben.

Von der Ordnung und dem Verlauf der Hexenprocesse wollen wir in einem dritten Artikel handeln.

Dritter Artikel.

Der Reichsgesetzgebung gemäß (Kaiser Karls V. peinliche Halsgerichtsordnung §. 21, hessische Halsgerichtsordnung von 1535 §. 12) wurden in den Hexenprocessen, welche nunmehr begannen, zwar auch die Formen, in welchen die Gemeinschaft mit dem Teufel sich darstellte (die Fart zum Hexentanze, die dabei entwickelte Theilnahme, die Taufe durch den Teufel, die Namengebung, das Mäuse-, Hühner- und Fröschemachen, das Milchmelken aus einem in die Wand gesteckten Eisen u. s. w.), so wie die Folgen derselben (das Beschädigen [Derren] des Viehes, das Streuen von Gaukelsamen oder Beinbrechsamen, das Lahm- oder Todthexen von

Menschen) und die Giftmischerei zu Gegenständen der gerichtlichen Untersuchung gemacht, aber in den bei weitem meisten Processen nur, um das eigentliche Capitalvergehen, die Thatsache der »blasphemia, apostasia et pacti cum diabolo« (Gotteslästerung, Abfall, Vertrag mit dem Teufel) zu constatieren. Wir haben einen Hexenprocess aus dem Jahre 1631 vor uns liegen, in welchem von den betreffenden Geistlichen und nachher auch von einer theologischen Facultät auf das Eindringlichste geltend gemacht wurde, daß die sämtlichen Aussagen des Angeklagten (eines verwirrten, boshaften Knaben von 15 Jahren) voll der seltsamsten Widersprüche, offenbar nichts oder fast nichts als Einbildungen und höchstens Visionen seien, daß er mit all seinem angeblichem, durch kein einziges erwiesenes Factum bestätigten Zaubern Niemanden nur den geringsten Schaden zugefügt habe, und daß er, als ein unruhiger, trotziger seinen frommen Eltern entlaufener Bube nichts anderes als lange fortgesetzter Belehrung und scharfer Zucht bedürfe, („er müße, da er ferner seine stultam nequitiam vermerken laßen sollte, mit scherfferer disciplina, vornemlich mit der Ruten, heimgesucht werden, wie dann die Ruten, die Jugend damit zu zwingen, sonderlich von Gott gesegnet seien") aber nimmermehr eine Criminalstrafe, am wenigsten den Tod verdient habe, da man ja seine Seele doch noch retten könne *). Eine Juristen-

*) „Der Teufel, der ein Lügner und Mörder sei vom Anfang, „und den zum höhesten nach Menschenblut dürstet, möchte „wol den Knaben so dementieret und seine phantasiam

facultät, welche über die Sache gleichmäßig gehört wurde, erklärte aber, auf alles dieß komme es nicht an: die Apostasie, der Bund mit dem Teufel, die Gotteslästerung und die entsetzliche Entheiligung der Sacramente sei vorhanden (die letztere war in der That in einer so gräßlichen Weise vorhanden, daß unsere Zeit des Abfalls, selbst in den communistischen Handwerkerkneipen, nichts Aehnliches aufweisen kann), und jedes dieser Vergehen verdiene den Tod. Beßerungsversuche könnten sie nicht anraten, denn dieselben würden doch nichts helfen, da der Teufel denen, die er einmal in seine Stricke gebracht, keine Ruhe laße, daß sie auch lieber todt als lebendig sein wollen; auch sei Verführung zu besorgen; „es will bei diesen Dingen Ernst gebraucht sein, daß „Gottes Ehre gerettet, und dem Teufel sein Reich zer„störet, das Böse ausgerottet, gute Policei erhalten, „Verführung der Jugend verhütet, — und keine böse „Nachrede verursacht werde". Das Gericht erkannte nach dem Gutachten der Juristenfacultät, und an dem Tage der Urteilsfällung (30. Juli 1631) wurde der, offenbar Halbwahnsinnige, enthauptet und sein Körper

„so corrumpieret haben, daß er ihm etwas gethan zu ha„ben sich einbildete, was doch in That und Wahrheit sich „anders verhielte. Er möchte ihn per intervalla durch „Gottes unerforschliche Zulaßung also in Posseß haben, „und seine Zunge, Hände und Füße also regieren, daß er, „der Knab, deren nicht mächtig wäre, deßen dann die in „diesem Proceß auch etliche Anzeigungen sich vermerken „laßen. Da dann mehr Mitleiden mit dem Knaben zu „haben wäre, als ihn plötzlich zum Tode zu verdammen."

verbrannt. — In einem andern, wenig späteren Hexenprocess wird eine Frau von einem Knaben beschuldigt, daß sie ihn zum Abfall verleitet, und eine Menge von Zauberkünsten verübt habe. Es stellt sich sehr bald heraus, daß der zügellose, wilde und undankbare Knabe von einem Dritten aus Rache gegen die Frau auf seine Anklage förmlich abgerichtet worden sei, und daß von allen Zauberstücken nicht ein einziges bewiesen werden könne; aber die Frau gab nach, daß sie den Knaben allerdings eine (uralte) Formel der Verleugnung Christi gelehrt habe, und ohne Umstände fiel ihr Haupt unter dem Richtschwerte.

In einem dritten Process von 1655 ließ der Fiscal eine Anklage (auf Todthexen eines Kalbes, Beschädigen von Pferden u. dgl.) nach der andern fallen*), der Vater eines angeblich todtgehexten Kindes (ein Pfarrer) erklärte, seiner Meinung nach sei das Kind an einer ganz natürlichen Krankheit, wenn schon plötzlich, gestorben, und ganz und gar kein Zeichen von Fascination (Bezauberung) vorhanden, aber die Frau hatte freiwillig, sodann umständlicher auf der Tortur, am umständlichsten nach der Tortur, in der Bestätigung der sogenannten Urgicht (Bekenntnis auf der Tortur), bekannt, daß sie vor mehr als dreißig Jahren als ein junges Mädchen

*) Der Fiscal ist das, was jetzt der öffentliche Ankläger bei den höheren Gerichten (Staatsprocurator) ist, denn so lange es Hexenprocesse gegeben hat, galt der Anklageprocess; erst als der, in der neuesten Zeit wieder aufgehobene, Inquisitionsprocess eingeführt wurde, nahmen die Hexenprocesse ab und hörten bald ganz auf.

auf Anleitung ihrer Mutter Christo ab= und dem Teufel zugesagt, auch einsmal einen Weißpfennig von dem Teufel erhalten habe, und dieß war genug, um sie am 5. October 1655 auf den Scheiterhaufen zu liefern (der über diese Unglückliche gebrochene Stab ist noch vorhanden). — Alle diese Fälle, deren unzälige vorhanden sind, mögen noch so sehr wider das Wesen der christlichen Erkenntnis und die geistige Ordnung der christlichen Kirche angehen, sie müßen als Urteilssprüche anerkannt werden, welche der weltlichen Gesetzgebung wie sie damals bestand vollkommen gemäß waren.

An und für sich ist man wenigstens nicht berechtigt, diese, dem Gesetze angemeßenen Todesurteile als „Gräuel" zu bezeichnen, wie das längst herkömmlich ist, und auch das Gesetz selbst wird man nicht ohne Weiteres einen Gräuel nennen dürfen, wenn man das berücksichtigt, was wir in dem nächst vorhergehenden Artikel über die Entstehung dieses Gesetzes ausgeführt haben. Aber der vorher angeführte Artikel 21 der Carolina (12 der hess. HGO) enthält außerdem allerdings einen nur allzu fruchtbaren Samen für wirkliche Gräuel, welcher vom Unverstande gesäet und von der Rohheit geerntet, eine unabsehbare und wahrhaft entsetzliche Ernte des Fluches und der Schande erzeugt hat. Dieser Artikel legt die Fähigkeit, Grund zu **hohem Verdacht** der Hexerei zu gewähren, welcher Verdacht dann rechtlichen Grund zur Anwendung der **scharfen peinlichen Frage** (der Tortur) abgab, dem **Gerüchte** bei, in welchem eine Person der Zauberei halben stehe. Diesem Gerüchte

sind, wenigstens seit dem siebenzehnten Jarhundert, die meisten bedauernswürdigen Geschöpfe zum Opfer gefallen, und die schreckliche Frage: Unde fama? (wodurch Inquisitin das Gerücht sich zugezogen habe?), womit die Voruntersuchung (das Extrajudicalverhör) eröffnet zu werden pflegte, war in nur allzu vielen Fällen einem Todesurteile gleich zu halten.

Geht man der Entstehung, der Verbreitung und Ausbeutung dieser Gerüchte nach, von dem ersten, leisen, unschuldigen Anfange, der meist noch in die blühenden Mädchenjahre der Unglücklichen fällt, bis zu ihren herzerschütternden Schmerzensschreien auf der Tortur (welche die Protokollführer uns getreulich mit allen: „Zugeschraubt", „Härter geschraubt", „Aufgezogen und höher geschraubt", mit allen ach! ha! oi! ai!, mit allem an die Richter gerichteten Flehen: „ach Herr Burgemeister, um Gottes und seiner Mutter willen!" „ach Herzens güldener Herr Oberschulz!" „ach thut mir mein Recht, ihr Herren, und bringt mich um, laßt mich aber nicht hier so hängen", mit allen Anrufungen Gottes, mit allen Mahnrufen: „ach was thut ihr Herren an mir armen Mensch so große Sünd, ach so große Sünd", „ach es ist eine Sünde an mir, die zu Gott schreit, ach ihr könnt sie nimmermehr abbeten, ihr Herren" — aufbewahrt haben), bis zu ihren verzweiflungsvollen Ausrufungen bei der Ausführung zur Hinrichtung und zu ihrem letzten Aechzen in den qualvollen Flammen — geht man diesem allem nach, so bedarf man wahrhaftig nichts weiter, als eben nur die einfachen trockenen Protokolle zu lesen, um tief erschüttert und tief gedemütigt

zu werden. Am wenigsten bedarf man alsdann einer phantastischen Aufputzung und unwahren romanhaften Verzierung der Hexenprocesse, wie sie der Pfarrer Meinhold auf Rügen in seinem widrigen, von der romantischen „conservativen" Lesewelt aber damals hochgepriesenen Buche „die Bernsteinhexe" gegeben hat, oder auch nur der Ausschmückung, welche Pfarrer Oeser dem bekannten Lindheimer Processe in dem Büchlein „die Schreckensjahre von Lindheim" hat zu Theil werden laßen. Diese Protokolle enthalten mehr, als alle Romane, und Schrecklicheres als alle ersonnenen Schauergeschichten insgesamt.

Allerdings bestanden processualische Regeln für die Constatierung eines solchen Gerüchtes, und so ganz in den Tag hinein, etwa nach dem Maßstabe heutiges Tages umlaufender Gerüchte, wurde nicht verfahren; dazu war die Zeit noch viel zu fest und wenigstens in Sitte und Lebensordnung zu zähe. Im heutigen Sinne leichtfertig nahm man das Gerücht nicht, und es ist arge Leichtfertigkeit noch lebender angesehener Rechtsgelehrter (z. B. von Wächters in Tübingen), wenn sie, offenbar ohne eine Reihe von Hexenprocessen gelesen zu haben, was zu einem Urteil über diese Dinge unumgänglich erforderlich ist, in die Welt hineinschreiben, „es habe, um die Tortur zu erkennen, nur bedurft, daß ein altes Weib triefäugig gewesen sei, wozu denn leicht noch irgend ein Indicium zu finden gewesen sei" *).

*) Ich muß sogar die berüchtigte „Triefäugigkeit" für eine Fabel halten. In den etwa hundert Hexenprocessen, welche ich gelesen habe, findet sich die Triefäugigkeit auch nicht ein einzigesmal als Indicium für das Gerücht.

Es kam vielmehr bei der Feststellung des Gerüchtes in der Praxis der Processe vornemlich auf folgende Punkte an:

1) ist die Mutter schon übel berüchtigt gewesen? — Dieser Punkt war hochgefährlich; in einem Falle, von 1634, wurde die Tortur erkannt, so wie der Beweis erbracht war, daß vor zwölf Jahren die Mutter der Inquisitin, weil sie Vieh sollte beschädigt haben, von dem angeblich Beschädigten im Walde war todtgeschlagen worden; ein anderes Mal (1673) war die Großmutter der Inquisitin schon vorlängst und neulich wiederum wegen Hexerei in Untersuchung gewesen, und dieser Umstand war vollkommen genügend, gegen die jugendliche Inquisitin allein unter mehreren Genoßinnen das Gerücht als vollständig vorhanden und den hohen Verdacht der Hexerei als dargethan auszusprechen. (In diesem Falle hatte dieß die Folge, daß die Angeschuldigte neben einer Menge von merkwürdigen Aussagen, den Abfall und die Verleugnung betreffend, von denen mehrere objective Wahrheit hatten und sich ausdrücklich auf alte Ueberlieferung bezogen, sich auch als Giftmischerin bekannte, wegen welches Vergehens eine ihrer Genoßinnen unschuldig processiert worden war, und gegen welche man die Folter eben wegen mangelnden Gerüchtes und hohen Verdachts nicht erkennen konnte.)

2) hat Inquisitin mit übelberüchtigten Personen, vielleicht gar mit eingeständlichen und verurteilten Hexen (confessis et judicatis) Umgang gepflogen? — Auch dieser Umstand war in hohem Grade gefährlich, und wurde es im Laufe der Zeit durch Misbrauch in so

hohem Grade, daß es zu hohem Verdachte schon ausreichte, von einer judicata bei der Ausführung zur Hinrichtung laut vor allem Volk als Hexe genannt zu werden, was gar manche dieser Unglücklichen, theils aus Verzweiflung, theils aus Bosheit thaten; z. B. folgte in Marburg von 1651—1658 eine lange Reihe von Hexenprocessen immer einer aus dem andern dadurch, daß die judicatae beim Ausführen der Namen irgend einer ihrer näheren oder entfernteren Bekanntinnen unter dem Lahnthor ausriefen. Erst als in einem wichtigen Falle die Gutachten zweier Juristenfacultäten sich dahin ausgesprochen hatten, daß dieser Umstand allein noch kein beglaubigtes Gerücht, also keinen Grund zu hohem Verdacht und zur Zuerkennung der Folter abgebe, gieng man wenigstens von diesem Extrem ab. — Aber auffallend bleibt allerdings die genaue Bekanntschaft, welche die angeschuldigten Hexen untereinander hatten, so daß man sehr versucht wird, irgend ein geheimes Band des Bösen, durch welches sie verknüpft wurden, anzunehmen.

3) ist die Inquisitin eine Hexe genannt worden und hat sie etwas gegen diese Schmachrede gethan oder nicht?

Dieser Punkt gehörte zu den wichtigsten. Man konnte sich gegen die Folgen eines solchen Schimpfes sichern, und dieß geschah dadurch, daß man niemals eine, wenn gleich bloß hingeworfene, ja scherzhafte Beschuldigung der Zauberei unerwidert ließ. In allen Verhören wird ausdrücklich darnach gefragt, wie sich die Angeklagten solchen früheren Beschuldigungen gegenüber verhalten haben? ob sie geantwortet? ob sie

Beschuldigungen und Schimpfwörter zurückgegeben? namentlich ob sie mit Injurienklage gedrohet und ob sie diese Klage wirklich erhoben haben? Dieses letztere Mittel war eins der untrüglichsten Sicherungsmittel gegen die Leib und Leben bedrohende Fama, und schützte zuweilen auf der Stelle mit dem entscheidensten Erfolge. In einem, auch sonst merkwürdigen Falle, wo eine wolhabende und angesehene Bürgersfrau der Hexerei angeklagt war, und eine Menge von Indicien zusammentrafen, um den hohen Verdacht zu constatieren, so daß die Angeklagte ganz nahe daran war zum Entsetzen ihres Mannes, ihrer erwachsenen und zum Theil schon in Staatsämtern stehenden Söhne, zum Jammer ihrer Töchter in die Hände des Henkers auf die Marterbank geliefert zu werden, wurde sie von diesem Schrecknis nach dem Ausspruch der Straßburger Juristenfacultät allein dadurch gerettet, daß sie einst gegen eine Nachbarin, von der sie „Hexe" geschimpft worden war, eine Injurienklage erhoben hatte. — Fielen bloße Anspielungen, so wurden die Stichler, wollte man sich sicher stellen, mit lautem Geschrei und Schimpfen über die Gaße verfolgt und angehalten, ihre Anspielung bestimter anzugeben, widrigenfalls mit gleicher Beschuldigung der Hexerei bedrohet oder sofort belegt. — Wußte man von Beschuldigungen bloß durch Hörensagen, so wurde die Sache durch Beschicksmänner geschlichtet. Diese ehrenwerte, während des 17. Jarhunderts nicht bloß in Hexen-Zänkereien, sondern bei allen Privatstreitigkeiten übliche, vorzugsweise in Hessen vorkommende Sitte des Absendens der Beschicksmänner bestand darin, daß we-

nigstens zwei, oft drei unbescholtene Männer (Frauen und Jungfrauen wurden ausdrücklich für unfähig erklärt, diese Function zu versehen, und selbst von Männern, welche doch gegen dreißig Jahr alt sein mochten, heißt es „sie seien zu solchem Amt noch nicht tüglich, als zu jung und der Welt nicht erfahren") von Seiten der verleumdeten Person an den angeblichen Verleumder abgesandt wurden, um denselben zu besprachen, d. h. zur Rede zu stellen. Dem Besprachten wurde eine bestimte, nicht zu verweigernde Erklärung abgefordert, ob er überhaupt etwas zum Nachteile des vermeintlich Verleumdeten gesagt habe und wiße, oder nicht, ferner was er wiße oder gesagt habe. Hierdurch waren die heimlichen Feindschaften, die Klatschereien, die sich immer wiederholenden und nur neue und größere Erbitterung erzeugenden Zwischenträgereien, ja sogar theilweise die Injurienprocesse, an welchen die neuere Zeit so reich ist, mit einem Male auf eine sichere und würdige Art abgeschnitten. In vorkommenden Fällen dienten auch diese Beschicksmänner zu unverwerflichen gerichtlichen Zeugen über das angegebene Gerücht und über das Verhalten des Berüchtigten zu demselben.

4) Gehen die nachteiligen Gerüchte über die Inquisitin schon lange im Schwange oder sind sie erst neuerlich aufgetaucht? — Der erste Fall kam häufig vor und drohete große Gefahr. In den meisten mir bekannt gewordenen Processen gegen bejahrte Frauen wird durch die Zeugen in unverwerflicher Glaubwürdigkeit festgestellt, daß das Gerücht, die Inquisitin sei eine Hexe, schon seit deren Jugend, seit zwanzig, dreißig,

vierzig Jahren bestehe, ja es fallen die sie am meisten gravierenden angeblichen Zaubereien oft eben so lange vor den Zeitpunkt der Anklage. Gerade diese uns veraltet scheinenden Dinge aber wurden mit Vorliebe aufgegriffen, weil hierbei kein „Privataffect“ zu vermuten stand, und es kommen Fälle vor, wo bei völligem Mangel an allen anderen Indicien der hohe Verdacht einzig und allein auf den Grund dieser alten Gerüchte als bestehend angenommen und die Tortur erkannt wurde.

5) Stehen die eigenen Verwandten der Inquisitin in übelm Rufe oder umgekehrt beschuldigen dieselben die Inquisitin der Hexerei?

6) Führt die Inquisitin einen sonst unehrbaren oder auffallenden Lebenswandel? Das erstere wurde nicht selten, und bei den mir bekannten Untersuchungen der Mehrzal nach von den Inquisitinnen Seitens der Zeugen behauptet, meist auch bewiesen und eingestanden. Offenbar ist die vorhandene Neigung zum Abfall in den unteren Ständen, der Reiz geheimer Künste und Genüße damals von den Hurern zu desto gesichertem Betreiben ihrer Schändlichkeiten benutzt worden, und einige Fälle sind vorhanden, in welchen die Hurerei mit dem angeblichen Teufel ganz und gar keinem Zweifel unterworfen ist, zugleich aber ganz unverkennbare Merkmale vorliegen, daß „der Böse mit dem schwarzen Hut und drei Federn, einer weißen, einer grünen und einer schwarzen“ niemand anders als ein Landsknecht gewesen sei; ja ein Fall aus dem Anfange des 17. Jarhunderts läßt sogar mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß ein „Hexentanz“ wirklich Statt gefunden habe, die Teufel

aber lediglich verkleidete wilde fahrende Gesellen der damaligen Zeit, Reiter, Landsknechte und Studenten gewesen seien. Die Scham und das böse Gewißen verschloßen den Inquisitinnen, selbst wenn sie es beßer wußten, wer ihre zalreichen Zuhälter gewesen waren, wie es scheint, den Mund, und sie wollten lieber, was schon so Viele gethan hatten, auf den Teufel bekennen, als auf Menschen. Dieß faßte so tief Wurzel, daß in den seltenen Fällen, wo die Inquisitinnen ihre menschliche Schande offen bekannten und die teuflische, auch auf der Tortur, beharrlich leugneten, sie mit jenem Bekenntnis bei den rohen und oft beinahe mordlustig zu nennenden Schöffen schlechterdings keinen Glauben fanden. „Ich weiß nichts weiter, als daß ich mich mit N. N. da er ein Bräutigam war, vergangen habe, und wenn ich mich sollte todt foltern laßen", erklärte bei dem Anfange der Untersuchung eine Inquisitin. Sie hatte nur zu wahr gesagt: nach unerhörten Qualen starb sie, zu Tode gemartert, auf der Tortur zu Marburg am 26. August 1654. Die Herrn Schöffen aber, welche fest der Meinung waren, es müße noch heraus, daß sie mit dem Teufel zu thun gehabt habe, ließen, nachdem sie schon drei Stunden die Unglückliche hatten peinigen laßen, als Schluß des mehrere Bogen langen mit vielen hundert Jammerschreien angefüllten Protokolls Folgendes ganz ruhig protokollieren:

Gerüttelt, ruft: Ach von keiner Zauberei weiß ich, Nein ich hab den Teufel nicht, ach nein, ach nein, Eckhardts (Name ihres einstigen Verführers, vor 40 Jahren) halben —

Zugeschraubt, ruft: Ach hai oi au, von keiner Zaubersche weiß ich, wie ich des Happels Mägdgen (eine gleichfalls Angeklagte) wieder gesehen, war ich so froh, daß das Mägdgen wieder los war, ich habe gemeint, ich sähe unsern Herr Gott. Will aber nichts weiters sagen noch gestehen, von keiner Zaubersche wüßte sie nicht, ich sein ein arm Mensch. Ist relaxieret ufgebunden und uf den Stuhl gesetzt, will nichts sagen noch gestehen. Ach ich kann doch nichts, von keiner Zaubersche weiß doch nichts, ihr Herren, wie thut ihr so große Sünde, von keinem bösen Menschen (d. h. Zauberer) weiß ich doch nicht. Die Zung und Maul wird geöffnet, beißt aber die Zähn zusammen, und ist geputzt worden: will nichts gestehen, durchaus.

Ist von neuem wieder angeseilt und gebunden worden, will nichts gestehen noch sagen, wiße von keiner Zaubersche. Vfgezogen, ruft: Awe Awe Awe, ich kann nichts mehr, ach ihr Herren, wenn ich doch aut wüßte! Zugeschraubt auf beiden Beinen, sagt: Sie könnte nichts; sollte der Teufel ihr verbieten, daß sie nichts sagte, er sollte ihm ja die Kränkt —

Relaxiert, vfgeschroben und aufn Stuhl gesetzt, will nichts gestehen, sei kein —

Vfgezogen, geschraubt; hat angefangen zu schlafen in der Elevation; ist auf den Stuhl gesetzt, hat fort geschlafen ihren Hexenschlaf. Weil nichts auszubringen gewesen, ist sie **per votum** relaxieret, und dem Bescheid ein Genügen geschehen erachtet worden.

Actum ut supra

Jost Runkell. Joh. Silbergk.

Zugleich ließen die Herren Schöffen ins Hauptprotokoll folgende mit gleich großer Gemütsruhe abgefaßte Nachschrift eintragen:

Peinlich Beklagtin, nachdem sie in der Tortur zwar nichts gestehen wollen, und darüber, — als itzo selbige per votum erlaßen, dem Bescheid ein Genügen geschehen zu sein erachtet worden, — verstorben, als ist nach erstattetem Bericht und Relation auf Befelch fürstlicher Regierung hierüber gegeben, sie, peinlich Beklagtin vf den Koff*) geführt, vnd der Corper vnter der Justitz begraben worden.

Unsere Leser werden an dieser Probe sehen, daß das nackte Entsetzen, wie es aus solchen Protokollen hervorschaut, keiner weiteren Ausschmückung bedürfe, aber sie auch nicht vertrage.

Außerdem gab es noch mehrere, zwar nicht unwichtige, doch gegen die eben erwähnten sechs Hauptstücke nur untergeordnete Punkte, durch welche der hohe Verdacht constatiert und die Anwendung der Tortur gerechtfertigt wurde, wie z. B. daß der Inquisit weder die Kirche besuche noch zum Abendmal gehe, welches Indicium eben auch gegen die zu Tode Gemarterte, von welcher wir im Augenblick sprachen (Elisabeth Georgi aus Kirchhain), erhoben wurde. Sie hatte, eine wolhabende Frau, die Vormittage der Sonntage häufig mit Buttermachen und Butterverkauf zugebracht, und nun war noch dazu ein Ueberfluß an Butter ein, freilich

*) Feldplatz auf einem Berge bei Marburg, wo ehedem das Hochgericht (der Galgen) stand und jetzt noch der Rabenstein steht.

nicht vor Gericht, aber im Volksglauben, gewichtiges Zeichen der Hexerei. Hexen schlugen mit der Hülfe „desjenigen" ein Eisen in die Wand und molken daraus fette Milch so viel sie wollten, oder sie hatten, was eben der Elisabeth Georgi Schuld gegeben wurde, Kröten im Keller (was die Georgi übrigens nicht in Abrede stellte), welche ihr Butter machten; daher hießen die Hexen oder heißen noch jetzt Buttermacherinnen (Buttermachersche). Statt an irgend einem Sonnabend zur Beicht zu gehen, schaut sie aus ihrem Fenster und lacht die nach Holz ausfahrenden Knechte aus, in welches Wetter sie hineinführen, obgleich kein Wölkchen am ganzen Himmel ist. Kaum sind die Knechte bei Burgholz im Walde angekommen, so bricht ein so arges Wetter aus, daß sie sich unter die Pferde verkriechen müßen. Natürlich war sie nun auch eine Wettermacherin (Wetterhexe). Doch wurde, wie gesagt, auf dergleichen Dinge vor Gericht nichts gegeben, wenn sie bloß von dem Gerede des großen Haufens ausgiengen. Ein Anderes war es, wenn dieselben von „Regimentspersonen" d. h. Stadtratsmitgliedern, Bürgermeistern, Rentmeistern, Stadtschultheißen u. dgl. vorgebracht wurden. Ein kreuzlahm gehextes Kalb brachte einst, bloß weil dasselbe einem zornmütigen Forstschreiber angehörte, die vermeintliche Hexe vor die Gerichts- und auf die Marterbank, also dem Scheiterhaufen wenigstens nahe genug, und wenn es den Schöffen nachgegangen wäre, so würde der Holzstoß auch wol gelodert haben; doch wurde freilich sehr spät, von dem Fiscal bemerkt, daß doch wol »affectus privatus sein Spiel treiben möge" und so ließ

er diese Klage fallen. Die Georgi verdankt ihr entsetzliches Ende lediglich dem Stadtschultheißen Scheffer in Kirchhain, welcher sich des, schon längst gegen die Georgi im Gange befindlichen Stadtgeredes annahm, es sich selbst aneignete und dadurch für Fiscal und Schöffen als die Fama constatierend legitimierte.

So war zuletzt die Erforschung und Feststellung des Gerüchts fast der einige Inhalt der Hexenprocesse geworden, folglich dreheten sich dieselben zum weit überwiegenden Theile um lauter Einbildungen und völlig leere, oft ganz lächerliche Vermutungen und Anschuldigungen. Gegen diese, durch die Carolina übrigens selbst veranlaßte, heillose Verrückung alles Rechts und aller Religion richtete sich schon früh (1630) der fromme Jesuit Friedrich Spee (noch früher, aber völlig vergeblich, der Arzt Johannes Wier), und zuletzt Balthasar Bekker und Thomasius. Man sieht aus diesen Büchern, daß der Inhalt der Hexenprocesse über die sinnlose und mörderische Form gänzlich in Vergeßenheit gekommen war.

Seit dem Jahre 1580 kam in Niederdeutschland die Waßerprobe auf, und wurde auch in Hessen, besonders jedoch in Marburg einige Jahrzehnde lang eifrig in Anwendnng gebracht — ein Pfeiler der Weidenhäuser (langen)* Brücke in Marburg, von welchem aus die Hexen in das Waßer geworfen wurden, um zu sehen, ob sie aus unnatürlicher, teuflischer Körperleichtigkeit schwömmen, heißt noch bis auf diesen Tag der Hexen-

Nachher beriefen sich die Angeklagten zuweilen
reits außer Gebrauch gekommene Waßerprobe

und verlangten dieselbe. Das war aber gerade einer der allertriftigsten Gründe, um den „hohen Verdacht“ voll zu machen — man sah das als das letzte verzweifelte Mittel der Hexen an, welches sie nur in Bewegung setzten, wenn sie wol sähen, daß sonst alles verloren sei. Ja ein Ehemann, der treu und fest bei seiner längere Zeit eingekerkerten Frau gehalten und sie tapfer verteidigt hatte, wurde völlig irre an ihr, als sie, bestimt durch eine andere mit ihr in demselben Thurmgemach sitzende, offenbar mit Geheimkünsten und vielleicht mit Giftmischerei umgehende, die Gottesverleugnung auch ohne Rückhalt freiwillig bekennende Weibsperson, sich nebst dieser auf die Waßerprobe berief. Bald wurde ihm die eigene Frau verdächtig, er äußerte, er müße sie jetzt selbst für „nicht richtig“ halten, und nun, da der eigene Ehemann so sprach, war ein neues, wichtiges Element des hohen Verdachts gefunden. Es folgte die Tortur, in der Urgicht kamen allerlei bedenkliche (sicherlich von der Gefängnisgenoßin gehörte) Dinge zum Vorschein, namentlich eine Formel der Absagung — gerade von der Gottesleugnung hatte der Ehemann bisher behauptet, sie sei nicht möglich, seine Frau sei eine gute Christin — und der Scheiterhaufen war unvermeidlich. Ueberhaupt sehen wir in vielen Hexenprocessen die Erscheinung, daß, sobald die Gottesleugnung gestanden war, die nächsten Angehörigen, Ehemann, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester, Mutter und Vater sich gleichgültig und kalt von der confessa (des Vergehens Geständigen) abwendeten, ja eine jede entfernte Beziehung mit ihr für die wenigen Tage, die ihr noch zu

leben übrig waren, sorgfältig mieden — zum gewis nicht unbedeutenden Zeugnisse dafür, daß in der Gottesableugnung der eigentliche Kern des Hexenwesens enthalten gewesen sei. Noch auffallender aber wird uns dieß, wenn wir erwägen, daß — so weit meine Kenntnis der Hexenprocesse reicht, fast ausnahmslos — die nachher geständig gewordenen und verurteilten Hexen sich in der Voruntersuchung theils gar nicht, theils sehr schwankend und oft höchst bedenklich über ihr christliches Bekenntnis aussprachen, und man wird unwillkürlich zu der Aeußerung, die so oft in den Zeugenaussagen vorkommt, hingetrieben: „es ist mit ihr nicht ganz richtig", sie betet nicht, schlägt kein Kreuz, kann die Glaubensartikel nicht u. dgl. Nur ein einzigesmal ist es mir vorgekommen, daß, bei sonst ziemlich bedenklichen Aeußerungen der Inquisitin von ihr protokolliert worden ist, „sie habe ein Kreuz über das andere, namentlich vor den Mund, geschlagen",*) und sie dennoch bald nachher verurteilt wurde. Wenn gleich in der Voruntersuchung frisch und kräftig ein christliches Bekenntnis abgelegt wurde (nur bloße fromme Segensprüchlein halfen nicht viel), so war die Sache selten bedenklich, und es ist mir kein Beispiel bekannt, daß alsdann auf die Tortur wäre erkannt worden. Ein sonst geschwätziges und vielgeschäftiges, unruhiges, wahrscheinlich landstreicherisches Weib, welches daher auch den Namen der „Pletzelse" führte, bekannte, daß sie eine Menge Segenssprüche wiße, aber

*) Das Kreuzschlagen war bei uns in Oberhessen bis zum Anfang des 19. Jarhunderts noch ganz üblich.

keine andern, als in welchen die heilige Dreifaltigkeit oder Sanct Maria, Sanct Anna, der liebe Herr Jesus Christ und die Apostel oder Sanct Johann der Täufer vorkomme; Zaubersprüche könne sie nicht*), und Gott solle sie davor bewahren. Sie war nahe daran, völlig frei gesprochen zu werden, da kam zu Tage, daß sie doch auch eine Liebeszauberformel (das auch noch jetzt bekannte Schuhkochen) könne, und nun wurde sie des Landes verwiesen. Eine Andere, wahrscheinlich aus Neid von zalreichen Zeugen schwer Beschuldigte, und von einer Verurteilten als Hexe Bezeichnete (also in der höchsten Gefahr Schwebende) trat in einer warhaft großartigen Ruhe und Sicherheit mit dem laut hergesprochenen Credo auf, antwortete auf die (auch sonst vorkommende) verfängliche Frage: wo sie getauft sei? „da, wo alle Christen getauft sind, und will auch da liegen, wo alle frommen Christen liegen und will auferstehen mit allen seligen Christen", und auf die noch verfänglichere: wie ihr Buhle heiße? mit lauter und freudiger Stimme: „Der heißt Jesus Christus". Sie wurde alsbald gegen Caution entlaßen und ohne Zweifel später völlig frei gesprochen. — Man sieht, es war keinesweges unmöglich, auch die Gefahr des hohen Verdachts zu überwinden,

*) Man darf nicht vergeßen, daß der Natur der Sache nach und noch bis auf den heutigen Tag ein Grundunterschied zwischen Segenssprüchen (zur Heilung der Kranken) und Zaubersprüchen (zum Beschädigen, mit Einschluß des Liebeszaubers) besteht. Jene werden im Namen Gottes, diese im Namen des Teufels gesprochen. Die sogenannte Sympathie gehört bloß zu den ersteren.

keineswegs unmöglich, auch das durch eine schreckliche Gesetzesstelle in seiner dämonischen Gewalt hervorgerufene, und die Welt wie eine Seuche des Wahnsinns tyrannisch beherschende allgemeine Gerücht und Vorurteil zu brechen, wenn nur ein starkes, unerschütterliches christliches Bewustsein vorhanden war.

Auffallend und ein schwerer Vorwurf, aber freilich nach der oben mitgetheilten Ansicht einer Juristenfacultät sehr erklärlich bleibt es, daß vor dem Ende des dreißigjährigen Krieges die Gerichte vor der Verurteilung fast niemals, und, mit Ausnahme der unmittelbaren Vorbereitung und der Ausführung zum Tode, auch nach der Verurteilung nicht leicht die Seelsorger zu den Hexen kommen ließen. Nur jugendliche Zauberer und Hexen machten eine Ausnahme. Freilich kommen auch Beispiele vor, daß die Hexen den geistlichen Zuspruch, selbst auf dem letzten Gange, zuweilen mit Lästerungen, von sich wiesen. Erst seit 1660 ist der geistliche, bekehrende und tröstende Einfluß der Seelsorger merkbar, und damit sinkt auch die Zahl der einen tödtlichen Ausgang nehmenden Hexenprocesse, bis dann der einreißende Indifferentismus auf der einen, das zum Siege auch in den unteren Volksschichten durchgedrungene Christentum auf der andern Seite den Hexenprocessen mit dem Ausgange des siebenzehnten Jarhunderts überhaupt ein Ende machte. Das aber war auch in den ärgsten Zeiten fest stehende Regel: bekehrte sich eine Hexe noch in den letzten Stunden ihres Lebens, so wurde die Strafe des Feuers in die des Schwertes verwandelt.

Wir schließen hier unsere lange Darstellung, ohne sie gleichwol vollendet zu haben. So viel möchten wir nur erreicht wißen, daß in unserem Leserkreiße über diese nicht unwichtige Sache ein reiferes, nicht auf Redensarten und willkürlichen Vorstellungen, sondern auf wirklichen Verhältnissen und geschichtlichen Thatsachen beruhendes Urteil durch unsere Auseinandersetzung einigermaßen befördert würde. Haben wir mit unserer weit ausgesponnenen Darlegung hin und wieder gelangweilt, so bitten wir um Entschuldigung — bloß zu unterhalten war nicht unsere Absicht.

Allerlei gute alte Sprüche, die wol alt sein mögen, aber heut zu Tage nicht mehr für gut gelten.

(1848.)

Ein Sperling in der Hand ist beßer als eine Taube auf dem Dache. Gilt gar nicht mehr; den Sperling haben wir längst fliegen laßen und sind stark daran, auf die Dächer zu klettern, um die Tauben zu fangen. Wenn sie nur nicht schon fort sind, ehe wir hinaufkommen, oder wenn uns nur nicht auf der Dachfirst so schwindlig wird, daß wir sie nicht mehr sehen!

Neuerung macht Theuerung. Ist nicht wahr; in der alten Zeit, vor anderthalb Jahren, war es theuer, und jetzt in der neuen Zeit ist es wolfeil, und wir sind ja stark darüber aus, durch unsere Neue-

rungen alle Theuerungen für immer zu bannen. Ja, darüber aus sind wir wol, aber —

Schwarzbrot und Freiheit! Ist ein Walspruch aus den alten finstern Zeiten; Weißbrot mit Butter und Fleisch, dabei allein gedeiht die Freiheit!

Sage nichts, du könnest es denn beweisen. Das mag für den alten Bundestag gut gewesen sein; in der Nationalversamlung haben wir es anders gehört, so, wie es für die neue Zeit paßt: „ein Volksmann hat immer Recht, er kann sagen was er will, er braucht seine Behauptung nicht zu beweisen." Der Name dieses großen Helden im vernünftigen Denken kann nicht verloren gehen, weil er den Namen mit der That führt: Schaffrath.

Nachgeben stillt den Krieg. Hat sich in Wien und Berlin gar nicht bewährt: je mehr Nachgeben, desto mehr Krieg war dort, und am wenigsten wollen die Generale Cavaignac und Fürst Windischgrätz dieses alte Sprüchlein loben; habens auch Beide nicht befolgt.

Sprich wenig mit Andern, viel mit Dir selbst. Wenn diese Regel noch gelten sollte, so käme es gewis niemals zu einer allgemeinen deutschen Republik, und daß es so lange her gar nicht dazu hat kommen wollen, daran ist am Ende nichts anderes Schuld, als dieser alte Spruch. Weg mit ihm! Nein,

nichts mit sich selber gesprochen, immer nur mit Andern, und wenn man auch nicht verstünde, worüber und was man spräche, das ist an der Zeit!

Fenster brechen alle von selbst. Ist wahrhaftig nicht wahr!

Traue nicht dem, der viel mit Vielen spricht! Diesen Spruch sollte man nun vollends mit Keulen todtschlagen. Welche Leute sind denn wol die aufrichtigsten und treuesten Freunde des Volkes, als diejenigen, welche mit Allen die längsten Unterredungen pflegen, Jedem Recht geben, wenn er meint, daß das alte Recht nun bald gänzlich gestürzt werden müße, Jeden anlächeln, der trotzig das Unrecht begehrt, und Jedem die Hand drücken, der die Hand zur Gewaltthat erhebt? Wenn wir diesen nicht traueu wollten, wie sollte es denn da wol zu dem allgemeinen Umsturz kommen?

Wer schimpft, hat verloren. Just umgekehrt! hat heut zu Tag gewonnen!

Schlagen ist verboten, Widerschlagen nicht. Gilt nicht für alle die, welche die Souveränetät in der Hand haben, sei das nun Königssouveränetät oder Volkssouveränetät; vielmehr heißts da umgekehrt: Schlagen ist erlaubt, aber Widerschlagen ist verboten.

Fang an deinem Weinberg an zu schneiden; kehr vor deiner Thür; faß dich selbst

an der Nase. Sind grobe Sprüche aus der alten Zeit, die sich kein Mann des unbedingten Fortschritts mehr sagen läßt, ohne daß es etwas absetzt. Denn wo bliebe bei diesen Sprüchen die Weltverbeßerung? Ohnehin wird Einem jetzt von Andern vor der eigenen Thür so gründlich gefegt, daß man das Geld für die Besen beinahe sparen kann. Also machen wir auch frisch mit der neuen Zeit, indem wir eben alle diese Sprüchlein aufstellen — vor der eigenen Thür kehren wir damit auch gerade nicht.

Unterthan und Obrigkeit
Fehlen öfter beiderseit. Der Spruch hat schon manches Jahr her nicht viel gegolten, und jetzt ist er vollends ab und todt. Einen deutschen Mann einen Unterthan zu nennen ist schon eine Beleidigung; das „Unter" ist ausgestrichen, und damit ist Jeder ein Than (ein Herr, so heißen nämlich die Herren in England und Schottland) geworden; ja wir sind eigentlich allesamt geborene Souveräne, so hat uns neulich einer von der linksten Linken in der deutschen Nationalversamlung gesagt. Daher kanns auch keine Obrigkeit mehr geben, sondern nur eine Untrigkeit, die einzig dazu da ist, die Befehle der Thane und geborenen Souveräne zu vollziehen. Thut sie das nicht gehörig, so ist der Fehler allein und ganz auf ihrer Seite. So muß es wenigstens sein in der deutschen Republik. Nur in der deutschen Nationalversamlung klingt es nicht ganz so, wie in der Republik, sondern eher etwas nach dem Ton des alten Sprichworts. Wenn

nur die Nationalversamlung nicht etwa „Reaction“ macht!

Eins ist beßer denn uneins. Schmeckt auch sehr nach der alten Zeit, die mit aller Gewalt die „erste Pflicht des Bürgers, die Ruhe“ einprägte. Hecker und die Seinigen und sonst noch Manche, wie die Polen und die Deutschen, welche sich von ihnen am Seil führen laßen, die Tschechen und was sonst dahin gehört, halten dafür, uneins sei beßer als eins, und Unruhe sei die erste Bürgerpflicht, denn sonst hätten sie nicht gethan, was sie gethan haben. Nur die Nationalversamlung in Frankfurt ist noch nach der alten Welt, denn sie hat gemeint, Eins sei beßer als uneins, und Drei wären uneins. Mit dieser Versamlung wollen wir Andern übrigens gern nach der alten Welt sein und uns nach den alten Sprüchen richten. Es könnte doch so kommen, daß sie noch andere alte Sprüche wieder zu Ehren brächte und mit heiler Haut in die neue Zeit Deutschlands mit hinüber nähme.

Jetzt komm Ich dran, spricht Hanswurst. Das sprechen heut zu Tage gar Viele, die sich für nichts weniger als für Hanswürste halten.

Alt Freund, alt Wein, alt Geld
Hat den Preis in aller Welt. Alles, was alt ist, taugt in unserer neuen Zeit nichts mehr, also taugt auch dieser Spruch nichts mehr, weil er von Altem spricht und das Alte rühmt. Die alten Freunde

sind verdächtig, weil sie Reaction machen könnten, (nur funkelnagelneue Freunde, wie die lieben Polen, machen gewis keine Reaction): der alte Wein könnte aus Metternichs Johannisberger Keller sein, und so tränke man sich ja die Reaction gleich in den Leib, das alte Geld aber — das könnte ja gar aus den finstern Zeiten vor 1789, von „Königen von Gottes Gnaden" geprägt sein; da liefe einem die Reaction sogar in die Hände! Nein, wir machen so geschwind wie möglich, daß wir das alte Geld los werden! Und das geht am geschwindesten im Wirthshaus.

Wenn Gott ein Land segnet, so gibt er ihm einen weisen Fürsten und einen langen Frieden. Ach das ist zum Gähnen langweilig! Wir wollen keinen Segen, denn wir können uns selbst segnen, wir wollen keinen Fürsten, denn wir sind selbst als Souveräne jung geworden, und der dreißigjährige Friede hat uns schon viel zu lang gedauert!

Man kann nicht alle Krümmen schlicht machen. Das wäre doch! Das wollen wir einmal sehen, ob wir jetzt nicht alles so gerade machen, daß man auf der ganzen Welt Kegel spielen kann!

Eines Mannes Rede ist keine Rede,
Man soll sie billig hören beede. Ja, der Reim hat sonst freilich am Rathaus zu Nürnberg und an dem Rathaus zu Kassel und sonst an viel alten Rathäusern gestanden, in denen die alten ernsthaften

Perücken und hochedelgeborenen Zöpfe saßen, die viel wußten, welche junge lustige Zeit nach ihnen kommen würde. Jetzt ist der Reim überall ausgewischt und das Kasseler Altstädter Rathaus ist gar abgebrochen, und damit auch der Reim. Nein! wir wollen nicht alle Beide hören, sondern nur Einen, nämlich den, mit dem wir es halten, der Andere hat ja doch Unrecht! Was braucht der noch zu schwätzen? und er soll gar nicht schwätzen!

Wer allzuviel begehrt,
Dem ist oft nichts bescheert. Man kann gar nicht allzuviel begehren, das hat die neue Zeit gelehrt. Wir haben alles begehrt, und habens gekriegt, und morgen wollen wir noch ein Bißchen mehr als Alles begehren, und den wollen wir doch einmal sehen, der es uns nicht gibt!

Wer die Wahrheit geigt, kriegt den Fidelbogen um den Kopf geschlagen. Der Spruch ist jetzt zweimal nicht wahr. Einmal gibts nur die eine Wahrheit, die aus unserem Munde kommt und die gar nicht bewiesen zu werden braucht, „unser Princip gilt schon an und für sich", und das möchten wir doch erleben, daß uns einer für diese Wahrheit den Fidelbogen um den Kopf schlüge! Es wagts auch keiner! Zum andern, wenn sich irgend jemand herausnehmen sollte, eine Wahrheit zu haben, die nicht die unsrige ist, so soll ihm ganz etwas anderes, als ein Fidelbogen um den Kopf geschlagen werden.

Mit der Hand sollst du säen, und nicht mit dem Sack. Ja ja, die Alten meinten, es müsse in der ganzen Welt so hübsch langsam und gemächlich zugehen wie auf dem Bauerhofe und auf dem Acker, deswegen haben sie auch solche Sprüchlein erfunden. Aber wenn nun bald die Bauern den ganzen Acker mit einem Male durch eine Dampfmaschine besäen, und dazu die Zeitung lesen, wo bleibt da der alte Spruch? Darum haben wir Berliner und Wiener ihn auch gleich zum Voraus abgethan, denn wir sollen uns doch nicht etwa nach den Bauern richten? Wir wollen das langsame Säen nicht, wir wollen alles schnell und alles auf einmal haben. Ich denke denn, wir haben mit dem Sacke gesäet! Und ists uns etwa nicht geglückt? „Aber, liebe Wiener und Berliner, die Pariser Communisten haben vom 23. bis zum 26. Juni auch mit dem Sacke gesäet, und der General Cavaignac, der doch ein ganzer Republicaner sein muß, weil er sonst nicht Präsident der französischen Republik geworden sein würde, hat auch mit dem Sacke gesäet. Wie ist es denn damit?" Darauf antworten die Wiener und Berliner jetzt noch nicht, weil sie keine Zeit dazu haben.

Das Alter soll man ehren,

Der Jugend soll man wehren. Die Welt ist, das wißt ihr doch, umgekehrt, und so auch solche Sprüche, die aus der alten Welt stammen. Dem Alter soll man wehren, denn das Alter will nichts als das Alte, das Alter ist von Natur „reactionär"; die Jugend aber soll man ehren, nicht allein um der That willen,

denn die hat ihr schon in der alten Zeit gehört, sondern um des Rates willen. Regiert nicht die Jugend als „Sicherheitsausschuß" die ganze östreichische Monarchie? — Wie? Darnach fragt man nicht!

Das ist so gewis, wie das Amen in der Kirche. Wenn dieß Sprüchwort noch gölte, so wäre nichts mehr gewis, denn den Kirchen wollen sie ja jetzt gern überhelfen, und das Amen haben Viele zwar wol am Confirmationstag (wenn sie Zeit hatten, Achtung darauf zu geben!), aber seitdem nicht wieder gehört, denken es auch nicht wieder zu hören, und wenn es ihnen nachgeht, so wird es auch nicht lange mehr gesprochen werden.

Zum einen Ohr hinein, zum andern wieder heraus. Läßt sich noch zur Not hören, denn was uns neuen Generalweltverbeßerern nicht gefällt, das vergeßen wir in dem Augenblick wieder, wo es uns gesagt wird. Haben es die Jungen nicht immer so gemacht? — Aber wir wißen doch für die neue Zeit noch etwas Beßeres: gar nichts zum Ohr hinein gelaßen, dann brauchen wir auch nichts wieder heraus zu laßen. Es soll uns gar nichts durch den Kopf gehen!

Im Regieren ist mehr Last als Lust, mehr Beschwer denn Ehr. Der Spruch mag noch aus den alten Zeiten sein, wo das Regieren als ein Dienst für das Vaterland angesehen wurde. Damit aber ists vorbei. Heut zu Tage ist das Regieren

gar keine Last mehr, sondern eitel Lust, denn was gehts uns an, ob wir damit Jemanden einen Dienst leisten? Wir befehlen, und gehorcht muß uns werden, wird uns auch schon, das hat nichts zu sagen! Den Fürsten mag wol das Regieren auch Beschwer gemacht haben, denn sie mußten ja Andere glücklich machen, und das ist nicht leicht! Aber wir machen uns selbst glücklich, und sonst keine Menschenseele, und das ist leicht. Und Ehre zu gewinnen ist heut zu Tage das allerleichteste, denn wir ehren uns selbst.

Schick dich in die Welt hinein,
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß die Welt sich schicke drein. Die große Welt und der kleine Kopf! Da haben wirs ja! wie altväterisch! Darum eben sind die Alten so dumm und so unterthänig geblieben, weil sie so kleine Köpfe hatten. Nein die kleine Welt und der große Kopf, so heißt es heute! Und darum weiter: Welt, schick dich in den Kopf hinein! Warum soll auch nicht die Welt in unsern großen Kopf hinein gehen? Es ist ja nichts drin!

Großer Herren Bitten ist Befehlen. Ist zwiefach anders geworden. Wir haben es dahin gebracht, daß der bisherigen großen Herren Befehlen zu lauter Bitten geworden ist; und sie wagen es sogar nicht einmal mehr zu bitten. Jetzt sind wir die großen Herren, wir, die wir uns das „Volk" nennen, wenn es unser auch nur zwanzig sind unter Zwanzigtausend. Bisher waren der großen Herren auch nur vierzig unter vierzig

Millionen. Die großen Herren machen immer die Minderzal aus. Nennt sich nicht die Frankfurter Linke auch „das Volk“? Und doch sind ihrer noch nicht funfzig; und sind diese unsere lieben linksten Linken nicht warhaftige große Herren? Sie haben gerade so gut bestellte Hochrufer, bestellte Klatscher und Jubler, wie sonst manche große Herren, wenn sie reisten. Ja, jetzt sind wir die großen Herren, aber wir haben das Bitten gänzlich abgeschafft. Wir befehlen nur. Das geht geschwinder.

M i t d e m H u t i n d e r H a n d
K o m m t m a n d u r c h s g a n z e L a n d. Die Höfe wollen wir Republicaner nicht mehr, folglich auch keine Höflichkeit. Alles was Höflichkeit heißt, ist „Reaction“. Sitzen geblieben, wenn der Reichsverweser kommt! Hut auf den Kopf! und auf dem Kopf sitzen gelaßen! So machen wirs, und wer uns nicht gehorchen will, dem schlagen wir den Hut vom Kopfe. Und durch das ganze Land kommen wir doch, das hat die Welt doch nun wol gesehen, ohne daß wir den Hut in der Hand gehalten haben.

W e r A r b e i t l i e b t u n d s p a r s a m z e h r t,
D e r s i c h i n a l l e r W e l t e r n ä h r t. In der alten mühseligen Welt war es freilich so; schlimm genug, daß man arbeiten und noch obendrein sparsam sein mußte, um sich zu ernähren! Eins von beiden war schon zu viel, und wir haben auch schon in der alten Zeit beides zusammen nicht häufig gethan; g e l i e b t

haben wir die Arbeit gewis nicht. Jetzt aber ernähren wir uns in der ganzen Welt, den Polen sei Dank! ohne Arbeit und ohne Sparsamkeit; wir haben nur „für unsere Sache zu wirken". Das ist keine Arbeit, sondern lauter Lust und Spaß; den Tag schlafen wir, es müßte denn Montag sein, und den Abend wirken wir. An polnischen Thalern fehlt es nicht.

Der Herren Sachen
Sind Sorgen und Wachen. Wir sind doch nun die Herren; aber von Sorgen und Wachen wißen wir nichts!

Große Herren machen nicht viel Worte. Seitdem wir an das Regiment gekommen sind, ist der Spruch auch nicht mehr wahr. Davon besieh die Protokolle der Nationalversamlung; dort, linker Hand liegen sie!

Die Eule weiß nichts vom Sonntage. Was Eule! die sieht nichts, drum weiß sie nichts vom Sonntag. Aber wir sehen, wir sehen das helle helle Licht, und wißen doch nichts vom Sonntage, ja eben darum wißen wir nichts vom Sonntage, weil wir das neue helle Licht der neuen Zeit sehen.

Demut
Ist zu allen Dingen gut. Zur Republik nicht!

Zeit, Ebbe und Flut warten auf Niemand. Die Zeit braucht auf uns nicht zu warten, denn wir warten nicht auf sie! Wer weiß nicht, daß wir der Zeit voran sind? Und so solls mit der Ebbe und Flut auch noch werden. Wir kennen sie ja wol, die alte Geschichte, wie der König Kanut von Dänemark vor langer, langer alter Zeit einmal der Flut Stillstand geboten, aber die Flut ihm nicht gehorcht hat. Dafür wars aber auch ein König, der seinen Höflingen eben hierdurch zeigen wollte, daß er keine Macht habe. Das zu zeigen, haben die Könige jetzt auf ganz andere Weise Gelegenheit. Aber wenn der Volkswille einmal an das Meer kommt, so der rechte Volkswille der Frankfurter linksten Linken, dann wirds schon anders gehn!

Es geht nicht wie bei der seligen Aepfelfrau, daß man sich den Dicksten heraussucht. Oho! jetzt ist die ganze Welt voll seliger Aepfelfrauen! Mir den Dicksten! nein mir! mir!

Der Fürsten Schatz liegt am sichersten in den Händen des Volks. Ist das wirklich auch ein alter Spruch? „Gewis!" Nun, endlich einmal einer, der doch auch für die neue Zeit paßt! drum eben wollen wir ja die Schätze der Fürsten haben! Warum haben dann aber die Alten, die diesen Spruch gemacht haben, nicht auch Republik gemacht, wie wir? „Ja, sie verstanden den Spruch anders!" Ja so! die Dummköpfe!

Alte deutsche Historchen, welche sich auch in der neuen deutschen Zeit einmal umschauen wollen.

(1848.)

1. Landgraf Philipp der Großmütige unter den hessischen Bauern.

Im Jahre 1537 hielt der Landgraf Philipp eine große Hirschjagd am Heiligenberge bei der Karthause Eppenberg. Es wurde ein ganz besonders feister Hirsch erlegt, und der Landgraf wollte, wie das damals gewöhnlich war, den Hirsch selbst zerwirken, sagte also, während sich viel Volks, Edle und Bauern, herzudrängte: „Reiche mir einer ein Meßer." Ein Bauer aus der Deute antwortete voll Verwundern: „Ei, seid ihr ein reicher Fürst und habt kein Meßer? und ich bin nur ein armer Schäfer und habe wol drei Meßer"; zeigte ihm dabei auch seine Scheide, lieh ihm aber doch kein Meßer. Ein Anderer war dienstfertiger als dieser grobe Schäfer aus der Deute, und als nun der Hirsch aufgebrochen war, sagte der Landgraf: „der Hirsch hat viel Weiß (Fett), und ist wol Jagens wert gewesen." Ja, sagte da ein reicher Filz, ein Bauer aus Hilgershausen, Hein Fink mit Namen, gnädigster Fürst und Herr, der kostet uns unser gutes Körnchen, was sie uns im Felde abfreßen. Der Landgraf antwortete: Es ist zu beklagen, daß ihr nicht wollt meine Kühe in euer Feld gehen laßen, so ich doch euere Kühe in meinen Wald gehen laße. Da schlug der grobe Filz dem Landgrafen einen Knipp vor die Nase und sagte: Dafür

geben wir euch gute Korngüldchen! Alsbald ließ der Landgraf den Rentmeister aus Felsberg rufen, und befahl ihm, diesem Bauer dieß Jahr zwei Viertel Zinsfrucht nachzulaßen.

Das war zweimal und dreimal grob; aber es war auch treuherzig, und bei all dieser Grobheit dachte kein Bauer in Hessen daran, die Rechte seines Fürsten nur im Mindesten anzutasten, so wenig wie der Landgraf daran dachte, diese Grobheiten höher anzuschlagen als sie verdienten, wol gar sie übel zu nehmen und als Majestätsbeleidigung zu bestrafen. Er hatte wol eher Gefallen daran, sonst würde er die zwei Viertel nicht nachgelaßen haben. Das brachte damals der natürliche und ehrliche Verkehr des Landesherrn mit seinen Bauern so mit sich.

---

2. Alter Hühnerglaube und neuer Bierglaube.

Zu Anfang der Reformation war einer Bäuerin in einem Dorfe bei Eschwege ihre Kuh krank geworden, und sie schickte darum ihre Tochter mit zwei Hühnern auf den Gehülfenberg, um diese daselbst für die Kuh darzubringen. Ein Schalk von Nachbar, der das Mädchen auf dem Gehülfenberg trifft, überredet es, die Hühner zu verkaufen und dafür mit ihm Eimbecker Bier (heut zu Tage Bock, nach einer in München seit 1550 aufgekommenen Abkürzung) zu trinken. Dieß geschieht; als die Tochter zurückkommt, fragt die Mutter, wann sie die Hühner dargebracht habe? Auf die Antwort:

„um 11 Uhr“ ruft die Mutter voller Freude aus: „Um dieselbe Zeit hat es sich mit der Kuh gebeßert! Daß du mir nur nicht vom alten Glauben abgehst und dem neuen lutherischen zufällst! Die heiligen vierzehn Nothelfer haben meiner Kuh geholfen, und mein Lebtag bringt mich keiner von dem Glauben ab!“ Die Tochter ward aber doch lutherisch.

Damit hat die lutherische Kirche dazumal keinen Gewinn gemacht. War das nicht die rechte Art, wie die Mutter bei dem alten Glauben blieb, so war es noch weniger die rechte Art, wie die Tochter zu dem neuen Glauben kam. Es war das überhaupt kein Glaube, denn in den Hühnern steckt er nicht, und im Bier und im Lügen steckt er auch nicht. Aber freilich, wie die Mutter so die Tochter. Der Deutschkatholicismus war dazumal noch nicht erfunden.

---

3. Das Gerüst in der Kirche.

Als vor langen Zeiten in einer Reichsstadt einem Mönchsorden eine bisher evangelisch gewesene Kirche eingeräumt wurde, in welcher an den Wänden zalreiche deutsche Sprüche aus der Bibel angeschrieben waren, schickten die Mönche nach einem Weißbinder, mit dem Begehren, er solle diese Schriften übertünchen. Der Weißbinder antwortete: wenn er sie gleich übertünchte, so würden doch die Sprüche der Bibel immer hervor scheinen, sie müßten sie mit einem Meißel ganz aus den Wänden herausschlagen laßen. Also schickten die Mönche nach einem Maurer, und fragten, was er nehmen wollte,

wenn er diese Schriften vertilgte? - Und der Maurer antwortete: von jeder Zeile einen Reichsthaler. Die Patres verwunderten sich, und meinten, es wäre doch eine gar geringe Arbeit, und geschwind geschehen. Der Maurer aber entgegnete: Nein! fürwahr ihr Herren, es ist nicht so leichte Arbeit, Gottes Wort vertilgen; ich muß ein sehr hohes Gerüst machen, und besorgen, daß ich den Hals gar darüber entzwei falle.

Auf einem Gerüst in der Paulskirche zu Frankfurt steht Einer, so hoch, daß er selbst sagt, er stünde eigentlich gar nicht mehr, und will von diesem Gerüste aus die Kirche vernichten, Gottes Wort vertilgen. Zum Glück für seinen Hals ist er jedoch kein christlicher Maurermeister, sondern nur Professor der Physiologie.

---

4. Ein Kurfürst und ein altes Weiblein.

Als Friedrich I, Pfalzgraf und Kurfürst bei Rhein, mit dem Beinamen der Sieghafte, einmal auf der Jagd auf eine hohe Steinklippe geritten war, sah dieß ein alt Weiblein, das nicht fern davon Holz zusammen suchte; sie hob derentwegen an, heftig auf ihn zu schelten und zu fluchen, und sagte: Hast du nun keinen andern Weg? hat dich dieser und jener hinauf geführt, so führe dich Gott wieder herab. Als der Kurfürst das hörte, ritt er auf das Weiblein zu, und fragte sie, ob sie auch wüßte, wer er wäre? und wenn sie es wüßte, warum sie so ungestüm gegen ihn heraus führe? Sie antwortete: Ich weiß wol, daß du unser Kurfürst seist, und daß du fast mit jedermann Streit und Krieg führst. Wenn du nun durch deine Verwegenheit dich selbst also

um das Leben brächtest, dadurch daß du mit dem Pferde hier von dem Felsen herabstürztest, wer wäre in größerer Not, als wir armen Untertanen? Wenn du dein nicht schonen willst, so sollst du doch billig deiner armen Untertanen schonen. Als der Kurfürst dieß hörte, lachte er, zog etwas Geld herfür, gab es der alten Frau und sagte: Mütterchen du hast recht, ich soll dieß hinfort nicht mehr thun.

Das durfte damals ein altes Weiblein einem Kurfürsten sagen, und der Kurfürst nahm es an. Heut zu Tage dürfte das kein Kurfürst und kein König einem alten Weiblein sagen, welches auf dem Rösslein der deutschen Republik reitet, geschweige denn einem Professor in der Paulskirche in Frankfurt, der auf seinen Gedanken so hoch bald nach Polen, bald nach Schleswig und Holstein hinauf reitet, daß er mit samt uns allen den Hals zu brechen droht. Freilich, jener war auch nur ein Kurfürst, der nie souverän war, und dieß sind lauter geborene Souveräne!

---

6. Der Abt von Einsiedeln.

Der Abt von Einsiedeln fuhr einsmals über den Züricher See. Während der Ueberfahrt sprach zu ihm sein Hofnarr: Ei wie gäbe der See so eine hübsche Weckemilch! Und was wolltest du hineinbrocken? fragte der Abt; es ist doch eine schöne Schüßel Milch! Der Narr antwortete: lauter Mönche und Pfaffen, das gäbe Brocken genug. Wer soll denn die Weckemilch eßen? fragte der Abt weiter: und der Narr gab den Bescheid: der Teufel müßte sie ausfreßen. Wolltest du denn,

fragte der Abt, ein großer wolbeleibter Mann, daß mich der Teufel auch freßen sollte? Warum sollte ich, sagte der Narr, dem Teufel nicht auch einen guten Bißen gönnen?

Damals war es ein Narr, der das sagte, und der Teufel, dem er den fetten Bißen der Abtei Einsiedeln gönnte. Heute sagen das Leute, die gar keine Narren sein wollen, gönnen auch diesen Bißen dem Teufel nicht mehr, sondern viel lieber sich selbst. Denn der Teufel ist abgeschafft.

6. Krieg.

Ein alter, vielversuchter und durch seine Tapferkeit berühmter Feldhauptmann wurde einst um Rat gefragt, wie man den eben beratenen und beschloßenen Krieg (den Feldzug des Grafen Thurn) am besten anstellen könne. Der alte Haudegen aber antwortete nichts als: liebe Herren, liebe Herren, es ist nichts Gutes am Krieg!

Nicht also in der neuen Zeit! Nicht wahr? Im September riefen wir alle Krieg! Krieg mit der ganzen Welt! wir setzen Gut und Blut daran! Freilich dachten wir dabei, daß wir nicht mitziehen, sondern unsere Reden in den Volksversamlungen und in der Paulskirche fort halten, auch Gut und Blut nur zu Hause an den Krieg setzen werden.

7. Etwas oder Nichts.

Ein kleiner deutscher Reichsfürst dachte anders, als der alte Haudegen vor dem dreißigjährigen Kriege. Er wollte Krieg, Krieg, und sagte dabei: jetzt wolle er

entweder Etwas oder Nichts sein. Da antwortete ihm einer seiner alten Räte: Ew. Fürstliche Gnaden sind zwar jetzo Etwas, aber wenn sie wollen, können Sie bald zu Nichts werden.

Daß der Fürst Unrecht hatte, kam bloß daher, weil er ein kleiner Fürst war; die große Nationalversamlung hat mit 238 Stimmen einmal auch so gesprochen, und sie hatte Recht, denn sie war die große deutsche Nationalversamlung.

Als es aber elf Tage später der großen deutschen Reichsversamlung einfiel, daß doch wol auch der alte Feldhauptmann Recht haben könnte, da kamen die Republikaner, die immer allein Recht haben, und bewiesen mit Barrikaden, Wildbiebsflinten, Sensen und Knüppeln, daß am Krieg und am Aufruhr und Todschlag und Mord viel Gutes sei.

---

8. Ein Graf von Nassau und das deutsche Reich.

Einem Grafen von Nassau wurde vor etwas länger als dreihundert Jahren (das bemerken wir bloß darum, damit der geneigte Leser gleich sehen soll, daß das Histörchen für die neue Zeit gar nicht mehr paßt!) geraten, er solle jetzt zugreifen, und sich der durch Aussterben der Grafen von Katzenelnbogen erblos gewordenen Grafschaft bemächtigen. Der Graf von Nassau aber antwortete: Er schlage sich selbst und eine Grafschaft nicht so hoch an, daß er darum des ganzen deutschen Reiches Frieden verwirren oder zerstören sollte.

Das war nun freilich gesprochen wie ein Graf,

etwa auch ein Fürst und ein König sprechen soll. Aber in der neuen Zeit gelten die auch nicht viel mehr, und ihr Sprechen noch weniger. Dagegen heißt es jetzt bei vielen Gelehrten und Literaten in der Frankfurter Paulskirche also: ich schlage des deutschen Reiches Frieden nicht so hoch an, daß ich darum meine schönen Gedanken und Reden verwirren und zerstören sollte.

Die Gesinnung, welche der Graf von Nassau hatte, nannte man in den alten Zeiten Selbstverleugnung; aber das Wort ist in der neuen Zeit verloren gegangen.

---

9. Der Rechenpfennig.

Anno 1559 gieng einer der vielen Umschweifer, Trügener und Camesierer (so nannte man damals diejenigen, welche gerne schnitten wo sie nicht gesäet hatten) vor Kassel die Straße am Weinberg hinauf nach der Stadt, und ließ heimlich einen Rechenpfennig fallen, der schön gemünzt und gar goldig glänzend war, hob ihn auf, und sagte mit Freuden zu einem Bauern, der auch daselbst gieng: wie find ich hier einen so schönen Gulden! Der Bauer, welcher den Rechenpfennig wol hatte liegen sehen, wollte den schönen Gulden dem Andern nicht allein laßen, sondern sagte: ich habe ihn liegen sehen, sowohl wie Ihr, und will auch mein Theil daran haben. Das war der Abenteurer wol zufrieden, und sprach: Soll es denn ja getheilet sein, so nehmt Ihr den Gulden und gebt mir meinen Theil an Münze heraus. Du könntest den Tag nicht mehr verdienen, dachte der Bauer, gab dem andern einen halben Thaler

und behielt, wie er meinte, den Gulden, gieng auch alsofort in die Stadt zu Bernd Gieseler, so dazumal einen Kramladen in der Marktgaße hatte, um bei ihm den Gulden auszuwechseln. Aber Herr Bernd lachte und sagte, dieser Gulden wäre nur für die deutschen Schulmeister gut, so ihre Schulkinder mit demselbigen das Rechnen auf Linien, ohne Ziffern, lehreten, sonst aber nichts wert. Da sah sich der Bauer nach dem Andern um, der ihn doch bis fast in die Marktgaße begleitet hatte; derselbige Schalk hatte sich jedoch auf die Füße gemacht und der halbe Thaler war mit ihm gegangen. Den Rechenpfennig aber ließ der Bauer nicht mitgehen bis nach Niederzwehren, sondern warf ihn am Weinberg wieder dahin, wo er ihn zuerst gesehen hatte.

Anno 1848 haben gar manche deutsche Schulmeister vornehmer Art, Professoren der Philosophie, der Medicin u. s. w. und Andere eine große Menge schöner goldiger Rechenpfennige fallen laßen oder ausgeworfen, allesamt mit der Umschrift: Deutsche Republik 1848, und noch viel Mehrere, die doch viel klüger sind als der Bauer von Niederzwehren Anno 1559 und die sich etwas darauf einbilden, Bürger und keine Bauern zu sein, haben gar manchen halben und ganzen Thaler dafür ausgegeben. Wir werden sehen, wenns ans Wechseln geht, was sie dafür bekommen. Bernd Gieseler, der Krämer in der Marktgaße, gab 1559 keinen Heller für den Rechenpfennig von damals, und der Schreiber des Volksfreunds, der zu den Ururenkeln des Bernd Gieseler gehört, gibt keinen Heller für die Rechenpfennige von 1848. Aber das kommt wol bloß daher,

weil er von Bernd Gieseler abstammt, es gern macht wie seine frommen Aeltervåter, und folglich weit hinter der Zeit zurückgeblieben ist.

---

10. Sanct Otmars Flasche.

Ein Bauer in den schwäbischen Gebirgen bei dem Dorf Justingen wohnend und mit seinem Zunamen Held genannt, war fast reich, doch dabei ganz einfältig und glaubte gern alles. Dieses hatten zween fahrende Schüler, wie man sie vor Zeiten hieß, denn jetzt nennt man sie Bettler und Tagediebe, zu ihrem Vorteil abgesehen, und brauchten folgende Listigkeit den Bauer zu betrügen. Der Eine kam des Abends sehr spate zu ihm, mit freundlicher Bitte, er wolle ihn doch die Nacht bei sich behalten. Der Bauer gewährte ihm die Bitte, und der Schelm gieng in die Stube, die ebener Erde lag und setzte sich bei das Fenster. Es war aber um die Zeit, daß man schon bei Licht zu Nacht eßen mußte. Da nun der Tisch gedeckt, auch aufgetragen war und man sich zum Eßen setzte, ließ der Gast den Wirt und all sein Gesind aus einem Fläschlein, welches er bei sich trug, gar einen guten und starken Wein versuchen, und sagte dabei, sie sollten nur weidlich trinken, die Nacht hindurch wolle er ihnen Wein genug verschaffen. Und es trug sich also zu: sobald das Fläschlein leer war, langete der Geselle hinter sich und brachte dasselbige wieder voll Weins herfür. Das geschah aber dadurch, daß der andere Geselle draußen vor dem Fenster stund und die Flasche allweg wieder füllete, wenn der, so in der Stube war, sie ihm hinstellete. Der Bauer und

sein Gesind tranken also ganz frölich, und fragten, nachdem sie des Fläschleins Tugend bei drei unterschiedlichen Malen erprobt hatten, woher denn dem Fläschlein diese Eigenschaft komme? Seine Tugend, sagte der Fahrende, ist nicht auszusprechen, denn es ist dasjenige Lägelein (Fäßchen, Flasche), so der heilige Otmarus bei sich getragen, und von Gott mit seinem heiligen Leben und Gebet erworben, daß das Geschirre auch bei seinen Nachkommen und wer sonst ihm die gebührende Ehre anthut, seine Kraft behalten solle, allezeit des besten und köstlichsten Weines voll zu sein. Ich aber, sprach der Tagedieb weiter, bin des täglichen Weintrinkens und der Füllerei überdrüßig, und habe mir vorgenommen, die Flasche zu verkaufen. Da wollte der Bauer Held sich diese gute Gelegenheit zu einer solchen Flasche zu gelangen, doch nicht abhanden kommen laßen, fragte also den Leutbetrüger, wie theuer er sie hielte? Hundert Gulden, sprach der fahrende Gesell, wenn ich sie baar bekomme und nicht borgen dürfte. Der Bauer fieng an zu handeln und der Freihart ließ sich auf dreißig Gulden ein, gleich zu bezalen, die anderen siebenzig wollte er zu gelegener Zeit, nach dem Ausdreschen und zu St. Petri Stuhlfeier, abholen. Also nahm er die dreißig Gulden und hub sich des Morgens früh davon, theilete auf der Gemeinwiese oberhalb Justingen das Geld mit seinem Gesellen, und ward mit ihm eins, dem Bauer Held die siebenzig Gulden auf St. Petritag nicht abzufordern. Denn so oft der Bauer auch das Fläschlein in das Fenster stellte, es blieb alle Wege leer, bis er seinen eigenen Wein hinein gefüllet hatte: dann trank der

Bauer samt seinem Gesind daraus, doch nicht also frölich, wie sie gehofft hatten.

Das ist die Historie vom Sanct Otmars Fläschlein, und die hat das Eigene an sich, daß sie alle hundert Jahr wieder kommt. In dem laufenden neunzehnten Jarhundert heißt das Fläschlein St. Republiken-Fläschlein, und ist mit lauter Bildung, Freiheit und Wolstand für Alle gefüllt, verstehe wol, so lange dir die fahrenden Schüler Hecker und Struve, oder Vogt und Zitz, das Fläschlein für dein gutes Geld darreichen. Haben sie erst dein Geld in der Tasche oder deinen Leib auf der Barrikade, oder deine Seele im Eßighaus, oder sonst in einer Demokratenkneipe und du probierst selbst am Wolstandswein, so sollst du wol Sanct Republikenfläschlein eben so leer finden, wie der Bauer Held Sanct Otmars Lägelein.

---

11. Narren Art.

Nicht allein die Fürsten und Herren hielten sich ehedem ihre Hofnarren, wie ein Jeder weiß, sondern auch Städte gab es, welche sich ihre Stadtnarren hielten, und nicht nur große Städte hielten sich solche Stadtnarren, sondern auch kleine, wie z. B. das Städtlein Grebenstein im Hessenland. Es war ein Stadtkind, Henske Bode mit Namen, in Grebenstein geboren um die Zeit, als Dr. Luther mit Ulrich Zwingli sein Religionsgespräch auf dem Schloße zu Marburg hielt, und es pflegte ein Erbarer Rat ihn jährlich zu kleiden, und mit acht hessischen neuen Pfennigen wieder zu mieten und als Diener anzunehmen. Denn über oder unter

dieser Zahl ließ er sich nicht geben. Für diese acht neuen Pfennige war er denn des Städtleins getreuer und wolbestallter Narr, und wurde zu allen Stadtfestlichkeiten, sodann aber auch zu Kindtaufen und Hochzeiten geladen, die Gäste zu erlustigen; versteht sich, daß er dabei freigehalten wurde. Bei einer solchen städtischen Lustbarkeit ward er vom Bürgermeister gebeten, lustig zu sein und zu tanzen, aber Hensken war dasmal eigensinnig, schlug es immerdar ab, und wollte sich nicht erweichen laßen. Also ließ man ihn gehen und achtete sein eine Weile nicht. Hernach, ehe es jemand merkte, sprang er herfür, hub an zu tanzen in seinem bunten Wamms, so gut wie ein Narr es kann, und sprach: Wißet ihr nicht, wenn man die Narren flehet, so thun sie nichts Gutes; schlägt man sie dann, so werden sie zornig; wenn sie aber von sich selber kommen, sind sie allewege bei der Hand. Ein zuschauender Bürger, welcher eben seine Halbe Bier bezahlte, sagte: Nun, jetzt ist der Narr einmal recht guter Dinge! Und Hensken antwortete: Du bist auch nicht so weise, als Dir wol vonnöten wäre, wenn Du ja aber ein Narr sein wolltest, so solltest Du einer sein wie ich, dann brauchtest Du keinen Wein uud kein Bier zu bezahlen! Das braucht ja der Bürgermeister auch nicht, sagte der Bürger, ist der darum ein Narr? — Der Bürgermeister Wetzel, sprach Hensken ohne sich zu besinnen, ist eben so wol ein Geck wie ich oder Du, denn da es ihm angesagt wurde, daß er zum Bürgermeister gewählt sei, sprach er: Nun so wollt ich doch viel lieber der Stadt Kühe dieß

Jahr über hüten! Das war doch so narrig gesprochen, sintemal die Narren anders sprechen, als sie es meinen oder sich mit der Wahrheit befindet: denn hie sitzt er ja und trinkt einen Krug Wein über den andern, im Wald bei den Kühen hätte er müßen Born trinken.

Merke: es ist ein großer Unterschied zwischen Stadtnarren und Narren in der Stadt. Die ersteren sind in unserem Jarhundert nicht mehr vorhanden, und die anderen wollen nicht mehr vorhanden sein; die ersteren sagen die Wahrheit nnd die anderen können sie nicht leiden; die ersteren waren wolfeil (wenigstens für die Stadt Grebenstein) und die anderen sind theuer, wie das jährliche Deficit in den städtischen Kassen und das jährliche Proficit in den städtischen Schulden zeigt. Nur in einem Stück sind sie sich gleich, sie werden beide in Wein (Branntwein thuts auch) und Bier frei gehalten, freilich wieder die Stadtnarren, damit sie lustige und die Narren in der Stadt, damit sie nichtsnutzige Streiche machen.

Frage: Wie nennt man aber im klugen 19. Jarhundert diejenigen, welche Henskeu Bode im dummen 16. Jarhundert insgemein Narren nannte? diejenigen nämlich, welche gerade, wenn man sie bittet, nichts Nützliches thun, wenn sie dann ihre wolverdienten Schläge erhalten, sehr zornig werden, drittens aber ungerufen bei allem bei der Hand sind, was sie nicht verstehen und was sie nichts angeht?

Bedenken: Ob wol im 19. Jarhundert und zumal im Jahre der Freiheit 1848 nicht mancher Bürgermeister gerade dasselbe gedacht hat, was der Bürger-

meister Wetzel in Grebenstein vor dreihundert Jahren gesagt hat?

---

12. Wein für vier Pfennige und für sechs Pfennige.

Ein Weinwirt in des heiligen römischen Reichs freier Stadt Augsburg hatte eine Elster aufgezogen, so ganz natürlich sprechen lernte und sich dergestalt manierlich und lustig aufführte, daß männiglich diesem Weinwirt zufiel, um nicht allein das alltägliche Schöpplein bei ihm zu trinken, sondern auch ein zweites und drittes, wenn es sich so machte, und dabei sich an dem Rufen des unruhigen, wackeligen und scheckigen Vogels, den man wol den Hanswurst unter den Vögeln nennen mag, zu ergetzen. Er rief aber immer nur einerlei: Wein zu vier Pfennig! Wein zu vier Pfennig! wie er das von den Weinausrufern seines Herrn gelernt hatte; und es gefiel dieß den Gästen, weil das ein wolfeiler Wein war, und es gefiel das auch dem Wirt, weil dieser Ausrufer ihm mehr Gäste herbeizog, als sonst zwei Weinrufer, die er theuer bezalen und noch theurer füttern mußte. So gieng es ein Jahr und gieng so über den Winter hin, und die Augsburger Bürger hatten sich an dem Ausrufer noch immer nicht satt gehört, und an dem Vierpfennigwein noch nicht satt getrunken. Im Frühjahr aber fiel ein Reif auf die Weinblüte, und der Weinwirt schlug auf, wie die andern Weinwirte auch, und ließ ausrufen: Wein zu sechs Pfennig. Aber die Atzel schrie fort und fort: Wein zu vier Pfennig, und es gab ein Gedränge und Gelaufe nach dem Hause

dieses Weinwirts, wie noch niemals, und alle tranken ein Mäßlein und noch ein Mäßlein, in der Meinung es sei Vierpfennigwein — denn die Elster hatte es ja ausgerufen! Als aber sechs Pfennig bezalt werden sollten, gab es große Vorwürfe, Wortwechsel, Zank und Streit bis zum Schlagen, und es fehlte nicht viel, es hätte einen Weinkrawall gegeben, wie im October 1848 in München einen Bierkrawall. Als nun der Mann inne ward, daß die Elster ihm diesen Possen gespielt hatte, ergriff er sie und warf sie hinaus in den Koth, als sie aber drinnen lag, rief sie noch einmal recht laut: Wein zu vier Pfennig!

Solcher Schwank ist schon 1548 erzält worden, „um seiner Dummheit willen". Eben darum wird er Anno 1848 auch wieder erzält. Denn es gibt jetzt wie vor dreihundert Jahren Ausrufer, die zwar keine Elstern, aber um kein Haar klüger als die Augsburger Atzel sind; sie können nur ein einziges Lied: „Revolution zu vier Pfennig!" und schreien dies unaufhörlich, obgleich die Revolution nur im Merz d. J. zu vier Pfennigen feil war, im October und November aber kaum zu sechsen zu haben gewesen und im Dezember noch theurer geworden ist; ja mitunter singen sie es desto lauter, wenn man sie damit in den Koth geworfen hat. Heut zu Tage nennt man diese Ausrufer Journalisten und Zeitungsredacteure, und wer im November dieses Jahres eine recht laut kreischende Vierpfennigsatzel dieser Art hören wollte, der konnte sich die Weser-Zeitung vorlesen laßen. Und solchen Zeitungsatzeln lauft das Zeitungspublikum heut mit eben so hellen Haufen zu wie in

alter Zeit das Augsburger Weinpublicum der Weinwirts-Atzel.

---

13. Der Kuhhirte zu Schildburg.

Als die Schildbürger einmals im Kriege eine außerordentliche Contribution geben sollten, und das Geld zusammengebracht hatten, da haben sie Rat gehalten, wem sie dasselbe anvertrauen sollten, daß er es in die fürstliche Landeskammer richtig abliefere? Da wurden dann viele Ratschläge gegeben, wie denn die Schildburger am Raten und Beraten, am Meinen und am Dünken niemals Mangel gehabt haben, also daß ihr Stadtrat wenn er zusammen saß, wol ein Vorbild und Exempel für manche große Versamlung unserer Tage dienen möchte, die nicht in Schildburg zusammen sitzt. Nun aber war das Hauptgewerbe der Schildburger die Viehzucht, und sie hatten eine große Heerde Kühe, die ihr Hauptreichtum und nach damaligem Geldwert wol zweitausend Gulden wert war. Also fieng endlich einer der weisen Ratsherren an: Wem können wir das Geld beßer anvertrauen, als demjenigen, dem wir all unser Vieh anvertrauen, nämlich dem Kuhhirten? Das leuchtete den anderen Herren vom Schildburger Stadtrate alsofort ein, und wurde einhelliglich beschloßen, daß der Kuhhirte als der Sicherste das Geld überbringen sollte. Der Kuhhirte wurde also vorgefordert und ihm die Commission aufgetragen, daß er dem fürstlichen Kammermeister im Namen Bürgermeisters und Rates zu Schildburg die Summe Geldes in einer verschloßenen Satteltasche liefern solle, und wurde ihm die Satteltasche

samt Schlüßel dazu alsofort eingehändigt. Der Hirte versprach, er wolle fleißig ausrichten, was ihm befohlen sei. Allein unterweges sprengeten das unbewaffnete Männlein, welches wol der Kühe aber nicht des Geldes hüten konnte, einige Parteigänger an, und nahmen ihm die Satteltasche samt dem Gelde ab. Der Kuhhirte gieng also wieder zurück und klagte, wie es ihm ergangen sei, daß die Satteltasche weg sei. Aber zumal tröstete er doch Bürgermeister und Rat, und bat, sie wollten sich so sehr nicht betrüben. Denn, sagte er, ich habe den Schlüßel noch zu der Satteltasche, sie können doch nicht bei das Geld kommen.

Ein guter Kuhhirte ist darum noch kein guter Geldhüter, weil er ein guter Kuhhirte ist, und ein guter Hüter seines Handwerkes, seines Geschäfts oder seiner Wißenschaft ist darum noch kein guter Hirte der öffentlichen Angelegenheiten, kein guter Staatsmann. Die Schildbürger haben das zu ihrem Schaden schon vor vielen hundert Jahren lernen müßen; ob wir es hinter den Schildbürgern her wol auch noch lernen werden, auch zu unserem Schaden? An Schildburger Kuhhirten fehlt es uns nicht, die sich selbst zu großen Dingen anbieten, was der Schildburger Hirte nicht einmal that, und die bei dem größten Schaden den sie anrichten, eben so getrost bleiben, wie der Kuhhirte zu Schildburg blieb. Er hatte ja den Schlüßel. Und wenns bei uns noch so arg drunter und drüber geht, unsere Kuhhirten trösten uns damit: sie haben immer noch den Schlüßel zu der Satteltasche, jetzt Portefeuille genannt, und kann niemand bei unser Geld oder an unser deutsches Reich kommen.

14. Misverständnis.

Durch die Grafschaft Teklenburg zog einsmals ein fahrender Schüler, welcher von den Seestädten herkam und des Weges gen Paris wanderte, dort zu studieren, denn dazumal gab es in Deutschland noch wenig oder gar keine Universitäten, und Paris hatte den höchsten Ruhm der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit, also daß die jungen Leute aus den entferntesten Gegenden und unter großen Beschwerden dorthin giengen, sich Weisheit und Gelehrsamkeit zu holen. Besagter junger Student zog auch gar armselig und beschwerlich seine Straße, denn er war von armen Eltern, so hatte er auch des Zehrgelds nicht überflüßig und durfte sich in die großen Wirtshäuser nicht wagen, suchte deshalb die kleinen Schenken so am Wege lagen auf. Also kam er denn auch in eine Bierwirtschaft, welche unfern des Städtleins Rheda gelegen war, da zu übernachten. Dem Wirt aber war dieser Gast nicht recht, der nicht mehr denn ein Krüglein saures westfälisches Bier verlangte, schnauzte ihn an, und hieß ihn sich aufs Heu legen. Die Wirtin aber, eine alte gutmütige und einfältige Frau, hatte heimliches Erbarmen mit dem Fremdling, der ihr so fromm und ehrbar vorkam, gieng zu ihm und fragte ihn, wohin er wolle? wie weit er noch zu reisen habe? und was er für ein Gewerb treibe? Der Gast antwortete, er wolle nach Paris zu, dort alle Lehren der Weisheit und irdischen und himmlischen Glückseligkeit zu holen und wieder mit in seine Heimat zu nehmen. Ach lieber Gott, sprach das Weib, Ihr wollt in das Paradies?

und wißt den Weg? das wäre gut, ich habe bis dahin noch niemanden in Erfahrung gebracht, der lebendig dahin zöge oder Botschaft heraus brächte. Mein voriger Mann, dem Gott genad, ist vor etlichen Jahren auch hinein gezogen, aber doch zuvor gestorben. Was mir derselbige an Gütern hinterlaßen, bringt dieser, den ich jetzo habe, mit Spielen, Saufen und Ludern schändlich um, und so ich nur ein Wort darein rede, werde ich zu meinem Schaden noch erst übel geschlagen. Damit er nun nicht alles durch die Gurgel jage, so hab ich mir fürgenommen, etliche Röcke, Silbergeschmeide und ein paar hundert Gulden, so ich noch mit Kummer verberge, meinem ersten Mann bis auf unser Beider Zusammenkunft ins Paradies in Verwahrung zu schicken. Wenn Ihr nun solches also, daß es niemand erführe, mitnehmen und meinem Mann bringen wolltet, dürftet Ihr für einen guten Lohn von mir nicht sorgen. Der gute Bruder verstund wol, daß sich ihm jetzt das Glück zuneigen wollte, sprach deshalb: Von Herzen gerne, was Ihr mir gebt, will ich verwahren, als wenn es mein eigen wäre. Also stund das Weib in der Nacht auf, richtete dem Manne im Paradies zu, was sie sich vorgesetzt, Röcke und Hemden und Silbergeschirr und zweihundert Gulden, gab solches dem guten Gesellen, und dieser zog damit hinweg, behielt es wie er verheißen, als sein eigen Gut, ist aber auf dem Rückwege von Paris in dem Städtlein Rheda in der Grafschaft Teklenburg nicht wieder gesehen worden, also daß man bis auf diesen Tag nicht wißen kann, wie er seine Botschaft im Paradiese ausgerichtet hat.

Dieses Misverständnis ist dazumal nur mit Einem passiert und es war nur eine alte dumme Frau, die dem Paradiesfahrer ihre Habseligkeiten mitgab, denn das Zeitalter der Misverständnisse war noch nicht angebrochen. Heut zu Tage glauben es Tausende, daß man mit lebendigem Leibe in das Paradies fahre, nämlich in das Paradies der freien Republik (von einem Paradies jenseits wißen Tausende heut zu Tage so wenig, wie das alte Weib im Städtlein Rheda), und es gibt Tausende, und nicht bloß alte Weiber, welche den heutigen Paradiesesfahrern nicht allein ihre Habe, sondern auch Leib und Seele mitgeben. Ob sie klüger sind, als die alte Frau in der Grafschaft Teklenburg, weiß ich nicht zu sagen. So viel aber ist gewis, daß von dem, was die Paradiesesfahrer des neunzehnten Jarhunderts der Misverständnisse sich in das Paradies ihrer Glaubigen von diesen haben mitgeben laßen, bis daher noch ebenso wenig wieder etwas zum Vorschein gekommen ist, als von den Röcken, Hemden, Silberstücken und Gulden, die aus Rheda in Westfalen in das Paradies des 15. Jarhunderts sind mitgegeben worden. Botschaft aus dem neuen Paradies wird auch noch erwartet. Aber das Weiblein in Rheda hat umsonst darauf gewartet bis an ihren Tod.

---

15. Heinz mit der Nebelkappe.

Im Frankenland liegt ein Dorf, heißt Schnepfenreut, darin saß ein reicher Bauer, der nur einen einzigen Sohn hatte. Als derselbe achtzehn Jahr alt war, starb der alte Bauer und Heinz der Sohn erbte das große Bauerwerk, aber nicht den rechten Bauernverstand, denn

es stund sein Sinn nach höheren Dingen als ein Bauersmann in Schnepfenreut zu bleiben, so er doch gar unerfahren und tölpisch war und von der Welt noch nichts gesehen hatte, als zu Zeiten den Jahrmarkt in Nürnberg. Aber die Nürnberger Häuser und das Stadtleben hatte ihm wolgefallen, und Heinz wurde eins mit sich, alles zu verkaufen was er in Schnepfenreut besaß und ein Bürger zu Nürnberg zu werden. Die Nachbarn rieten ihm treulich ab, und meinten, die Stadtleute wären für ihn zu verschmitzt und verschlagen, und er zu einfältig für die Stadtleute, auch könne er kein Handwerk und keinen Kram und werde sich also nicht nähren können. Aber Heinz ließ sich nicht raten, sprach: wer will mirs wehren? nähren will ich mich schon, hab ich doch Gut und Geld genug! Also that Heinz sein Feierkleid an, seinen ledernen Goller und rote Hosen, schob zwölf Gulden in die Tasche, setzte seinen neuen Hut auf mit einem Busch Hahnenfedern besteckt, und wanderte gen Nürnberg in ein Wirtshaus, sich das Stadtleben einmal zu versuchen. Im Wirtshaus setzte er sich groß und breit hin, ließ sich einen Imbiß bringen, und zälte derweil zum Zeitvertreib seine zwölf Gulden auf den Tisch, daß es klingelte, zälte sie zweimal und zum drittenmal, und dünkete sich nicht wenig, schaute sich auch trutziglich um, als wollte er sagen: bin ich nicht der reiche Heinz von Schnepfenreut, der Bürger hier in Nürnberg werden will? Als aber der reiche Heinz von Schnepfenreut zum drittenmal die Gulden hatte klingeln laßen und zum drittenmal sich verwogen umschaute, da rückten aus der Ecke heraus zween Gesellen, die wol

sahen, daß da ein neuer bunter Vogel ausgeflogen sei, der sich gut möchte rupfen laßen. Also machten sie sich an ihn mit Fragen, was für ein Gewerb er habe, und erfuhren denn gar bald, daß er in Nürnberg sich niederzulaßen gedenke, aber noch nicht wiße, mit welcherlei Handel oder Hantierung er sich nähren wolle. Wenn du verschwiegen wärest, sagten die Schelme, so wollten wir dich wol lehren, dich mit unserem Gewerb zu ernähren. Heinz wurde neugierig, und je neugieriger er wurde, desto mehr hielten die Landfahrer mit ihrem Geheimnis zurück, rühmten jedoch je länger je mehr die Wunder ihrer Kunst, also daß es Heinzen am Herzen brannte mehr noch als es ihn in Schnepfenreut gebrannt hatte, nach Nürnberg zu kommen. Endlich rückten sie denn mit großer Heimlichkeit heraus: sie seien durch die blaue Blume in den Venusberg gelangt, und hätten von da jeder eine Nebelkappe mitgebracht, so denjenigen, der sie trage, unsichtbar mache; damit komme man hinter alle Geheimnisse, und gewinne Geld bis an den Tod, vollauf und mehr als man brauche bei Leibesleben. Sie brauchten zusammen jedoch nur eine Nebelkappe, und die andere wollten sie ihm ablaßen. Eilig zälte ihnen Heinz seine zwölf klingenden Gulden hin, und empfieng dafür ein Käpplein, so etwa zehn Pfennig wert war, ließ auch sofort ein gutes Mahl, gebratene Hühner und Fische und guten Wein auftragen für sich und für die Gesellen aus dem Venusberg. Als diese wol gegeßen und gezecht hatten, huben sie sich davon und sagten Heinzen, jetzt solle er die erste Probe mit dem Nebelkäpplein machen; nach einer Stunde oder zwo solle er

auch von dannen gehen und weder der Wirt noch sein Gesinde würde es merken. Heinz that ihm also, setzte sein Helekäpplein auf und meinte, es sehe ihn niemand; nach einer Stunde schritt er wolgemut nach der Stubenthür und durch den Hausern nach der Hausthür. Aber der Wirt meinte, und darin hatte er nicht Unrecht, Heinz wolle sich ausdrehen, schrie ihm also nach: er solle erst seine Zeche, sieben Pfund nürnbergisch für sie drei, bezalen. Als aber Heinz aus Schnepfenreut im guten Glauben, daß niemand ihn sähe, fürder schritt über die Thürschwelle, da fuhr ihm der Wirt in das Haar und ein Knecht nach dem rechten und der andere nach dem linken Arm, und zerbläueten ihn mit Fäusten, daß es Heinzens unsichtbarer Rücken wol fühlte, und er kaum das Leben davon brachte. Also gieng er wieder nach Schnepfenreut, warf sein Nebelkäpplein weg, schickte dem Nürnberger Wirt seine sieben Pfund nürnbergisch, denn er mochte nicht wieder hinein nach Nürnberg, blieb fortan in Schnepfenreut und wurde ein Bauer in Schnepfenreut, wie sein Vater auch gewesen war.

Guter Freund bleib du auch ein Bauer in Schnepfenreut, oder wo du sonst wohnst, bleib von den Landfahrern, die dir von der blauen Blume der allgemeinen Volkssouveränetät vorschwatzen, laß dir die Nebelkappe der Republik nicht aufsetzen und denke, daß du die Zeche bezalen mußt und noch Schläge dazu einstecken kannst!

---

16. Der Gast im Sack.

Einsmals machte ein junger Handwerksgeselle seinen ersten Ausflug, und obwol er noch nicht recht flücke

war, so dachte er dennoch durch die Welt zu kommen; einen Pfennig im Geldbeutel hatte er auch nicht, ja eigentlich nicht einmal einen Geldbeutel, meinte aber mit seinem Handwerk genugsam verdienen zu können. Nachdem er einige Tage auf gut Glück dahin gewandert war, kam er nach Erfurt und trat daselbst in eine gute Herberge, wo auch andere ehrliche und stattliche Gäste eingekehrt waren und sich eben zum Nachteßen niedersetzen wollten. Der junge Gesell ohne Geldbeutel und Geld hätte gern mitgegeßen, denn er war hungrig und sehr müde und dachte: o wer dich doch jetzt zu Gaste lüde, welchen großen Gefallen thäte er dir! Aber es lud ihn niemand, so lud er sich selbst. Auf gut Glück wagte er es, setzte sich zu den andern Gästen und dachte: nun, man wird mich doch darum nicht henken! Und so ließ er sich das Nachteßen wol schmecken, bis es dann an das Aufheben und damit auch an das Bezalen kam. Jeder Gast zalte seine Zeche, aber als der Wirt auch an ihn kam und zween Groschen von ihm forderte, da antwortete der junge Gesell: „Herr Wirt, ich habe kein Geld, bin über Feld gekommen und habe meines Geldbeutels daheim vergeßen.“ Der Antwort war der Wirt sehr unfroh, und fragte den Gesellen, wie er denn ohne baare Pfennige so kühnlich unter stattliche Gäste sich setzen geburft? Wart, sprach er, du unflücker Bub, dich will ich Mores lehren! Dem guten Gesellen ohne Pfennige war fast übel zu Mut, und dachte nur daran, wie er aus dem Wirtshaus käme; hinein wollte er schon gern nicht wieder kommen. Aber mit dem Hinausgeraten war es also bestellt, daß der Wirt an der Stubenthür

saß, und mit bösen Blicken des Gesellen hütete, so daß er nicht entrinnen konnte. Nachdem nun die andern Gäste einer nach dem andern ihre Schlafstätte hatten angewiesen erhalten, da kam der Knecht des Wirts herein und warf einen Mehlsack in die Stube. Der Wirt aber erhub sich und sprach zu dem Gesellen: Steig du in den Sack da! Der Geselle weigerte sich und bat und flehete, aber der Wirt und seine Knechte dräueten so ernstiglich, daß er wol mußte, was er doch nicht wollte; er stellte sich in den Sack, und der Wirt zog ihm den Sack über dem Kopf zusammen, band ihn oben zu und legte ihn dann auf den Fußboden. Gar jämmerlich und mit Weinen und Klagen rief nun der Gast im Sack alle lieben Heiligen an, denn er dachte nicht anders, als der Wirt wolle ihn in die Gehra tragen und darin ersäufen. Aber der Wirt sprach: Halt das Maul und reg dich nicht, Näscherei will ja Schläge haben; lachte dazu sehr und legte sich ins Bett. Nun war zwar das arme Gesellchen im Sack wieder getröstet, aber er lag doch gar hart und krumm, konnte sich in seinem Mehlsack weder strecken noch wenden, ja nicht einmal recht Atem holen, zuckte also darin herum, wie ein gefangener Hase in der Waidtasche; der Schweiß brach ihm aus vor Brast und Unruhe, dazu zog und riß ihn der Krampf; brachte also die Nacht zu, ohne ein Auge zuzuthun, und die Nacht deuchte ihn lang genug zu sein. Als aber der Hahn krähete und er hörte, daß die Hausmagd aufstund, rief er diese um Hülfe an, gar kläglich und fast beweglich. Zuerst wollte sie nichts davon wißen, weil der Hauswirt so gar ein jähzorniger Mann sei, doch ließ sie

sich endlich erbitten auf eine Viertelstunde, damit er sich nur einmal strecken möge. Aber kaum war er herausgeschloßen und hatte nur einmal sich gereckt, so hörte er mit großem Schrecken, wie in der Kammer der Wirt hustete, aufstund und sich anthat. Die Magd hieß ihn alsbald wieder in den Sack schlüpfen und als er nicht gleich wollte, hub sie an zu bitten und zu versprechen, gab ihm auch einen Zwölfer, darum, daß er alsogleich wieder in den Sack führe, und er fuhr abermals in den Sack, den sie dann wieder geschwind über ihm zuband; dachte er doch: nun, es ist ja nur um eine halbe Stunde oder drei Viertel zu thun; hast du doch dafür auch einen Zwölfer. Aber die Magd reuete ihr Zwölfer, als der Gast glücklich wieder im Sack steckte, gieng also hinaus und kam mit der Ofenkrücke wieder, maß sie dem Gesellen einmal und zweimal und zum drittenmal über den Rücken an mit aller Kraft und sprach: lang mir den Zwölfer heraus, oder ich will dich noch beßer bläuen. Jetzt erst wurde dem Gesellen im Sack fast schlimm zu Sinn, und er steckte den Zwölfer durch ein Loch im Sack, auf daß er nur der Streiche mit der Ofenkrücke abkäme. Mit Lachen gieng die Magd von dannen, und mit Lachen kam nunmehr der Wirt, wünschte dem Gesellen einen guten Morgen und fragte, ob der Gast auch sanft geschlafen habe? Aber der Gast seufzte nur und konnte keinen Bescheid sagen auf den Morgengruß. Da that der Wirt den Sack auf und sprach: laß dir das eine Warnung sein; auf ein solches Nachtmal gehört billig ein solches Nachtlager. Der Geselle aber packte still sein Geräte zusammen und gieng seines Weges.

Merke: Wenn du das Geld nicht hast, ein gutes und lustiges Leben mitzumachen, so bleib von dem guten und lustigen Leben, und wenn du den Verstand nicht hast, mitzusprechen, wo Klügere zu Rate sitzen, so bleib von der Beratung und sei so gütig und schweig still (halt dein Maul); sie stecken dich doch sonst in beiden Fällen in den Sack, und das mit Recht. Hast du aber einmal im Sack gesteckt, so werde klug, wie derjenige klug geworden ist, der einmal eine böse Nacht hindurch in Erfurt im Sacke gesteckt hat. Das ist nachher ein gar ehrbarer Mann geworden, den wir noch heut zu Tage nach dreihundert Jahren mit Ehren und Freude nennen, wenn er gleich nur ein Schuhmachermeister war und geblieben ist bis an seinen Tod. Er ist in Nürnberg geboren und gestorben, hat uns diese Historie aus seinem Leben selbst erzält, und war Hans Sachs geheißen.

---

17. Die Wolfsbrücke.

Vor langen Jahren und in den alten Zeiten, da noch überall viel Gehölz und Wald war, nicht allein mehr als in Sachsen und Schwaben, sondern auch viel mehr als hier im Hessenland jetzt noch ist, also daß, wie man sprach, das Eichhörnchen sieben Meilen weit über die Bäume laufe, und da auch noch mehr Freiheit im Holzmachen und Holzsuchen war, als heut zu Tage sein kann, da gieng einsmals ein Holzarbeiter aus in den Wald, sich einen Baum oder zwei zu seinen Arbeiten auszusuchen und zu fällen. Gleich vorn im Walde stunden gar schöne schlanke Föhren und hohe

Eichen, aber es bedäuchte den Holzmann, er sähe weiter hinein in dem Walde noch viel schönere, schlankere und höhere Bäume stehen. Und so war es; Hunderte von Fichten links und Hunderte von Eichen rechts, immer eine schöner und kräftiger als die andere, stunden um ihn her, und jede schien ihm zuzusprechen und ihn anzulocken, sie abzuhauen. Aber noch tiefer in den Wald hinein meinte er noch schönere zu sehen, und immer noch schönere und beßere Bäume, und es war ihm immer noch kein Baum gut genug — immer tiefer gieng er in den Wald hinein, und immer wählerischer wurde er und immer begehrlicher, also daß er meinte, er müßte noch den allerschönsten Baum im ganzen weiten wilden Walde finden, und den wolle er sich dann abhauen. Aber als er nun an den vielen hundert schönen Bäumen vorüber schon ganz tief in die Waldesöde hineingeraten, und eben am eifrigsten darüber aus war, den allerschönsten Baum zu suchen, mitten in der tiefsten, dunkelsten Waldeseinsamkeit — sieh da kam aus dem finstern Dickicht ein ganzer Haufe Wölfe auf ihn zugesprungen, denn dieser bösen Holzgäste waren damals alle Wälder voll. Der Holzarbeiter lief was er laufen konnte, und die Wölfe hinter ihm drein, und er fieng schon an, den allerschönsten Baum zu vergeßen. Da kam er an einen Weg und ins Lichte, und an einen Waldstrom mit einer Brücke, also daß er herzfroh war, und über dieser Freude auch schon der schönsten Bäume eben nicht mehr gedachte. Aber in der Mitte war die Brücke durch den Eisgang des letzten Winters zerbrochen und noch nicht wieder gebaut, aber er stund nun schon auf der Brücke

und durfte nicht umkehren, ohne daß er den Wölfen, welche dicht hinter ihm waren, gerade in die Zähne gelaufen wäre. So sprang denn der Mann, dem kein Baum gut genug gewesen war, ins Waßer, vergaß gute und schlechte Bäume miteinander, und versuchte seine Kunst im Schwimmen, und hätte seine Axt gern auch dieselbe Kunst gelehrt, wenn sie es hätte lernen mögen, zumal wenn er selbst solche Kunst recht hätte üben können. Aber des Stromwaßers Kraft war stärker als des Mannes Kunst; und es trieben ihn die Fluten statt hinüber an das Ufer immer weiter und weiter abwärts bis weit hinaus aus dem Walde in das Freie, wo der Fluß schon zwischen Weinbergen hinströmte, also daß er zuletzt seine Sinne verlor, und eben im Untersinken und Ertrinken war. Da fuhren eben Fischer auf dem Waßer, sahen den Ertrinkenden, schlugen ihre Netze nach ihm aus, und zogen ihn also mit den Fischgarnen an das Trockene. Da schüttelten und rieben sie ihn denn, bis er wieder zu Atem und Leben kam, und da er von der Not und Angst und von dem Zappeln im Waßer und von der Ohnmacht gar kraftlos war, richteten sie ihn mitleidig an einer alten Weinbergsmauer auf, gaben ihm einen Bißen Brod und fragten ihn, wie er in das Waßer gekommen sei? Da fieng denn der Holzmann an, von seinem Holzsuchen und von den schönen Bäumen und von den Wölfen und von der Wolfsbrücke und von dem Waßer so gewaltiglich zu erzälen, daß er fast hart an die alte wankende, nur aus übereinandergelegten Steinen bestehende Weinbergsmauer stieß; die Mauer wankte einmal und noch einmal — dann brach sie zu-

sammen und schlug den Holzmann zur Stelle todt, der eben dem Waßer und vorher den Wölfen glücklich entkommen war. Also war ihm kein Baum recht und gut genug, als der, aus dem ihm die letzten sechs Bretter zusammengefügt wurden; auf dem Kirchhofe der nächsten Feldkapelle haben ihn die Fischer begraben.

Die Geschichte steht schon in dem Buche, welches der alten Weisen Exempelbuch genannt und jetzt vor mehr als dreihundert und funfzig Jahren gedruckt worden ist; zu der Zeit als der Schreiber des Buches lebte, hat sie sich zugetragen, und derselbe Schreiber hängt schon dazumal sein Merke also an diese Geschichte: Laß dich begnügen an dem was Gott dir darbeut, und danke dem reichen Gott auch für das Geringe, das zur Notdurft Leibes und Lebens auslangt; so du aber dasselbe geringe Gut wirst in den Wind schlagen, und nach höheren Gütern trachten, viel wälen und dem nachhängen allezeit, was du dir erringen und erraffen könntest, so sollst du wißen, daß du dich damit in viel Gefährlichkeit begibst, und wird dir Unglück zuschlagen, daran du nicht denkst, eins über das andere, denn ein Unglück ziehet ihm allezeit das andere nach, also daß du zuletzt um Ehr und Gut und Leib und Leben kommen magst.

Ob es wol mit den Freiheitsbäumen unseres neunzehnten Jarhunderts so gar viel anders bestellt ist, als mit den Waldbäumen des fünfzehnten? Damals wußte man nur von einem Holzmann zu erzälen, der ausgegangen war, zu suchen und zu wälen, um unter die Wölfe und auf die Wolfsbrücke und unter die Waßer-

wogen und unter die Weinbergsmauer zu geraten; ich fürchte nur, wir werden im neunzehnten Jarhundert von vielen Freiheitsmännern zu erzälen haben, welche vom Baum der Freiheit zum Baum der Republik und zum Baum der Revolution und zu den Bäumen der allgemeinen Güterteilung und des Communismus fortgegangen sind — vielleicht auch von allerlei Wölfen, allerlei zerbrochenen Brücken, allerlei Waßerwellen und allerlei Weinbergsmauern; alles in seiner Art.

---

18. Drei Diebe auf dem Dache.

Im Morgenlande, wo die Häuser platte Dächer haben, werden die meisten Diebstähle und Einbrüche auf die Weise verübt, daß die Diebe von einem Dach auf das andere steigen, und dann zusehen, wie sie von dem Dach herab etwa in ein Fenster gelangen können, um durch dasselbe einzusteigen. Also stiegen denn auch einsmals drei Diebe auf ein Dach, tappten darauf herum und sahen zu, wie sie ein Fenster oder eine Luke finden möchten. Der Hausmann hörte sie herumtappen und suchen, sprach also leise zu seiner Frau: sie möge ihn doch mit lauter Stimme fragen, wie er zu seinem Geld und Gut gekommen sei? Die Frau that wie der Mann begehrt hatte und fragte ihn also laut, daß es die Diebe durch den dünnen Breterboden, auf dem sie herumgiengen, gar wol hören konnten, was Mann und Frau mit einander sprachen. Der Mann antwortete eben so laut, er könne und dürfe das nicht sagen; je mehr er aber sich weigerte, desto lauter und dringlicher verlangte die Frau, daß er es sagen sollte.

Die Diebe horchten ganz still zu, da sie hofften, sie würden dabei auch wol erfaren, wo der Mann sein Geld und Gut liegen habe. Endlich ließ sich der Mann herbei, der Frau Antwort zu geben und sprach: Der weise Mann spricht zwar, du sollst was du verschwiegen haben willst auch Der nicht sagen, die in deinen Armen ruhet, aber dir kann ich schon nichts abschlagen. So wiße denn, daß ich mein ganzes Gut vom Stehlen habe. Vom Stehlen? sprach die Frau. Wie hast du das gemacht? Ich bin, sprach hinwiederum der Mann, auf die Dächer gestiegen, aber nur, wenn Mondschein war, wie heute Abend eben Mondschein ist, und wenn die andern Diebe, die nichts Rechtes verstehen, nicht auf das Stehlen ausgehen. Da sprach ich denn einen Segen, den ich von einer alten Diebesmutter schon in meiner Jugend gelernt hatte: Ripp Rapp Rupp, Stilem Stalem Stulem, leicht ab und auf ist bei Nacht guter Kauf, und sprach solchen Segen siebenmal, und dann faßte ich herzhaftiglich den Mondschein mit beiden Armen uud ließ mich an demselben hinab zum Fenster, in dem er eben glimmerte, nahm dann was ich konnte, sprach meinen Segen aber sieben mal, und stieg alsofort an dem Mondschein wieder hinauf. Die Frau ließ sich den Segen noch einmal und zum drittenmal sagen, also daß die Diebe ihn wol verstehen mochten. Flugs sprachen auch sie den Segen, richtig siebenmal, faßten herzhaft den Mondschein an und kamen alsofort im Haushofe an, mit einem Gepolter als wenn der Donner in das Haus schlüge. Und der Hausmann war alsofort auch dabei, ohne

Segen und Mondschein, aber mit einem derben Prügel, fiel über die Zerschlagenen und Lahmen her und bläuete sie weidlich durch, also daß sie das Wiederkommen vergaßen.

Die dummen Diebe im Morgenland in alter Zeit glaubten an den Diebessegen uud an den festgemachten Mondschein. Unsere Welt, die neue im Abendland, ist nicht dumm, sondern sehr klug, will auch nicht stehlen, welches sehr „unsittlich“ wäre, sondern höchstens ein wenig theilen, glaubt auch weder an Diebessegen noch an festgemachten Mondschein, weder an Gott noch an den Teufel, denn sie ist gar nicht abergläubisch. Aber an Worte glaubt sie, an Worte, die nun wieder den Morgenländern beinahe klingen wie Stilem Stalem Stulem, als da sind liberté, égalité, fraternité, oder „Organisation der Arbeit“, oder „das brechende Auge der Freiheit“, oder „verthierte Söldlinge einer blutdürstigen Camarilla“, oder „allgemeine deutsche Republik“, welches letztere Wort ganz besonders leicht auszusprechen und auch sonst sehr gut ist. Und mit diesen Worten soll die allgemeine Glückseligkeit auf Erden fest gemacht werden, also daß man daran hinab und hinauf steigen mag nach Belieben und Herzenslust zu allen Gütern und Schätzen darnach uns lüstet. Das wollen denn nun wieder die Morgenländer nicht glauben. Ach die dummen Morgenländer!

---

19. Die Spruchsprecher zu Straßburg.

Noch bis vor hundert Jahren gab es in den Städten, zumal in Oberdeutschland, Spruchsprecher

das heißt, Leute, die sich eigens damit beschäftigen, bei den Festen in der Stadt und in den Häusern der Bürger, als bei den Bürgermeister- und Ratswalen und den großen Bürgermeistereßen, bei Hochzeiten und Kindtaufen Glück zu wünschen in wolgemeinten, wenn auch nicht allezeit wolgelungenen Versen und zierlichen Reimlein, dabei denn auch das Aemtchen eines Hochzeitbitters und Kindtaufbitters, je nachdem es kam, auch eines Leichenbitters versahen, und sowol dem edlen Rat als gemeiner Bürgerschaft zu guten Diensten und mannigfachen Ergetzlichkeit dienlich und willig waren. Manche von ihnen konnten auch nicht gar uneben auf der Geige oder Zither spielen und dazu singen, und diese waren dann zwiefach angenehm. So hatte denn auch einsmals die Stadt Straßburg, welche zu der Zeit noch eine Stadt des deutschen Reichs und nicht eine französische war einen solchen Spruchsprecher von absonderlicher Geschicklichkeit, sowol im Versemachen, als in witziger und scherzhafter Rede, im Geigenspiel, Schwegel- (Pfeifen-) blasen und Gesang. Ueberall war er gern gesehen, auf der Ammeisterstube wie am Bubeneck, in der ehrbaren Kindtaufgesellschaft wie am Tanz der jungen Gesellen und Mägdlein und in den Spiel- und Zechgelagen der lustigen Brüderschaften. Zumal in den letzteren war der Spruchsprecher sonderlich gern und oft daselbst zu finden, zuweilen auf, aber doch noch öfter unter der Bank. Denn er war ein naßer Knabe und das Geld hielt sich nicht bei ihm, wiewol er dessen viel verdiente, auch der Wein nicht, und wenn man ihm noch so viel vorsetzte, denn er trank allezeit aus, was ihm eingeschenkt

wurde. Sogar die Kleider hielten nicht aus, denn was er bei Tag gewann, das mußte die Nacht daran, konnte also keine Kleider kaufen, da er nur bei Nacht Geld hatte, und bei der Nacht keine Gewandschneiderladen offen stunden. Seine Schuld war es nicht. Darum gieng er denn mitunter gar zerschlißen und zerrißen, eher einem Bettler ähnlich als dem gerngehörten Spruchsprecher der Reichsstadt Straßburg. Da wurde ein weiser Rat der Reichsstadt einig, ihm zu Neujahr einen neuen Rock zu schenken, seinen künstlichen Gesängen und Schwänken zum Lohn, daß er ihn sollte einem edlen Rate zu Ehren tragen, in Gegenwärtigkeit der edlen, ehrbaren und ehrenfesten Gäste, deren viel nach Straßburg zu kommen pflegten, wenn er berufen wurde, vor ihnen seine Sprüche zu sprechen, seine Schwänke vorzutragen und seine Gesellenliedlein zu singen. Er nahm den Rock mit Dank an, dichtete alsbald einen Lobspruch auf einen edlen und weisen Rat und auf die Stadt Straßburg, den er mit großem Beifall erst auf der Ammeisterstube und hernach noch zu vielen Malen in den anderen Tavernen vortrug, und es ließ sich so ansehen, als sei aus dem Spruchsprecher ein ganz anderer Mensch geworden. Aber ehe sechs Wochen ins Land gelaufen waren, war der Rock verspielt und vertrunken oder beides, genug er war verkauft, und der Spruchsprecher schlotterte wieder in seinen alten Lumpen einher, das verdroß einen edlen und weisen Rat, ließ derhalben den verspielten Weinzecher vor sich fordern und sprach zu ihm durch des Ammeisters Mund gar unliebliche Worte: Hat dir nicht, du lose Weingurgel,

ein edler und weiser Rat den Rock geschenkt aus Gunst, dich deiner Armut zu wehren, daß du den Rock dem Rat zu Ehren tragen solltest? Und nun hast du ihn schon jetzt, da er noch ganz neu ist, schon verdemmt und verschlemmt, du unverschämter Bock? Schäm dich in dein Herz hinein! Aber der Spruchsprecher sah demütiglich zwar, doch ganz getrost zu den erzürnten Herrn hinauf und sprach: Ehrenwerte, auch feste und hochgebietende Herren, bedenkt Euch recht, ehe Ihr mich schmähet, leicht möchte es sein, daß ich unschuldig wäre und Ihr selbst Euch zu schämen hättet. Ihr Herren im Rat allesamt handhabt und regiert Straßburg, die große Stadt, haltet die Aemter aufrecht so zu Diensten dieser Stadt gereichen, gebietet über viel Tausend an Geld und Geldeswert und sorgt, daß nichts verloren gehe, führet zudem das Regiment auch über das Land im Umkreiß der Stadt; könnt ihr denn nicht einmal einen Rock ohne Gefährde halten, der doch kaum fünf Thaler wert ist? Ich für mein Theil habe nie nichts behalten können, habe solche Kunst nicht gelernt, auch solchen Beruf und Amt dazu nicht wie Ihr; meinen Geldseckel kämmen die Kartenblätter aus, und was etwa noch darin bliebe vor den Karten, das spült der Wein rein hinweg, uud hat ein edler und weiser Rat vorhin schon wol gewußt, daß ich nicht anders genannt bin denn der volle Sprecher; wie wollte ein edler und weiser Rat, der alle Dinge wol erwägt und zur Gerechtigkeit über dieser Stadt sitzt, mir die Schuld geben? Ich bitte um Gnade und Huld, edle und feste Herren, und hoffe, daß sie mir von Euch nicht soll versagt werden.

Und ein edler und weiser Rat lachte der Rede des Spruchsprechers, ließen ihn also mit Frieden ziehen und in seinen Lappen gehen wie zuvor.

Laß die Sudelbrüder in ihrem Sudel, hat der weise Mann seinen Sohn gelehrt, und bekehre nicht an Spielern und Trunkenbolden, sie kennen keine Ehre, wollen auch keine, und so bringst du dich nur um deine eigene. Gehts dabei nun friedlich und lustig zu, wie dießmal, so mags immer sein. Aber es geht nicht immer so zu, und es ist einmal die Art derer, die nicht viel taugen, daß sie denjenigen, von denen sie getadelt werden, die Schuld ihres Unrechtes geradezu ins Gesicht werfen. Wenn du solches einmal thun siehst oder hörest, so merke, daß diesen Leuten nun und nimmermehr zu helfen ist.

---

20. Treue.

Horik, ein dem Christentum feindseliger Dänenkönig, jetzt vor tausend Jahren, wurde für das Christentum gewonnen durch die Treue des Dänenapostels Ansgar und seiner Begleiter; diese edelste Eigenschaft des deutschen Volksstammes fand er in ihrem vollen Glanze bei diesen Verkündigern des Evangeliums, und empfahl sie deshalb dem Könige Olaf von Schweden mit den Worten: Er habe noch bei Niemanden solche Treue gefunden, als bei diesen Fremden.

Der Arzt Kaspar Peucer, welcher um seines Glaubens willen zehn Jahre lang gefangen saß, wurde von dem Bürgermeister Hieronymus Rauscher zu Leipzig im Verhör gefragt, wie es denn möglich wäre, daß er dem

Kurfürsten (von Sachsen) hätte sollen treu sein, wider den er es doch in einem Artikel der Religion halte? Da antwortete Peucer: Eben diejenigen sind ihrem Herrn am treuesten, die an Gott nicht untreu werden wollen.

Wie Viele sind heute ihrem Gott noch treu, um ihrem Landesherrn treu sein zu können?

---

21. Todesstrafe.

Karl **IX.**, König von Frankreich hatte einen Edelmann, welcher zweimal einen Todschlag begangen hatte und zweimal zum Tode verurteilt worden war, zweimal begnadigt. Als er aber zum dritten Male dieselbe That begieng, und zum drittenmal verurteilt wurde, wollte ihm der König, trotz der inständigen Fürbitten der Verwandten, keine Gnade angedeihen laßen. Während die Fürbitter noch gegenwärtig waren, und dem König heftig anlagen, und der König sie noch heftiger zurückwies, rief mit einem Male der Hofnarr des Königs, der hinter seinem Herrn auf dem Fußboden saß: Und doch hat der König zwei Todtschläge verübt und der Thäter nur einen. Wie so das, du Narr? fragte der König. Wenn Du, antwortete der Narr, dem Thäter die zwei ersten Todschläge nicht vergeben hättest, so wäre der dritte nicht geschehen.

Frage eines Narren im neunzehnten Jarhundert: Wie viel Todschläge verüben wol Diejenigen, welche alle Todschläge insgesamt und den Todschlag selbst dadurch begnadigen, daß sie die Todesstrafe gar aufheben?

---

22. Bankerott.

Als ein General der vereinigten niederländischen Staaten eine Schlacht verloren hatte, meldete er sich bei dem Prinzen Moritz von Oranien, und war sehr besorgt, wie er seines Unfalls halber werde aufgenommen werden. Aber der Prinz, welcher den tapfern und kriegskundigen Feldherrn wol zu schätzen wußte, empfieng ihn tröstlich mit den Worten: das werden die besten Kaufleute, die erst einmal bankerottiert haben.

Aber Kaspar Frowin, welcher zu derselben Zeit Bürgermeister von Elberfeld war, dachte wieder anders von dieser damals landläufigen Redensart, den Bankerott betreffend. Als nämlich im Kaufhause zu Elberfeld auch gesagt ward: es sei keiner ein rechter Kaufmann, der nicht ein oder zwei Mal Bankerott gemacht habe, womit ein solcher Fall, so kürzlich in Elberfeld vorgekommen, sollte entschuldigt werden, da sagte Kaspar Frowin: das wäre eben so viel, als wenn man sagen wollte, es werde niemand zum ehrlichen Mann, bevor er nicht ein oder zwei Mal gestohlen habe.

Heut zu Tage sind wir an den Staatsbankerotten, den finanziellen und den politischen. Mit wem wollen wir es nun in unserem Urteile über diese Staatsbankerotte unserer Zeit halten? Mit Moritz von Oranien oder mit Kaspar Frowin von Elberfeld?

---

23. Ein hanauischer Amtmann.

Philipp Böcklin von der Böcklinsau war seiner Zeit Hanau-Lichtenbergischer Hofrichter und Amtmann

zu Willstädt, und hatte nicht allein einen seltsamen Familiennamen (der übrigens mehrere hundert Jahre lang im Elsaß in Ansehen und Ehren gestanden hat), sondern auch Gedanken, die der heutigen Welt beinahe noch seltsamer vorkommen mögen, als der wunderliche Name.

Diese Gedanken aber waren in der Hauptsache dreierlei.

Zum ersten war er freundlich und dienstfertig gegen Alle, die sein bedurften und ihn ansprachen, und gut Freund mit Vielen, so weit sie Gottes Wort ehrten und sich rechtschaffen erzeigten, aber den Liebsten und Besten, mit denen er auf Leben und Tod zusammenstehen wollte, denen pflegte er zu sagen: er sei ihr deutscher Freund.

Zum andern hielt er nicht viel von der Feder, von den schriftlichen und wie man heut zu Tage spricht, den diplomatischen Verhandlungen, die zu seiner Zeit eben aufkamen. Es lag ihm daran, das wahre Gemüt und die rechte Meinung der Menschen zu erfahren, und beides werde durch die Feder nur versteckt und verborgen; hielt also dafür, daß die Herren unter sich und mit ihren Räten und Unterthanen fein oft mündliches Gespräch pflegen sollten, zumal wenn es sich um die Wolfart von Land und Leuten oder gar des ganzen deutschen Reiches handle.

Zum dritten hielt er nicht jedes mündliche Gespräch für gut, sondern nur das deutsche Gespräch, da einer mit wenigen Worten seines Herzens Grund und die rechte Wahrheit der Dinge offenbare; lange Reden, meinte er, wären eitel Trug der Welschen, unvernünftiges Geschwätz oder böse Lügen.

Zum vierten wollte er die nichts gelten laßen, die viel von sich hielten und sich nicht, wenn sie das Ihrige gethan, bescheiden zurück zu ziehen verstünden, vielmehr immer oben an und vorn hinaus sein müßten. Das seien eitel welsche Gecken, die ihr ganzes Leben lang die ersten sein und alles selbst und alles allein thun wollten. Darum trat er denn, wenn gleich noch rüstig, nach dreißigjähriger rühmlicher Verwaltung seines Amtes Willstädt und seiner Hofrichterwürde, freiwillig zurück, und sagte: er habe der Welt ehrlich und genugsam gedient; es sei aber kein Weltdienst ein rechter Dienst, der nicht mit dem Gottesdienste beschloßen werde. Des Gottesdienstes wolle er fortan pflegen.

Getreuer und fester Herr Philipp Böcklin von der Böcklinsau! Könntet Ihr heute wiederkommen, die Leute heutiges Tages würden nicht einmal glauben, daß Ihr von den Todten wiederkämt, sondern viel eher, daß Ihr aus dem Mond gefallen wäret, denn

1) ist Niemand des Andern Freund, sondern jeder nur sein eigener Freund;
2) gilt die Feder sehr viel und
3) die lange Rede alles; endlich
4) will Jedermann der Erste sein und bleiben, und der Gottesdienst ist gar abgeschafft.

---

24. Vor Alters nicht beßer als heute.

Als vor dreihundert Jahren Herzog Ulrich von Württemberg seines Landes entsetzt wurde, welches dann die Oestreicher (der römische König Ferdinand) einnahmen, waren etliche Amtleute ihres vorigen Herrn so

ganz vergeßen, daß sie geboten, die Unterthanen sollten nicht mehr von ihm reden. Da fragte einer unter den Männern, welchen dieses neue österreichische Gebot vorgelesen wurde: Darf man denn auch nicht mehr an ihn gedenken, oder von ihm träumen? Alsobald wurde der Frager von dem Herrn Amtmann ins Gefängnis gesteckt.

Der damalige Amtmann zu Leonberg befahl sogar einem Steinmetz, er sollte die Hörner, das württembergische Wappen, das über dem Amthause stund, abschlagen, damit man das österreichische Wappen an die Stelle setzen könne. Aber der ehrliche und getreue Steinmetz that es nicht, sondern machte eine Decke darüber. Gleich ließ ihn der Amtmann gefänglich annehmen und fragte ihn, warum er Solches gethan habe? Da antwortete der unerschrockene Steinmetz: Er hätte es darum gethan, weil er den Gedingen (die Hoffnung) habe, die württembergischen Hörner würden die Oesterreicher bald wieder hinaus schlagen. Darüber ward er nun in den Stock gelegt, verblieb auch darin, bis solches wirklich geschah, was er als getreuer Unterthan seines Herzogs gehofft hatte.

Wer hat in Deutschland im vorigen Jahr und bis jetzt am meisten Revolution gemacht, am meisten gehetzt und angeschürt? Die Bürger nicht, und die Bauern gar nicht. Außer den Vaganten, Landstreichern und Literaten fast nur Leute, die in Staatsdiensten standen oder wenigstens Staatsdienste begehrten oder höher im Staatsdienste steigen wollten. Wer vergreift sich noch immer in den allerunehrerbietigsten Ausdrücken an den Königen und Fürsten? Wer hat die regierenden

Herren zu bloßen Schatten und Puppen gemacht und sie selbst dahin gebracht, daß sie in ein solches macht- loses Schatten- und Puppenkönigtum eingewilligt haben? Wer predigt noch fortwährend Republik, sogar rote Republik? Und wer wehrt solchen Leuten ihren Hoch- verrat nicht?

---

25. Der Bauer und sein Schultheiß.

Der Schultheiß in einem Flecken im Rheingau hatte eine Nachtigall vor seinem Fenster hängen, die gar laut und lieblich sang, und darum von allen, welche auf den Gesang hörten, hoch gelobt wurde, als ein gar köstlicher Vogel. Ein Bauer des Fleckens hörte nun zwar den Gesang nicht, denn ihm war es das ganze Jahr einerlei, ob er die Sperlinge pfeifen oder die Nachtigallen singen hörte, vernahm aber wol, daß der Vogel von Allen als gar trefflich und köstlich gelobt wurde, und da seine Gedanken eben nicht weiter reichten, dachte er, es müße dieser Vogel wol gar trefflich schmek- ken und köstlich zu eßen sein, und der Schultheiß halte ihn bloß darum im Vogelbauer, um ihn erst recht fett zu machen und nachher zu braten. Also machte er, der die guten Braten allezeit am liebsten selbst aß, sich bei der Nacht auf, stieg an des Schultheißen Hause in die Höhe, holte die Nachtigall aus dem Käfig, drückte ihr den Kopf ein, und gieng alsofort heim in die Küche, sie in die Pfanne zu legen und zu braten. Aber der vermeinte fette Braten schnurrte zu einem dürren schwarzen Häuflein von eitel Knöchelchen zusammen, und war so hart und stachelicht, daß er nicht einmal durch die Kehle

hindurch wollte. Inzwischen wurde doch Nachforschung gehalten nach der Nachtigall, und den Bauer hatte das dürre schwarze Bröcklein allzusehr verdroßen, als daß er hätte schweigen können. Also kam er denn vor das Bußgericht, welches der Schultheiß selbst mit hegen half und wurde von demselben wie billig zu vier Gulden Schuld und Schaden verurteilt, außerdem aber auf einen Nachmittag in den Stock (das Halseisen) am Kirchhof gestellt, womit dazumal Diebe bestraft zu werden pflegten, und mußte dabei manche Grüße hören, denen er nicht danken mochte, als: ob er denn habe singen lernen wollen, wie eine Nachtigall? und was für Grünes (Salat) er denn zu dem fetten Braten gegeßen? — Er hätte genug daran haben können, aber er hatte noch nicht genug. Sein ganzer Grimm warf sich nun auf seinen Schultheiß, der ihm doch nichts zu leide gethan hatte, wol aber er dem Schultheiß und am Ende sich selbst. Also geht er eines Tages, als wäre nichts weiter passiert, ganz freundlich und gutmütig den Schultheiß an mit der Frage: was denn ein Mann des Fleckens zu bezalen habe, wenn er einen andern wolbekannten Mann desselbigen Ortes mit der flachen Hand ins Gesicht schlage? Der Schultheiß antwortete: das kostet einen alten silbernen Turnos, welches dazumal eine gänge und gäbe Münze und noch lange darnach eine übliche Strafmünze war. Der Bauer legte mit der Linken seinen silbernen Turnos auf den Tisch und gab in demselben Augenblicke mit der Rechten dem Schultheiß einen Schlag ins Gesicht, daß es patschte. Und der Schultheiß mußte vorerst die Maulschelle ungerochen einstecken. Aber die

Sache kam doch, wie Recht war, vor die höhere Obrigkeit, zumal da der Bauer noch immer nicht genug hatte, sondern sich öffentlich seines groben und argen Streichs rühmte und des Schultheißen vor allen Gemeindsmännern spottete. Da ließ ihn denn doch der Oberschultheiß gefänglich annehmen, in den Thurm sperren, und ihm zur Strafe setzen dreierlei zur Wal, wie das in alten Zeiten oftmals geschah: entweder er solle funfzig rohe Zwiebeln nach einander eßen, oder funfzig Streiche auf die bloße Haut leiden, oder funfzig Schillinge an den Schultheißen Buße zalen. Der Bauer wählte die Zwiebeln. Fünf aß er, aber da meinte er, er müße ersticken, das Waßer lief ihm aus den Augen, als sollte er blind werden, schrie also und verlangte nach den Schlägen. Die wurden ihm zu Theil, aber ehe er noch den fünften hatte, sehnte er sich nach den Zwiebeln zurück, und als ihn der fünfte erst gebrannt hatte, schrie er noch ärger denn zuvor, und erklärte sich für die Schillinge; zalte deren also vierzig aus, was ihn sein Paar Ochsen und beinahe Haus und Hof kostete, und nun erst nachdem er alles durchprobiert hatte, die Gulden und das Halseisen, die Zwiebeln, die Hiebe und die Schillinge, nun erst hatte er genug.

So hat es zu allen Zeiten Leute gegeben, deren Sinn nur nach dem Gröbsten und Dicksten steht, und für die schon vor vielen hundert Jahren das Sprüchlein erfunden ist: Was soll der Kuh Muskate? Es muß nicht immer Nachtigallengesang sein, den sie nicht faßen und verstehen; sie hören, begreifen und verstehen noch ganz andere Dinge nicht. Dergleichen Menschen meinen

denn auch, ihnen sei alles erlaubt und für sie alles Recht, sie versuchen alles und setzen alles dran und setzen alles durch, und so dick und grob sie sonst sind, so sind sie doch, wie der Bauer mit seiner Maulschelle klug genug, wenn es gilt, grobe und schlechte Streiche auszuführen. Genug haben sie und gut thun sie erst dann, wenn sie drei bis viermal mit allerlei Feuer gebrannt sind, daß ihnen die Augen übergehen. Sie müßens eben durchprobieren und nur die eigene Haut ist ihr Lehrmeister, der sie endlich in die rechte Schule bringt. So hat es zu allen Zeiten Leute gegeben; ob es aber in unsern feingebildeten, hochaufgeklärten Zeiten noch immer solche Leute gebe — in unsern Zeiten, die sogar die Todesstrafe abschaffen und eine Obrigkeit, welche straft, nicht eben Lust haben anzuerkennen — das ist eine andere Frage. So viel weiß ich, daß wenn ich heut zu Tage nach solchen Leuten zu suchen hätte, ich bei den Bauern nicht den Anfang machte; im Gegenteil, ich fienge ziemlich hoch oben an.

---

26. Ein Handwerk.

Otto Freiherr von Grünrad gehörte zu dem Hofe des Kurfürsten von der Pfalz Friedrich des Vierten, und versah das Amt eines Mithofmeisters bei dem damaligen Kurprinzen. Der Kurfürst aber hielt darauf, daß zu der Tafel des jungen Kurerben allezeit gelehrte, in Staats- und Kriegshändeln wol erfahrene Männer gezogen und ein ernsthaftes Gespräch über wichtige Dinge über Tafel geführt wurde, so daß der junge

Herr in geistlichen und weltlichen Dingen nur das Beste zu hören, und wenn er wollte, zu lernen bekam.

Einsmals wurde nun bei einer solchen Tafel erwähnt, daß die Ausländer von Alters her einen Fuß in Deutschland zu setzen und dasselbe in ihre Gewalt zu bringen trachteten, solches auch eben zu jener Zeit gar hoch zu besorgen sei. Wenn nun Gott solches verhängen sollte, möchte wol mancher ehrliche Mann mit Weib und Kindern ins Elend und von den Seinigen vertrieben werden, gleichwie kurz zuvor in England, Frankreich und Niederland geschehen. Dabei erhob sich denn die Frage, weil in solchen Notfällen ein Handwerksmann stracks überall, wohin er komme, sein Brod verdienen könne, und also beßer fortkomme als ein Gelehrter, dem eben nicht an jedem Ort gleich wieder Gelegenheit zu Dienst und Brod sich darbiete — wie sich denn wol jeder von den Anwesenden in solchem Fall durchzubringen gedächte? Da sagte einer: ich kann fechten; der andere: ich kann Strümpfe stricken — ich kann drehen — ich kann auf der Laute schlagen und so fortan. Als die Reihe an den Freiherrn Otto von Grünrad kam, sagte dieser: Ich weiß und kann kein ander Handwerk, als das liebe Gebet; kann ich mich damit nicht ernähren, so will ich es gleichwol fortan bei dem treuen Gott anwenden, daß er uns also behüten wolle, daß wir der vorgedachten Handwerke nicht bedürfen.

Wer versteht in jetziger Zeit, die doch mit manchen ähnlichen Dingen drohet, wie jene Zeiten, solches Handwerk? Wer kann das Gebet mit eben derselben Sicher-

heit und mit gleicher Gewißheit des Gelingens anwenden, wie der Handwerksmann seinen Hobel und seine Nadel, seinen Ort und seinen Hammer anwendet? Denn so meinte es der fromme Freiherr von Grünrad.



Anhang.

Glauben und Wißen.

(1840.)

Daß seit geraumer Zeit so viel über das Verhältnis des Glaubens zum Wißen geredet wird: ob das Wißen dem Glauben widerstreite oder ihn schließlich gar unmöglich mache, ob der Glaube neben dem Wißen oder unter dem Wißen stehe oder ob umgekehrt der Glaube die höchste Stufe des Wißens sei und was dergleichen mehr ist, das hat zwar in der Hauptsache seinen Grund im Unglauben, im Abfall von der Offenbarung, von Gott und Christus. Aber eine nicht so ganz zu übersehende Veranlaßung dieser, meist ziellosen und stets resultatlosen Verhandlungen liegt auch in dem verwirrenden Sprachgebrauche. Es läßt sich nicht leugnen, daß im gemeinen Leben das „glauben", dem „wißen" ganz gleich, für den Ausdruck eines gewissen Grades der Einsicht oder Erkenntnis, vielmehr der Ueberzeugung oder eigentlich nur des Fürwarhaltens gilt; ja es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß das Wort „glauben" gebraucht wird, um eine niedrigere Stufe der Ueberzeugung oder des Fürwarhaltens zu bezeichnen. Dem

herschenden Sprachgebrauch war es vollkommen entsprechend, daß man ehedem drei Kategorien des Fürwarhaltens aufstellte: wißen, glauben und meinen; wißen sollte das Fürwarhalten aus objectiv zureichenden Gründen, glauben das Fürwarhalten aus subjectiv zureichenden Gründen, meinen das Fürwarhalten aus Gründen, welche weder objectiv noch subjectiv zureichend seien, bedeuten. Es sind später und besonders in der neuesten Zeit andere Definitionen dieser Kategorieen im Bereiche der Philosophie und Theologie in Gebrauch genommen worden, der Sache nach aber bestehen sie unverändert fort, wenn auch die Schule, durch Worte getäuscht und täuschend, meint, weit über dieselben hinaus zu sein, und im gemeinen Leben steht auch jene Definition derselben noch fest. Es läßt sich ferner nicht leugnen, daß der Apostel Jakobus im zweiten Capitel seines Briefes das Wort *πίστις*, dem damals auch hinsichtlich dieses griechischen Wortes üblich gewordenen Gebrauche gemäß, in dem Sinne von „für wahr halten" verwendet; ja Luther hat durch seine Uebersetzung von Hebr. 11, 1 diese Annahme, als sei glauben ein zuversichtliches Fürwarhalten, einigermaßen begünstigt: „es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet" (während der Sinn des griechischen Textes der ist: „der Glaube ist die Grundlage der gehofften Dinge d. h. der Hoffnung"), so daß man ja gemeint hat, der Verfaßer des Briefes an die Hebräer rede im elften Capitel gar nicht von Glauben, sondern von der Hoffnung, für welche er nur das Wort Glaube verwende. Dazu kommt, daß auch die lateinischen Wörter **fides** und **credere**

schon seit Augustin im Sinne von „für wahr halten" gebraucht worden sind und in der katholischen Theologie noch jetzt so gebraucht werden. Hiermit steht im directen Widerspruch der Gebrauch, welchen die evangelische Kirche Augsburgischer Confession von dem Worte „glauben" macht, indem sie unter „glauben", im engsten Anschluß an den Sprachgebrauch des Neuen Testamentes, mit Ausnahme von Jakobus, „vertrauen" versteht, wie dieß auch schon im 16. Jarhundert von einem der hervorragendsten katholischen Theologen, Bellarmin, in vollester Schärfe und Präcision formuliert worden ist: „bei ihnen, den Katholiken, sei der Glaube ein Act des Verstandes, bei den Protestanten aber ein Act des Willens."

Mit diesem Gebrauche hat die evangelische Kirche nicht nur den Sprachgebrauch des Neuen Testamentes, sondern auch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes glauben, und zwar nicht nur in der deutschen, sondern auch in der lateinischen und griechischen Sprache auf ihrer Seite. Das deutsche Wort glauben bedeutet an sich nur: vertrauen, sich in den Schutz einer Person begeben, weil man ihr vertrauet, sich eng an sie anschließen, weil sie Deckung, Schutz, Sicherheit gewährt. Daß diese Bedeutung des Wortes noch jetzt besteht, ist bekannt — es braucht nur an die Formel: „auf Treu und Glauben" erinnert zu werden, aber auch das Gegenteil des Wortes glauben: das Wort erlauben mit seinem Substantiv Urlaub enthält noch den ursprünglichen Wortsinn; „erlauben" bedeutet: aus seinem Schutze, aus seiner Nähe, Jemanden entlaßen;

noch in der Mitte des vorigen Jarhunderts bedeutete leichtgläubig nicht, wie jetzt, die Eigenschaft, alles unbesehens für wahr zu halten, sondern die, einem Andern unbedacht sein Vertrauen zu schenken. Diese ursprüngliche Bedeutung des Wortes, vertrauen, muß nun, wenn wir correct verfahren wollen, eben als die ursprüngliche, die andern Bedeutungen beherschende, Bedeutung aufgefaßt und festgehalten, nicht aber darf sie, wie oft von Unkundigen und Leichtfertigen geschehen, nur neben den andern Bedeutungen, mit denselben vermengt, oder gar als eine abgeleitete, uneigentliche Bedeutung aufgestellt werden. So hat es z. B. Adelung gemacht, welchem es freilich überall darum zu thun war, den gemeinen Sprachgebrauch darzustellen, nicht aber, diesen Sprachgebrauch mittels gründlicher Etymologie zu kritisieren.

Eben so, wie mit dem deutschen Worte, verhält es sich auch mit dem lateinischen Worte fides, welches nichts anderes bedeutet, als Treue und Vertrauen, und eben so wenig wie sein Stammwort fido (denn das ist es, trotz der abweichenden Quantität und trotz Ciceros wunderlicher Etymologie in den Officien) in der klassischen Sprachperiode jemals den Begriff des Fürwarhaltens in sich schließt. Das Wort credere aber bedeutet ursprünglich anvertrauen.

Nicht anders ist es auch mit den entsprechenden griechischen Wörtern (πείθομαι, πίστις), welche ohnehin mit den lateinischen Wörtern fido, fides identisch sind. Nur ist in diesen griechischen Wörtern auch noch die körperliche Bedeutung zu erkennen, welche in den

lateinischen Wörtern verblichen ist: das griechische Zeitwort bedeutet im Activum an sich ziehen, im Medium sich von Jemanden an sich ziehen laßen, daher Jemanden sein Vertrauen schenken; das Substantivum hat die Bedeutung Vertrauen, Zutrauen.

Das Wort wißen dagegen bedeutet ursprünglich sehen, das Bild eines Gegenstandes in sich aufnehmen, oder genauer, da das Wort ich weiß (eben so wie das völlig identische griechische Wort οἶδα) nicht, wie wir es jetzt ansehen und gebrauchen, ein Präsens, sondern ein Präteritum ist: ich habe gesehen, ich trage das gesehene (treue) Bild des Gegenstandes in mir. Daraus ergibt sich, daß wißen die Bedeutung einer zuverläßigen (objectiven) Kenntnis hat annehmen können. Daß ihm aber die Bedeutung der einzigen zuverläßigen Kenntnis ist beigelegt worden, ist wiederum ein Fehler, denn ein weit tiefer gehendes Wort ist das Wort kennen, erkennen, welches nicht bloß bedeutet: das Bild eines Gegenstandes in sich aufnehmen, sondern in den Gegenstand selbst (mit Liebe) eindringen; das Erkennen ist allewege ein liebendes, ein zeugendes Wißen — falls es erlaubt wäre, hier des Wortes wißen sich zu bedienen — wie das auch nicht allein in den urverwandten Sprachen, sondern auch in andern (z. B. der hebräischen) der Fall ist.

Es sind mithin glauben und wißen zwei an und für sich verschiedene Acte des menschlichen Geistesvermögens, wie schmecken und riechen, hören und fühlen zwei verschiedene Thätigkeiten der Sinne und der Seele sind. So leicht wird es niemanden einfallen, das Fühlen

zum Hören, das Riechen zum Schmecken oder umgekehrt „erheben“ zu wollen, wie das die wolmeinenden Halbgläubigen und noch energischer, freilich völlig unverständig, die Ungläubigen mit dem Glauben zu thun pflegen: „es müße der Glaube zum Wißen erhoben, oder, wenn man dieß nicht wolle oder für unmöglich erkläre, aufgegeben werden.“ Diese Forderung bedeutet nichts anderes, als: es soll der Glaube sich selbst aufgeben, d. h. wir sollen das Vertrauen fahren laßen. So ist es nun freilich von Seiten der Ungläubigen in der That gemeint: sie selbst haben kein Vertrauen (zu Christo) und fordern deshalb, es sollen Alle eben so wenig Vertrauen haben, wie sie. Und dieß ist wieder nichts anderes als: sie wollen kein Vertrauen haben, denn das Vertrauen ist, um es nochmals auszusprechen, ein Act des Willens. Hinter dem Mangel dieses Willensactes aber liegt der Mangel noch eines andern Willensactes: die Ungeneigtheit, die Sünde anzuerkennen, anzuerkennen als Selbstzerstörung und Tod. Nur der, welcher diesen Willensact, die Anerkennung der Sünde, in sich vollzogen hat, gelangt auch zu dem zweiten Willensact, zu dem Vertrauen auf den Erlöser von der Sünde, zum Glauben an Christus. Aber es folgt daraus auch, daß, wenn jener erste Willensact, die Anerkennung der Sünde, und zwar der eigenen Sünde als des Abfalles und des Todes, nicht vollzogen ist, „alle Beweise für die Warheit des Christentums“, alle „Apologieen“, unzureichend bleiben. Der Glaube läßt sich eben nicht „beweisen“; vielmehr lauft jeder versuchte „Beweis des Glaubens“ auf den Versuch hinaus, oder trägt sogar die bestimmte

Voraussetzung in sich, den Glauben zum Wißen zu erheben. Es ist deshalb ganz consequent, daß, um diese Versuche ein für allemal zu zerstören und unmöglich zu machen, neuerdings Strauß die Thatsachen des Lebens Christi zu leeren Einbildungen und Trügereien, die er „Mythus" nennt, gemacht hat, wenn auch sein Verfahren, welches er „wißenschaftlich" nennt, so unwißenschaftlich ist, wie möglich. Strauß hat sich nicht darum gekümmert, was in der Wißenschaft „Mythus" bedeutet — er hat das Wort willkürlich gebraucht, wie es ihm eben bequem war. Uebrigens hat dem Herrn Strauß schon der Kirchenvater Augustinus geantwortet de Civitate Dei 22, 7.

Schillers Hoffnung und die wahre Hoffnung.

(1842.)

Das Gedicht Schillers „Hoffnung" ist seit seinem Erscheinen (1797) über vierzig Jahre lang, bis jetzt, das Entzücken der heranwachsenden Jugend gewesen und, nicht von der Jugend allein, als die vollendetste poetische Darstellung der Hoffnung betrachtet worden; alle Welt weiß es auswendig und ganze oder halbe Strophen oder einzelne Zeilen desselben gelten als klassische Aussprüche. Wenige Dichtungen Schillers sind in dem Grade „populär", den Gedankenkreiß und die Anschauung der gebildeten Welt beherschend geworden, wie dieses Gedicht.

Und doch hat sich dasselbe seinen Rang nicht etwa durch seinen Inhalt, nicht durch seine dichterische Tiefe, sondern gerade umgekehrt durch seine Unbestimmtheit und

Inhaltslosigkeit, so wie durch seine Oberflächlichkeit erworben. Das Gedicht schlug den Ton an, welcher alsbald in den Gemütern der damaligen Generation Anklang fand und in der folgenden Generation bis auf diesen Tag einen gewissen, oft starken, Wiederhall erzeugte; es lieh der Unbestimmtheit, Inhaltslosigkeit und Flachheit jener Zeit Worte, lieh ihrem Nebeln und Schwebeln einen vollkommen zutreffenden und wolklingenden Ausdruck. Und alle Diejenigen, welche sich vor einem concreten, gediegenen Lebensinhalt scheuen, ihn, wo er ihnen angeboten wird, ablehnen oder zurückstoßen, welche klingende Worte den Sachen nicht nur vorziehen, sondern an die Stelle der Sachen zu setzen lieben, werden noch jetzt von dieser kleinen Dichtung angesprochen, angezogen und in ihrem Sinne befriedigt.

Was ist nun der Sinn der achtzehn Zeilen dieses Gedichtes? wenn sie anders einen Sinn haben. Die Menschen hoffen, sagt die erste Strophe, künftige beßere Tage; aber es sind das Worte und Träume, ziellose Bestrebungen, mit viel vergeblichem Eifer und ungestümer Hast unternommen; das Ziel scheint aus der Ferne golden, ists aber nicht wirklich; die Welt geht ihren Gang im Gegensatz gegen das sich stets neu erzeugende Hoffen der Menschen auf Verbeßerung. Der Mensch hofft mit dem ersten Erwachen des Bewustseins — so setzt die zweite Strophe in das ein, was die erste bereits gesagt hat, nur durch Beispiele erläuternd — er hofft, hofft, aber wird die Hoffnung des Knaben erfüllt? Davon kein Wort, nicht einmal ein Wort davon, w a s er hofft. Nein, die Hoffnung begleitet zwar den Men-

schen von der Wiege bis zum Grabe, aber schließlich ist sie doch nichtig, denn der Greis pflanzt das Panier der Hoffnung auch dann auf, wenn nichts mehr zu hoffen ist. Oder worauf hofft der Greis am Grabe? Hätte es der Dichter gewußt, er würde es uns gesagt haben. Es ist die Hoffnung des Knaben, des Jünglings, des Greises ein Reden und ein Träumen, ein Rennen und ein Jagen nach einem unbestimmten, weder erkannten, noch auch erkennbaren, weder erreichten noch erreichbaren Ziele. Die Hoffnung ist nichtig, es ist ein Spiel der Seele mit Bildern, aber mit Bildern aus Nebelduft gewoben. Es ist eben nichts damit.

Aber nein, sagt nun die dritte Strophe, nein! es ist doch nicht nichts damit! Es ist doch etwas mit dem Hoffen! Und was? Ja, „zu was Beßerem sind wir geboren!" Zu welchem Beßern? Wir hörten ja vorher eben, daß die Menschen thörichter Weise, dem Gange der Welt gleichsam zum Trotze, auf Verbeßerung hoffen, die doch nie eintritt. Und nun ist es doch „kein leerer schmeichelnder Wahn, erzeugt im Gehirne des Thoren", auf Verbeßerung zu warten. Was ist dieses Beßere, zu welchem wir geboren sein sollen und worauf wir mithin zu warten haben? Sagt uns auch dieß die innere Stimme, wie sie uns sagt, „daß wir zu was Beßerem geboren sind?" Schwerlich, sonst würde es der Dichter haben sagen müßen. Es ist das „zu was Beßern" ein Nebelbild, welches die innere Stimme der hoffenden Seele vorhält, und welches darum nicht teuschen soll, weil es die innere Stimme spricht; aber war das Reden und Träumen, das Rennen und Jagen nicht

auch ein Reden und Antreiben der innern Stimme? hat es nicht laut genug im Herzen sich angekündigt? denn sonst würde weder gerannt noch gejagt werden. Und doch war es nur ein Reden und Träumen.

Der kurze Sinn ist: es ist nichts mit der Hoffnung, aber es ist doch etwas, nur wißen wir nicht, was? Wir wißen nicht, was wir erhoffen, gewis ist nur, daß wir etwas Unbestimmtes, wenn gleich Beßeres, wirklich hoffen. Läßt sich etwas Leereres, Gehaltloseres denken? Und über diesen nichtigen windigen Inhalt, über diesen Nicht-Inhalt läßt man sich täuschen durch eine immerhin wolklingende aber dennoch incorrrecte Rhetorik? Denn daß diese Rhetorik an auffallenden Mängeln leide, werden wir kaum anzudeuten nötig haben; das „glückliche goldene Ziel" ist ein möglichst verunglückter Pleonasmus; das „doch der Mensch hofft immer Verbeßerung" eine prosaische Plattheit, die ihres Gleichen sucht; auf die Repetition der ersten Strophe durch die zweite wurde schon vorher hingewiesen, außerdem aber lösen sich in dieser zweiten Strophe die Bilder, unter denen die Hoffnung dargestellt wird, in der steifsten Form und Folge, mit Härte sogar, ab: erst ist die Hoffnung eine Göttin oder Fee, dann ein Schmetterling, dann ein Glanz, eine Lebensbegleiterin, endlich ein Panier; — der unpoetischen Unbestimmtheiten der dritten Strophe, des übertrocknen, hart prosaischen und vagen Ausdruckes „zu was Beßerm" gar nicht zu gedenken.

Es bleibt zu raten, ob die nebelhafte „Unsterblichlichkeit", oder die „unendliche Vervollkommnungsfähigkeit und Vervollkommnuug" des Menschen, ob die „Ent-

wicklung des Menschengeschlechts", oder wie man freilich zu Schillers Zeit nicht sprach, sondern in unsern Tagen spricht: „der rastlose Fortschritt", oder ob die „vollendete Humanität", oder „die Idee des Wahren, Guten und Schönen" oder was sonst dem Dichter möge vorgeschwebt haben — vorgeschwebt, denn gesetzt auch, die eben genannten Dinge hätten einen realen Gehalt, wie sie einen solchen nicht haben, der Dichter hat keins derselben, oder er hat sie alle zusammen, in schwimmender Ununterscheidbarkeit, vor Augen gehabt. Man nannte eben noch zu Schillers Zeit solche Gedichte, wie dieses, „süße Schwärmerei". Dafür mag es denn uns auch gelten, aber daß es uns die Hoffnung darstelle, das wolle man uns doch nicht einreden. Das wäre verlorene Mühe.

Indes — dieß letzte Wort müßen wir, kaum daß es ausgesprochen worden, in gewissem Sinne wieder zurücknehmen. Dem deutschen Worte Hoffnung klebt allerdings die Bedeutung der subjectiven Ungewisheit und Unsicherheit an, und Schiller hat eben nichts anderes als diese Wortbedeutung, hat den gewöhnlichen Sprachgebrauch im Sinne gehabt und durch seine Verse illustriert. Der Lexicograph Adelung, dessen Worterklärungen noch immer in vorzüglichem Ansehen stehen, und in unserm Falle in der That richtig und zutreffend sind, erklärt das Wort hoffen: „den Erfolg einer künftigen oder ungewissen Sache mit Theilnehmung für wahrscheinlich halten, mithin im Besondern 1) vermuten, daß eine Sache geschehen werde, 2) ein künftiges mögliches Gute mit einer angenehmen Empfindung erwarten." Also: nicht allein die erhoffte Sache ist unbestimmt und unge-

wis, sondern das Hoffen ist selbst ein unsicherer, schwankender, jedenfalls nicht zuversichtvoller Seelenzustand.

Nicht immer ist es in der deutschen Seele und in der deutschen Sprache so gewesen; das Wort hoffen ist vielmehr der jüngste und der unbestimmteste Ausdruck für den Zustand, in welchem wir künftige Dinge mit persönlicher Theilnahme in Aussicht nehmen. Die älteste Bezeichnung desselben war vêns, vênjan (spes, sperare) und es bedeutete vêns ohne Zweifel ein helles gutes Zeichen (Himmelszeichen), auf welches sich verlaßen wurde, auf welches man festes Vertrauen hinsichtlich der Zukunft setzte. Die heidnische Natur dieses Wortes hatte die Folge, daß, da ein solches Zeichen nur als ein trügerisches erscheinen konnte, auch die Benennung des Zeichens allmälich in der Bedeutung herabsank, und schließlich in das gerade Gegenteil seines ursprünglichen Sinnes umschlug. Bedeutete vêns ursprünglich das feste Vertrauen, die sichere Zuversicht, so wurde ihm nunmehr die Bedeutung: unsichere, trügerische, irrige, thörichte Erwartung beigelegt. So gebrauchen wir das Wort, wie wir es jetzt schreiben und sprechen: Wahn, wähnen, noch gegenwärtig. Neben wân war in der althochdeutschen, und ausschließlich in der mittelhochdeutschen Sprache das Wort dingen für sperare und gedinge für spes im Gebrauche. Auch diese Wörter bedeuten: sich fest auf etwas verlaßen, sich sichere Rechnung auf etwas machen, wie auf etwas, das durch Vertrag oder Richterspruch (ding) festgesetzt ist, berechtigte Erwartung. Das Wort hoffen aber, vorzugsweise niederdeutschen Ursprungs und Gebrauches, im

Hochdeutschen selten erscheinend und erst am Ende des 15. Jarhunderts das Wort dingen verdrängend und somit zur alleinigen Herschaft gelangend, bedeutet an sich: sich aufrichten, sich ausstrecken und nach etwas sich umsehen, wie es in der Jägersprache von dem Stillstehen und Umschauen des Wildes noch bis in die allerneueste Zeit gebraucht wurde. Es trägt dieses Wort die subjective Unsicherheit wesentlich in sich, wie umgekehrt vênjan und dingen die subjective Sicherheit in sich trugen.

Es ist für die innere Culturgeschichte von erheblichem Belange, diesen Verlauf der Wortgebräuche und Wortbedeutungen festzustellen. Man sieht, wie im Volke successiv die subjective Sicherheit, die Kernigkeit des Lebens, abgenommen, die subjective Unsicherheit, die Inhaltslosigkeit zugenommen hat — wie das Volk allmälich das ihm gebliebene Erbe an Festigkeit und Lebensgewisheit, mithin auch an Zuverläßigkeit, dem Correlat der Zuversicht, verzehrt hat. Die Völker nehmen, eben durch die Cultur, an Lebensinhalt nicht zu, sondern ab, sinken in die Unbestimtheit, in das Schwanken aus der früheren Sicherheit und Festigkeit hinab. Die Abstraction, die Phrase zuletzt, komt zur Herschaft, und das Volk versteht sich endlich selbst nicht mehr — wenn ihm nicht von anderer Seite ein neuer Lebenskern, ein neuer fester Lebensinhalt gegeben wird.

Das ist nun durch das Christentum geschehen. Das Christentum hat die künftigen Dinge, welche wir mit persönlicher Theilnahme, und zwar mit Theilnahme unseres ganzen Ich, an Leib, Seel und Geist, in Aus-

sicht nehmen, mit der unzweifelhaftesten Bestimtheit festgestellt, hat dem Begriffe „hoffen“ ein Object, und zwar eben nur eins, aber dieß auch in voller Unzweifelhaftigkeit, verliehen, was dem natürlichen Sprachgeiste in **ἐλπίζειν**, sperare, vênjan, dingen und hoffen selbstverständlich nicht gelingen konnte — weltlich hofft man alles Mögliche und Unmögliche, Warscheinliche und Unwarscheinliche, Bestimte und Unbestimte; einen feststehenden Gegenstand haben eben die Wörter, welche „hoffen“ bedeuten, nicht, und können ihn nicht haben. Außerdem aber hat das Christentum dem Begriffe oder Worte „hoffen“ die Sicherheit und Festigkeit verliehen, die wir an ihm im natürlichen Sprachgebrauche vermißt haben; das Wort „hoffen“, christlich gebraucht, bedeutet in eben derselben Stärke, wie die beiden vorher besprochenen altdeutschen Wörter, ja in unvergleichbar erhöheter Stärke: sich fest auf etwas, was zukünftig geschehen wird, verlaßen, etwas Zukünftiges mit zweifelloser Sicherheit erwarten.

Was aber ist nun der Gegenstand, welcher dem Hoffen durch das Evangelium ist verliehen worden? was ist das Zukünftige, welches wir mit zweifelloser Sicherheit erwarten? Oder: worin besteht nun die wahre Hoffnung? — Jener Gegenstand ist das Sein mit Christo, der da ist heute und gestern und Derselbe in Ewigkeit, oder allgemeiner ausgedrückt: die Seligkeit, und zwar die Seligkeit nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden. Denn das Sein mit Christo hat doppelte Gestalt: wir sind mit Ihm, Er ist mit uns schon in diesem Leben, wir werden aber mit

Ihm und Er wird mit uns sein in vollendeter und eine Steigerung nicht zulaßender Weise nach der Auferstehung der Todten in der neuen Welt. Das Sein mit Christo in diesem Leben ist nun allerdings Gegenwart, und scheint nicht Zukunft zu sein, also nicht unter die Hoffnung, sondern eher unter den Glauben zu gehören, aber es liegt in diesem Sein mit Christo in diesem Leben dennoch etwas wesentlich Zukünftiges, und es gehört dasselbe mithin in der That der Hoffnung zu. Das geht schon daraus hervor, daß wir mit Christo in diesem Leben nicht sein können, wenn wir nicht unsere Augen fest und unverwandt zugleich auf Ihn als den Wiederkommenden richten, so wenig wie wir mit Ihm in diesem Leben sein können, wenn wir Ihn nicht als den Geweissagten, im Fleische Erschienenen, am Kreuz Gestorbenen und von den Todten Auferstandenen kennen und sehen; Er ist der, welcher Alles erfüllet, der da ist, der da war und der da sein wird. Sodann aber ist Er in diesem Leben mit uns, um uns je mehr und mehr zum Siege über die Leiden dieser Zeit zu verhelfen, uns in den Leiden immer näher an Sich anzuschließen, uns in den Leiden immer ruhiger, immer getroster, immer frölicher zu machen. Was ist es, was die christlichen Märtyrer so getrost in den Martern, so todesfrölich gemacht, was ihnen den Sieg über Schmach und Schmerz schon in diesem Leben verschafft hat? was ist es anders, als die Gewisheit, daß Christus bei ihnen war, und daß darum Marter und Qual sie nicht niederzuwerfen, sie nicht verzagt zu machen im Stande sein würde? Und was sagt uns der über-

irdische Glanz in den Augen der von schwerem, langjährigem Siechtum darnieder Geworfenen, welche mit Sicherheit erwarten müßen, daß sie noch Jahre lang stets schwereren Leiden entgegen gehen, und Qualen erdulden werden, vor denen es den Gesunden grauet und schaudert? Das ists, was uns dieser milde, heilige Glanz sagt: in all dieser Pein und Qual werde ich meinem Heiland immer näher kommen. Er bleibt bei mir, so daß mich auch die ärgsten Leibesschmerzen nicht in das Zagen und Verzweifeln, nein, nur zu lauterem Lobgesang bringen werden. Und dann liegt das Zukünftige, welches in dem Sein mit Christo in diesem Leben liegt, auch in der Gewisheit des Sieges über die Sünde schon in diesem Leben. Ungeachtet der steten Versuchungen, in denen wir nicht allezeit bestanden sind, ungeachtet der zalreichen Fälle und Rückfälle, in denen die Sünde uns überrascht hat, in denen die Lust in den Gliedern schon bis an das Herz vorgedrungen ist und uns gefangen genommen hat, ungeachtet dieses unaufhörlichen und im Einzelnen nicht immer siegreichen Kampfes sind wir doch gewis, daß wir in diesem Kampfe auch in diesem Leben nicht definitiv unterliegen werden, daß wir nicht Verlorene, Verworfene, sondern Gerettete sind und bleiben werden, weil Er, Christus, für uns gestorben und, mehr noch, für uns auferstanden und als ein Lebendiger uud Mächtiger, als der Sieger über Sünde und Tod, hinter uns, vor uns, neben uns steht — die Sünde kann und wird uns nicht überwältigen, nicht jetzt zur Zagheit und Verzweiflung bringen, auch nicht in der finstern Stunde des Todes uns von Ihm,

dem Todesüberwinder, losreißen. Das ist die wahre, die christliche Hoffnung für diese Welt, gegen welche alle irdischen Hoffnungen als bleiche Schattenbilder und Nebelgestalten verschwinden. Dieselbe christliche Hoffnung aber richtet sich nun auch auf die neue Welt, wenn diese Zeit wird vergangen und Christus wird wiedergekommen sein, so, wie er aufgefahren ist. Es ist dieselbe Gewisheit des Seins mit Ihm, wie wir sie schon in diesem Leben gehabt haben, nur daß dann die Leiden, die Prüfungen, die Versuchungen aufgehört haben, und statt Sünde und Sündenkampf Friede, wie ihn die Welt nicht gibt und nicht zu denken im Stande ist, Friede, welcher Lob und Liebe in schließt, ewiger Friede bei uns einkehrt und alles um uns her, den neuen Himmel und die neue Erde, erfüllt.

Das ist die christliche, das ist die wahre, die einzig wahre Hoffnung. Das ist die einzige Hoffnung, welche wirklich nicht zu Schanden werden läßt.

Diese wahre Christenhoffnung aber ist der Welt in gleichem Grade eine Chimäre, wie uns ihre Hoffnung eine Chimäre, eine Kinderposse ist. Dabei soll es auch bleiben. Wol wünschten wir, Allen für ihre trüben, schwankenden Nebelbilder, die sie Hoffnung nennen, ihnen unsere stralende felsenfeste Hoffnung geben zu können. Sie wollen sie ja nicht annehmen. So sei denn, wer ungläubig ist und ohne Hoffnung, immerhin ungläubig, immerhin hoffnungslos. Erschreckt aber könnten wir werden, wenn wir eben nicht unsere Hoffnung hätten, durch die Warnehmung, daß viele Tausende durch solche klingende Nichtigkeiten, wie die sind, von denen unsere

Betrachtung ausgieng, hoffnungslos gemacht oder wenigstens in ihrer Hoffnungslosigkeit bestärkt worden sind. Und daß Schiller in seinem Gedichte nicht über die trivialen und unklaren Gedanken oder vielmehr über die platte Gedankenlosigkeit des gewöhnlichen Lebens hinausgegangen ist, während ein Dichter, will er ein wahrer Dichter sein, durch Aufschließnng der Tiefen des Lebens der gedankenlosen Menge Gedanken einschaffen muß, das ist es, was wir ihm in diesem Gedichte zum Vorwurf machen. Ist er doch in andern Gedichten weit über den Anschauungskreiß der trivialen Menge hinausgestiegen.

Von der Akedie.

(1844.)

Das in der Ueberschrift stehende Wort wird heut zu Tage gar nicht, und selbst von Theologen kaum noch, verstanden, und wenn auch die Zustände, welche durch dasselbe bezeichnet werden, im Einzelnen noch bekannt sind, so sind sie doch nur als einzelne Zustände, und zwar unter andern, meist verhüllenden, Namen bekannt; das Ganze derselben und ihre Tiefe wird so wenig, wie der alte Name, welcher eben das Ganze und die Tiefe dieser Zustände bezeichnen sollte, verstanden.

Akedie ist der alte Name einer sündlichen Krankheit, die man ehedem als eine der Trägheitssünden und als die Spitze derselben bezeichnete; man rechnete sie zu den Capitalsünden oder Todsünden, und unter diesem Gesichtspunkt hat auch Luther im großen Katechismus von ihr

gehandelt. Wörtlich bedeutet Akedie Sorglosigkeit, Unbekümmertheit, Stumpfheit, und ist als Seelenkrankheit schon der alten Griechenwelt bekannt gewesen, wenn gleich die Beschreibung, welche Hippokrates von derselben gibt, kaum recht verständlich ist. Verstanden und richtig beurteilt werden kann sie auch nur vom Christentum aus, wie sie dann ihre giftigsten Erscheinungen in der That nur im Christentum zeigt und zeigen kann. Sie offenbart sich, um einen allgemeinen Abriß derselben vorauszuschicken, in völliger Unlust zu jeder Thätigkeit, zumal zu einer körperlich oder geistig anstrengenden Thätigkeit, folglich auch in Interesselosigkeit und Apathie; diese Trägheit und Apathie aber ist vergesellschaftet mit einem tiefen Widerwillen gegen die Außenwelt, gegen die Wirklichkeit des Lebens und gegen jede von da ausgehende äußere oder innere Anregung, der bis zur grimmigen Erbitterung steigen kann und zuweilen auch als tiefste Traurigkeit sich kund gibt; sie widersteht, wenn sie sich in Leib und Seele des Menschen erst festgesetzt hat, allen Heilungsversuchen und endigt alsdann in Wahnsinn oder Selbstmord. Eine sehr große Anzal von Selbstmordfällen kommt auf Rechnung der Akedie.

Der allgemeine Grund der Akedie ist hiernach von erfarnen Christen leicht festzustellen und auch Anfängern im christlichen Glauben sofort verständlich zu machen: die Akedie entspringt aus Mangel der Freude an Gott. Daraus ergibt sich aber auch ohne Weiteres, daß, wo Gott, wo Christus bereits bekannt gewesen ist, die Akedie aus einem Rückfalle ent-

springen und einen unvergleichbar ärgern Charakter tragen muß, als bei denen, welche von Gott nichts wißen, oder denen Gott und Christus nur leere Namen sind, das Christentum eine Phrase ist.

Die Veranlaßungen der Akedie aber, welche theils ihr Entstehen, theils ihr Wachstum und ihre endliche widerwärtige und schreckliche Ausbildung begleiten, sind sehr mannigfaltig. Prädispositionen sind Phlegma und Melancholie nebst den diese Temperamente begleitenden körperlichen Zuständen; aber für mehr als Prädispositionen können das phlegmatische und das melancholische Temperament nicht gelten, denn auch Sanguiniker und Choleriker verfallen der Akedie, und es hat dieselbe bei ihnen nicht nur einen schnelleren Verlauf, sondern auch eine erhöhete Stärke und zeigt zuweilen die schlimmsten Erscheinungsformen.

Den Anfang der Akedie bilden gewöhnlich die sogenannten Verstimmungen. Was aber ist Verstimmung? Doch wol, der Zustand der Seele, in welchem sie sich durch irgend einen Gegenstand gehemmt, verletzt fühlt, von dem sie sich recht wol sagen kann oder auch wirklich sagt, daß sie dessen Einwirkung zu überwinden im Stande wäre, gleichwol aber die Kraft nicht in sich aufrufen mag, dieser Einwirkung entgegen zu treten und sie zu bekämpfen, zu besiegen. Es ist ein Zustand der unbehaglichen Passivität, unbehaglich vor allem deshalb, weil der Verstimmte diesen Zustand als einen ihm nicht ziemenden empfindet, weil er sich, wenn auch nur mit dämmerndem Bewustsein, sagen muß, daß es ein selbstverschuldeter Zustand ist, selbstverschuldet durch Energie-

losigkeit, durch Seelenträgheit. Zunächst sind solche Verstimmungen nur periodisch, und werden durch die sogenannten Zerstreuungen beseitigt, aber sie kehren, eben weil man ihnen keine Kraft entgegengesetzt hat, wieder, werden häufiger, und endlich habituell. Sind sie bereits habituell geworden, so sind die früher mit Erfolg, freilich mit nur scheinbarem, angewendeten Zerstreuungen nicht nur nicht mehr wirksam, sondern sie steigern das Uebel, oft in sehr hohem Grade, treiben es zu äußerst schneller Entwicklung, und haben nicht so ganz selten, wie die Erfarung lehrt, die letzte schreckliche Katastrophe unmittelbar zur Folge. Schon in ihren ersten Anfängen sind diese Verstimmungen mit Arbeitsunlust verbunden, wiederholte Verstimmungen verstärken dieselbe, und habituelle Verstimmung ist ausnahmslos mit habitueller Arbeitsunlust verbunden, welche sich dann bis zu heftigem Widerwillen gegen alle Thätigkeit, zum Ekel an aller regelmäßigen Beschäftigung steigert. Ist es so weit gekommen, dann gibt der Seelenkranke sich selbst auf, empfindet Widerwillen gegen alles, was ihn umgibt und berührt, aber auch Widerwillen gegen sich selbst, und schleppt entweder ein klägliches Dasein, sich selbst und seinen Umgebungen zur Last, mühselig fort, oder das Ende ist das vorher berührte: Blödsinn oder Selbstmord. Gewöhnlich werden solche Menschen als Hypochondristen bezeichnet, und es soll nicht geläugnet werden, daß körperliche Verstimmungen neben den psychischen Verstimmungen hergehen, dieselben nährend und verstärkend, der Grund dieser sogenannten Hypochondrie aber ist psychisch, und Hypochondrie ist in den meisten,

wenn nicht in allen Fällen ein die Natur des Uebels verhüllender, den Ursprung desselben, die Sünde, verdeckender Name. Die sogenannte Hypochondrie ist Akedie, Akedie, deren Wesen man vergeßen hat und auch nicht wieder erkennen will. Ganz eben so verhält es sich mit der Hysterie des weiblichen Geschlechtes; in sehr vielen, gewis in den meisten Fällen werden die körperlichen Zustände der Hysterie erst durch psychische Verstimmungen hervorgerufen. Aus solchen Verstimmungen erklärt sich die Akedie und der endliche Selbstmord der unglücklichen Charlotte Stieglitz; dem Kundigen war es, sobald er das von Mundt herausgegebene Buch: „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" gelesen hatte, nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß hier ein prägnanter Fall von Akedie vorliege und daß diese Akedie auf dem Wege der sogenannten Verstimmungen erzeugt worden sei.

Kann man diesen Verstimmten, in so fern sie bis jetzt den lebendigen Gott, den für sie gekreuzigten und auferstandenen Christus noch nicht gekannt haben, Christum nahe bringen, so ist eine Heilung noch möglich, falls dieß in den ersten Stadien der Krankheit geschieht; in späteren Stadien, wenn Verstimmung und Arbeitsunlust schon Ueberhand genommen haben, ist die Wirkung des Evangeliums sehr zweifelhaft, weil es alsdann kaum noch äußerlich verstanden — als eine der mancherlei weltlichen Anregungen, deren die Kranken eben völlig überdrüßig geworden sind, aufgefaßt wird. Aber auch in den früheren Stadien ist man der Wirkung des Evangeliums nicht vollkommen sicher: es will mit großer Vorsicht und großer Geduld und Anhaltsamkeit der

kranken Seele eingeflößt werden, weil es nur gar zu leicht geschieht, daß die scheinbare Wirkung des Wortes Gottes sich in Stimmungen auflöst; aus Stimmung wird heute das Evangelium gern, begierig sogar, aufgenommen, aus Stimmung morgen zurückgestoßen. Weit schlimmer aber steht es mit Solchen, welche der Verstimmung verfallen, nachdem sie bereits Gott und Christum kennen gelernt hatten, Zustände, welche nachher berührt werden sollen.

Die Seelen, welche den Verstimmungen und der aus denselben hervorgehenden Akedie unterliegen, sind die feiner organisierten und an sich nicht nur für die psychischen Eindrücke, welche die Welt erzeugt, sondern auch für die geistlichen Dinge empfänglicheren Seelen. Gröber organisierte Seelen, sogenannte Alltagsseelen, welche wie aus Werggarn gewebt scheinen, sind für Stimmungen unzugänglich, und die Akedie kommt auf diesem Wege nicht an sie heran. Aber sie kann recht wol auch an sie heran kommen und kommt wirklich an sie heran.

Dahin gehört die große Masse der Berufslosen und Unbeschäftigten, d. h. derjenigen, welche aus reiner Faulheit, oder aus Faulheit mit Dünkel vermischt, Beruf, Geschäft, Amt, Arbeit, geregelte Thätigkeit überhaupt, verschmähen, und wenn ihnen ein Beruf gegeben worden ist, denselben von sich werfen, weil derselbe „sie geniert.“ Es zerfallen diese Berufslosen oder vielmehr Berufsfeinde wieder in eine Menge von besondern Schichten und Klassen. Es gibt deren allerdings nicht wenige, welche lebenslang in ihrer Unthätigkeit verharren, denen

in der nackten Faulheit wol ist, „kannibalisch wol, als wie fünfhundert Säuen", an die wirklich das Unbehagen der Faulheit niemals herantritt, und die noch dazu nach Salomos Ausspruch in Luthers Uebersetzung „sich weiser dünken, als sieben, die da Sitten lehren". Aber es gibt auch solche unter ihnen, welche früher oder später von dem Nichtsthun und Nichtsgethan haben warhaft angegrinst werden, in thierische Stumpfheit oder in tiefe Traurigkeit, in öden Trübsinn versinken, aber unvermögend sind, sich aus demselben heraus zu arbeiten. Das einzige Reizmittel und Freudenmittel ist für solche Akedische, die Ekelhaftesten unter allen, die Weinflasche und schließlich das Branntweinglas. Eine besondere Schicht in dieser Masse bilden die Literaten der neuen und der allerneuesten Culturperiode, welche, anstatt einem gegebenen Berufe sich zu widmen, sich einen solchen, eben das Literatenleben, selbst wählen, und somit zu einem unaufhörlichen, geistigen oder ungeistigen, Producieren sich Tag für Tag zwingen müßen, um leben zu können. Dieses Geschlecht war schon in der Geniezeit reichlich vertreten, und nicht nur vertreten als „verunglückte Genies", sondern auch als akedisch inficierte und in der Akedie untergegangene Genies. Dahin gehört schon der Dichterling Reinhold Lenz, bei dem freilich noch andere Elemente, als das berufslose Literatenleben, mitwirkten, um ihn der Akedie und schließlich dem Wahnsinn entgegen zu führen; dahin gehört aber auch ganz eigens der unglückliche Hölderlin, bei dem die ziellose geistige Ueberspannung es dahin brachte, daß er sich selbst gänzlich fallen ließ, und daß dieser akedische

Zustand in sehr kurzer Zeit in Blödsinn übergieng. Aus der neuesten Zeit gehört hierher der Dichter Christian Grabbe, bei welchem übrigens, wie bei Lenz, noch Anderes als das Wegwerfen seines Berufes und sein forciertes Producieren mitwirkte, um ihn in den schauerlichen akedischen Zustand geraten zu laßen, in welchem er untergegangen ist. Wer den Anfang, das Ende und den Fortschritt der Akedie, wie sie in diesen Lebenssphären sich zeigt, kennen lernen will, der lese Grabbes Biographie, wiewol der Verfaßer derselben kaum eine Ahnung davon gehabt zu haben scheint, welche Abgründe dieser Todsünde — so erscheint sie bei Grabbe ganz unverhüllt — er uns zeigt.

Die breiteste und tiefste Schicht der vorher bezeichneten Masse bilden die Roues, die abgestumpften Genußmenschen. Bei ihnen ist die Akedie heimisch, und man sieht es ihren unbeweglichen Gesichtszügen, ihren starrblickenden erloschenen Augen und meist dem eigentümlichen, dem Gähnen ähnlichen Oeffnen ihres Mundes an, von welcher unerträglichen langen Weile, von welchem tiefen Lebensüberdruß sie gepeinigt werden. Allerdings hat diese Langeweile und dieser Lebensüberdruß in der neuesten Zeit schönklingende Namen bekommen, und es gilt in Folge dieser Namen die tödtliche Krankheit Akedie für eine vornehme Krankheit. Diese schönen Namen sind Weltschmerz, Blasiertheit, Europamüdigkeit, Weltmüdigkeit. Denn der „Weltschmerz", dieses fast lächerliche, jedenfalls alberne Wort repräsentiert die Bitterkeit, von welcher die Seele (hier „Welt" genannt) dieser an der wirklichen Welt Verzweifelnden gegen eben

diese Wirklichkeit erfüllt ist; die Blasiertheit bezeichnet das Unvermögen, nicht nur ferner zu genießen, sondern irgend eine Anregung von dem Leben zu empfangen, wie das die Art der sich fallen laßenden und sich aufgebenden Akedie ist, wie das aber in gewissen allermodernsten und von der der Akedie zustrebenden Welt gierigst verschlungenen Romanen als der wahre fashionable Charakter der feinen Welt gepriesen wird. Europamüdigkeit und Weltmüdigkeit bedürfen keines Commentars, sie sind eben die eigensten Aeußerungen der Akedie. Alle, welche mit diesen nobeln Passionen behaftet sind, haben einen tiefen Widerwillen gegen alles, was persönliche Kraftäußerung, was Ernst des Lebens und That heißt, nicht nur in so weit etwas dergleichen von ihnen gefordert würde, sondern auch insofern ihnen diese Dinge nur von außen entgegentreten; daß es ihnen gänzlich unmöglich ist, sich selbst für eine Sache einzusetzen, oder auch nur etwas von dem Ihrigen zu opfern, versteht sich von selbst, eben so, daß sie für alle Anregungen höherer, geistlicher, christlicher Art völlig unempfänglich sind.

Wir werden schwerlich irren, wenn wir diese Zustände, wenigstens zum großen Theil auf Rechnung des langen, nun schon fast dreißigjährigen europäischen Friedens bringen, wenn auch die Ursache derselben selbstverständlich in dem Abfall von Gott liegt, welcher in der Genußwelt fortwährend im Steigen ist. Bleibt dieser Friede noch ein Menschenalter ungetrübt, so ist mit Sicherheit zu erwarten, daß wir aus der hier bezeichneten Menschenschicht, die sich alsdann im größten Maß-

stabe ausbreiten und vertiefen wird, im Bunde mit den ungezälten Massen, welche lediglich vom leeren Wort und Geschwätz, von der Zeitungsliteratur leben, ein Menschengeschlecht erhalten werden, dessen wesentlicher Charakter die Feigheit sein wird; jeder Taugenichts, und sei er so arg er wolle, wird, wenn er nur etwas mehr Energie hat als diese Menschengattung, dieselbe ganz und gar zu gehorsamsten, zu unterthänigsten Dienern haben, und es könnte einen vor einer solchen Zukunft selbst ein akedischer Ekel anwandeln*).

Bisher haben wir die Akedie nur betrachtet, in so fern sie in der Welt als solcher erscheint, und wir brechen ab, wiewol noch manche weltliche Erscheinungen der Akedie zu berücksichtigen wären. Es bleibt uns noch übrig, einige Gestalten dieser Todsünde aufzuführen, welche sie innerhalb des christlichen Lebens zeigt, — Gestalten, welche zwar eben als Gestalten den bisher geschilderten Erscheinungen ganz ähnlich, der Substanz nach aber weit ärger und durchgängig abschreckend, ja Schauder erregend sind.

---

*) Diese Voraussagung ist nur zu vollständig in Erfüllung gegangen, jedoch mit einer wesentlichen Beschränkung. Der Friede, auf welchen oben ein Theil jener faulen Zustände geschoben wurde, dauerte noch kaum vier Jahre und wurde 1848 durch die stärksten, alle Tiefen aufwühlenden Stürme abgelöst. Aber es vermochten selbst diese heftigen Stürme den Fortschritt der akedischen Faulheit und Feigheit kaum auf einen Moment zum Stillstand zu bringen, und seit 1851—1852 ist diese Feigheit in enormer Weise gewachsen, schließlich 1866 zum scheußlichen Götzendienst des Erfolgs geworden, welchem auch diejenigen huldigen, die 1844 noch für „Glaubige“ galten. 1867.

Es kommt vor, und ist schon längst, schon im fünften Jarhundert der christlichen Zeitrechnung, vorgekommen, daß das Christentum den Anfängern, der Jugend, den Kindern, als ein Gesetz ist aufgelegt worden, und zwar nicht eigentlich das Christentum, sondern die Uebung des Christentums als äußerliche Uebung, als harte Disciplin, durch Mönchtum, Kasteiung, Gebetsdisciplin, ohne daß nur die nötigste Erleuchtung, geschweige denn die Bekehrung vorausgegangen wäre. Der Erfolg ist allezeit derselbe gewesen: diese Dinge, welche nur Resultate der durch die Bekehrung frei gewordenen Seele, und nur Unterstützungsmittel der aus dieser Freiheit hervorgegangenen Heiligung (manche, wie Mönchtum, Kasteiung, sogar nur unter sehr speciellen Bedingungen und in den besondersten Verhältnissen) sein können, wurden und werden geübt als ein Knechtsdienst, und auch als schwere Knechtsarbeit empfunden. Daß die Seelen unter dieser Knechtsarbeit erlahmen, ist begreiflich, begreiflich aber auch, daß diese Knechtsarbeit, welche gleichwol als das höchste, das selige Leben angesehen werden soll, durch diesen ihren Widerspruch mit sich selbst den heftigsten Widerwillen erregt, und eine, in andern Verhältnissen gar nicht mögliche Bitterkeit und Traurigkeit zugleich erzeugt, von welcher das Leben der Seele schließlich aufgezehrt wird. Wo es aber zu diesen schlimmsten Zuständen, welche fast niemals verfehlen, in Irrsinn überzugehen, nicht kommt, da tritt Gleichgültigkeit gegen alle christlichen Dinge, es tritt Verachtung des Christentums ein. Stumpfheit aber gegen das Christentum, nachdem man dasselbe kennen

gelernt hat, ist weit mehr geisteszerstörend, als Stumpfheit, welche aus weltlichen Zuständen resultiert, ohne daß man das Christentum kennen gelernt hat. Wer Gelegenheit gehabt hat, den sogenannten „religiösen Wahnsinn“ zu beobachten, wird oft genug unter denen, welche an dieser schrecklichsten und widrigsten Gestalt des Wahnsinns leiden, Solche gefunden haben, welche von der religiösen Akedie in diese Zustände geführt worden sind, abgesehen davon, daß es unter ihnen auch an Selbstmorden nicht fehlt.

Es wird aber nicht nur durch dieses unverständige Einbläuen der christlichen Uebungen Akedie erzeugt. Denselben Erfolg hat auch nicht so ganz selten das, zumal schon mit Kindern geübte sentimentale Christentum, das Gefühlschristentum. Diese Afterform des Christentums ist nichts anderes als Augenlust, ein ästhetisches Reizmittel, dessen man, wie aller weltlichen Reizmittel, endlich müde wird, und welches schließlich auch nicht die leiseste Wirkung auf uns auszuüben vermag. Viele, welche sich gläubig nennen, sich für gläubig halten und dafür gehalten werden, haben nur die Oberfläche des Evangeliums kennen gelernt, und zwar diese Oberfläche nur in ansprechenden anmutigen Formen, in Schilderungen des Heiles, des „Glückes der Erlösung“; weder haben sie das G e s e t z kennen gelernt, noch die Schrecken des Gesetzes; weder den Schmerz der Sünde noch die Gewißheit der Sündenvergebung ist jemals w i r k l i c h erfaren worden — man hat sich das alles nur von außen her anempfunden — es ist eben ein in gewissem Sinne poetisches, oft nicht viel mehr als ein rhetorisches

Christentum. Damit trägt man sich lange Zeit, und es reicht für das äußerliche Leben dieses Scheinchristentums bei vielen Menschen aus; nur darf der Ernst des Lebens nicht bis an das Herz bringen. Geschieht dieß aber, kommen die Nöte, die Drangsale des Lebens, kommen Dinge heran, welche auch in der Welt Mutlosigkeit und Sichselbstaufgeben erzeugen, z. B. Hohn und Verachtung Seitens der Welt, ein verfehlter oder über die Kräfte hinausgehender Beruf u. dgl., dann soll freilich das bisherige Christentum Trost und Stärke gewähren, aber dazu ist es unvermögend; immer und immer von neuem wird nach dem Troste der Sündenvergebung, nach der Gewisheit der Ueberwindung durch Christus, nach der Zuverläßigkeit des ewigen Lebens gesucht und gehascht, aber die arme Seele, schlaff gemacht durch das lange Zeit gepflegte Scheinchristentum, ist außer Stande, nun auch das wirkliche Evangelium zu faßen; so oft es verkündigt wird, so oft gleitet es auch an der Seele, unempfunden ja unempfangen, wieder ab, gleich den Regentropfen an der Glasscheibe, und es tritt Stumpfheit und tiefe Oede, Verzweiflung, Irrsinn, Selbstmord ein. Wer jemals mit solchen Unglücklichen zu thun gehabt hat, der weiß, daß an das Grauen und das Elend dieser Zustände vielleicht kein anderes Grauen, kein anderer Jammer hinanreicht: das Schreckliche ist eben das, daß unaufhörlich nach dem Evangelium verlangt, dasselbe auch gebracht wird, aber daß es — wirkungslos bleibt.

Wir schließen hier, ohne unsere Darstellung vollendet zu haben. Nur ganz kurz wollen wir darauf hinweisen, daß die Akedie auch im weltlichen Leben oft

daraus entsteht, daß den betreffenden Personen geistige Anstrengungen zugemutet werden, welche über ihre Kräfte gehen, oder daß sie sich selbst dergleichen zumuten; ganz analoge Zustände aber kommen auch im christlichen Leben vor. Aus diesem resultatlosen Sichabarbeiten entspringt zunächst Freudlosigkeit, bald allgemeine Theilnahmslosigkeit, die sich meist zuerst als Freudlosigkeit der Schönheit der Natur gegenüber zeigt, darnach aber sich auch als Theilnahmlosigkeit an der Menschenwelt zeigt, als „Unfähigkeit zu lieben", als eisige Kälte, in welcher schließlich die Seele in sehr unfigürlicher Weise erfriert. Besonders diese letzte Art der Akedie wird begleitet und empfängt stets neue Nahrung von andern tiefliegenden sündlichen Zuständen, auf welche wir hier nur von fern hindeuten dürfen.

Die Deutschkatholiken.

(1846.)

(Abgedruckt in Beilage 155 der Kurhessischen Landtagsverhandlungen von 1846 S. 8—20.)

Die von dem ehemaligen Kaplan Johannes Ronge ausgegangene Bewegung bietet zu ihrer Beurteilung vom religiös-kirchlichen Standpunkte aus einen dreifachen Gesichtspunkt dar: den allgemein-religiösen in seinem weitesten Umfange, den christlich-kirchlichen überhaupt, und den besonderen confessionellen, den katholischen und den evangelischen.

Schon der erste dieser Gesichtspunkte, der allgemein-religiöse, in seinem weitesten Umfange gefaßt, läßt gegen diese Bewegung und die, aus derselben hervorgegangene, Verbindung sehr erhebliche Bedenken hervortreten.

Was man in seinem umfassendsten Sinne Religion nennen kann, findet ohne alle Ausnahme — man mag den Begriff „Religion“ erklären, wie man immer will — seinen Mittelpunkt in der erstrebten, oder vermeintlich erreichten nächsten und unmittelbarsten Gemeinschaft mit Gott durch irgend eine tatsächliche Vermittelung. Als ein religiöses Streben wird man nur dasjenige bezeichnen können, welches mit Ernst und Energie das ausschließliche Ziel zu erreichen sucht, jene Gemeinschaft mit Gott (überhaupt das, was wir Christen die Seligkeit nennen) zu erlangen, oder, wäre dieselbe gestört, wieder herzustellen. Diesem Kreiße des religiösen Strebens gehört nicht allein der christliche Glaube, sondern auch der mosaische Gottesdienst und die, durch altehrwürdige Tradition bekante, vormosaische, oder sogenante patriarchalische Religion — ja es gehört demselben auch der Opferkultus der antiken heidnischen Welt, ihm gehört sogar der Islam an. Ueberall ist die Gottheit und das Verhältnis der Menschheit zur Gottheit nicht allein der vornehmste, sondern sogar der einzige Augenmerk der religiösen Bewegungen und Bestrebungen; die Menschheit und insbesondere das Verhältnis des Menschen zum Menschen (das moralische, politische, sociale) tritt auf den, an sich noch so verschiedenen, Stufen des specifisch-religiösen Strebens gegen jenen Augenmerk völlig zurück, erscheint durch denselben bedingt, demselben untergeordnet und von demselben beherscht. — Zu einer Verbeßerung des religiösen Lebens der Welt wird also nach dem, keine Einwendung noch Ausnahme zulaßenden, Zeugnisse der Geschichte, vor allen anderen Dingen ge-

hören eine größere Innigkeit jenes Strebens, als sie sonst in der Welt vorhanden ist, eine rücksichtslosere Ausscheidung aller bloß menschlichen und weltlichen Interessen aus dem eigentlich religiösen Kreiße, als dieselbe das gemeine Zeitbewustsein mit sich bringt, ein tieferes Gefühl des Bedürfnisses, in jenes unmittelbare, persönliche, selige Verhältnis zu Gott zu gelangen, als die Mitwelt dieses Bedürfnis fühlt, eine lebhaftere, man kann sagen: mehr begeisterte Sehnsucht nach Gott und nach der Seligkeit, welche allein bei ihm zu finden ist, als diese Sehnsucht bis dahin die Gemüter der Menschen erfüllt hat.

Von dem Allen war in der ersten Veranlaßung der Bewegung, von welcher hier die Rede ist, sehr wenig, oder eigentlich gar nichts zu entdecken. Der bekannte Brief des ehemaligen Kaplans Ronge ließ fast alle Elemente, welche man bis dahin religiöse genannt hatte, bei Seite, und begründete nicht nur seinen Widerspruch gegen die Wallfahrt nach Trier zur Verehrung des Rockes Christi einzig und allein durch Motive, welche mit jenem Streben, das wir ein religiöses nennen müßen, kaum in der entferntesten Verbindung stehen (daß von der katholischen Kirche die Menschenwürde unterdrückt und Sclaverei befördert, daß besonders die deutsche Nation, und zwar zumeist in ihrem materiellen Wole durch Rom benachteiligt, daß innerhalb der katholischen Kirche nicht die rechte christliche Lehre, d. h. diejenige, welche Versöhnung und Ausgleichung zwischen den Gebildeten und Ungebildeten, den Sittlichen und Unsittlichen, den Armen und Reichen verkündige, gelehrt werde, daß die Wallfahrt

nach Trier zu unnötigen Ausgaben und zu Unsittlichkeiten Veranlaßung gebe und dergleichen), sondern schritt auch, von einigen abgerißenen Redensarten abgesehen, nicht im Geringsten aus diesen, teilweise vielleicht berechtigten, doch mehr untergeordneten Sätzen zu jener höheren, specifisch-religiösen, nicht im Geringsten von dem Widerspruche gegen eine einzelne auffällige und vom religiösen Standpunkte vielleicht tadelnswerte, Thatsache zu positiven Manifestationen jenes warhaft religiösen Bewustseins fort. Mag man auch diesem Briefe die Eigenschaft des sittlichen Ernstes zugestehen, religiösen Ernst, oder eine specifisch-religiöse Tendenz und Gesinnung ließ er durchaus vermissen.

Denselben Charakter tragen sämtliche Bewegungen, welche auf den Brief des Johannes Ronge gefolgt sind, und ihn als ihren Mittelpunkt bezeichnen und anerkennen; zumal in dem einen Hauptpunkte ist die Bewegung mit ihrer Veranlaßung vollkommen homogen, daß sie, wie diese, vorwaltend negativer Natur ist. Mag man auch das Bestreben, Hindernisse wegzuräumen, welche jener persönlichen Gemeinschaft mit Gott wirklich oder vermeintlich entgegenstehen, teilweise als ein religiöses Streben anerkennen, so ist doch so viel unbestritten, daß dasselbe kaum die äußerste Peripherie des religiösen Lebens berührt, und daß eine bloß oder vorwiegend negative Thätigkeit auf diesem Gebiete — welches seinen wesentlichen Charakter nur in entschieden festgehaltenen, oder zu Tage gelegten Thatsachen findet und behauptet — an und für sich eben so wol antireligiös, wie religiös sein kann; wie denn überhaupt

jede negative Wirksamkeit, sie äußere sich, wo sie wolle, nur dadurch bedeutend und segensreich wird, daß sie aus der allerentschiedensten und allerbewußtesten Position hervorgehet. Ein wesentlich und vorwaltend positives Streben muß jede, auf dem religiösen Gebiete sich hervorthuende Wirksamkeit offenbaren, wenn sie überhaupt für eine religiöse, und nicht für eine bloß weltliche, möglicherweise sogar sehr mannigfaltigen Zwecken dienstbare, und zum Vorteile der bedenklichsten Consequenzen auszubeutende, will angesehen werden; will sie für eine reformatorische gelten, so wird der Anspruch fest zu halten sein, daß sie auch ein eigentümlich positives Streben offenbaren müße.

Von jener positiven religiösen Wirksamkeit, welche vor Allem in dem Aufstellen concreter religiöser Momente, in dem Festhalten, und zwar dem, aus der Tiefe der lebendigsten Ueberzeugung hervorgegangenen, Festhalten religiöser Thatsachen, in dem lauten Bekennen und kräftigen Geltendmachen dieser Momente und Thatsachen sich kund thun muß, — von diesem eigentümlichen Streben, näher zu Gott zu kommen, von diesem Drange nach Gewißheit des inneren Lebens, von dieser Sehnsucht nach Vereinigung und Versöhnung mit Gott tragen nun die Bestrebungen, welche bisher als „Deutschkatholische“ sich gezeigt haben, mit etwaiger Ausnahme, der, von der Masse der Deutschkatholiken nachdrücklich genug zurückgewiesenen, Wirksamkeit des Pfarrers Cersky und ähnlicher Erscheinungen — nichts an sich. Ueberall ist nur von negativen Tendenzen, und zwar wieder meist von solchen, welche gegen gewisse Erscheinungen

der Religion gerichtet sind, von „Reinigung der katholischen Kirche von den in sie eingedrungenen Misbräuchen," von „Beschränkung und Eindämmung der schrankenlosen Gewalt des römischen Bischofs" die Rede, nicht von solchen Bestrebungen, welche den wesentlichen Inhalt der Religion zum Ziele hätten, vielmehr sogar von „zweckmäßigen Zugeständnissen an den mächtig bewegten Geist der Zeit, an die gewaltig vorgeschrittene Bildung" (s. Vorwort zu den Acten des Leipziger Concils; vergl. E. Bauer Geschichte der deutschkatholischen Kirche S. 250). Es handelt sich bei den s. g. Deutschkatholiken offenbar um die Formen, nicht um den Inhalt des Glaubens, um die Verfaßung, nicht um die Kraft der kirchlichen Institute, um das Verhältnis des Menschen zum Menschen, nicht um das Verhältnis des Menschen zu Gott, um das Verhältnis der Kirche zur Welt und deren Bildung und darum, wie die erstere ihren religiösen Charakter modificieren müße, nicht um das Verhältnis der Welt und des wandelbaren Charakters der weltlichen Bildung zu den feststehenden Ordnungen des göttlichen Lebens. Nehmen wir auch auf die, meist von Protestanten ausgegangenen, höchst bedenklichen, und, wie wir zu Ehren mancher Glieder dieser neuen Verbindung glauben wollen, von ihnen nicht gebilligten, Interpretationen jener Sätze und der Bedeutung der ganzen s. g. deutschkatholischrn Bewegung keine Rücksicht — als z. B., daß das Wesen dieser Bewegung eben kein specifisch-religiöses, sondern ein nationales, specifisch-deutsches sei, daß das Bestreben, welchem sich die neue Verbindung hingegeben habe und stets mehr hingeben

müße, ein philosophisches und zwar nur untergeordnet philosophisches, gegen den Inhalt des Glaubens indifferentes Bestreben sei, oder, daß die deutschkatholische Bewegung nur für eine naive und beschränkte Form der zu erstrebenden allgemeinen politischen Freiheit gelten dürfe — nehmen wir keine Rücksicht auf die entschieden unreinen Elemente, durch welche die Verbreitung dieser Verbindung vielfach getrübt worden ist, auf die Selbstgefälligkeit, geräuschvolle Eitelkeit und sogar Frivolität (vergl. z. B. die Rede Dowiats an Ronge zu Danzig, das Auftreten Ronge's in Frankfurt a. M., Kerblers in Hanau, Wiesbaden u. a. O., die in Stuttgart bei einem Festmahle vorgekommene Aeußerung eines der Führer der Bewegung: „sie machten Weltgeschichte bei Wein, Forellen und Rehbraten," welche mit großem Applaus vernommen wurde, u. dgl.), mit welcher Förderer und Führer dieses Vereins öffentlich aufgetreten sind — nehmen wir auf alles dieß auch keine Rücksicht; so viel wird übrig bleiben, daß schon die Anerkennung dieser neuen Verbindung als einer eigentümlich und wesentlich religiösen im weiteren Sinne nicht geringen Bedenken unterliegt. Ja, da bisher, selbst im heidnischen Kultus, die Forderung oben an gestanden hat, daß das, was man Religion nannte, das die Welt und das gewöhnliche Leben Beherschende nnd Regelnde, das Gesetzgebende und zwar in unverbrüchlicher Weise Gesetzgebende sei, hier aber umgekehrt das gewöhnliche menschliche und weltliche Leben als gesetzgebend für das gelten soll, was man religiöses Leben nennt, so ist nicht zu viel gesagt, wenn man das Streben der s. g. Deutschkatholiken als

ein, von dem bisherigen religiösen Streben von Grund aus abweichendes, ja demselben widersprechendes bezeichnet.

Noch weit bedenklicher gestaltet sich das Urteil über die deutschkatholische Bewegung, wenn wir dieselbe vom christlich-kirchlichen Gesichtspunkte aus (den besondern confessionellen vorerst ganz aus den Augen gesetzt) betrachten.

Die christliche Kirche ist von ihrem Anfange an, so im Ganzen und Großen, wie in allen ihren kleineren Absonderungen, eine Gemeinschaft gleichgesinnter, gleichgestimmter Personen gewesen; einer und derselbe Glaubensinhalt wurde für alle Glieder insgesamt und jedes Glied insbesondere vorausgesetzt; es herschte das durchgreifende und zwingende Gefühl der Notwendigkeit, mit seinen innersten und heiligsten Angelegenheiten sich in einem Kreiße warhaft Gleichgesinnter zu wißen. Eben dieses zwingende Gefühl von der Notwendigkeit des innersten Einverständnisses hat die heftigen religiösen Streitfragen der älteren Zeit herbeigeführt — Kämpfe, von denen nur historische Unkunde, verbunden mit gänzlichem Mangel an lebendigem religiösen Bewustsein, die Meinung aufstellen und hegen kann, als seien diese Kämpfe willkürlich angeregte, der Wißenschaft angehörige, oder gar der Haderlust entsprungene Streitigkeiten gewesen. Dasselbe Gefühl hat die Trennungen in der christlichen Kirche erzeugt, die, man mag sonst über dieselben urteilen, wie man immer wolle, wenigstens von der, auf das Stärkste gefühlten, Notwendigkeit Kunde geben, in Sachen des Glaubens nur mit Einverstandenen verkehren zu können, und in diesen Angelegenheiten

des innersten Lebens sich jedem Widerspruche, sogar aller Gleichgültigkeit Dritter entziehen zu müßen. Aus diesem starken Gesamtbewustsein sind die kirchlichen Bekenntnisse geflossen, als Ausdruck eben dieses in sich selbst vollkommen einigen, seiner selbst vollkommen gewissen gemeinschaftlichen Bewustseins; Bekenntnisse, welche allerdings in so fern, aber freilich auch nur in so fern, als zwingende Gesetze zu betrachten sind, als der, welcher dem Inhalte derselben widerspricht (nicht aber Jeder, welcher den Inhalt derselben nur noch für jetzt nicht vollständig zu faßen im Stande ist), nicht derselben Gemeinschaft angehören kann, aus welcher diese Bekenntnisse entsprungen sind, und deren innerstes Wißen und Leben, Glauben und Wollen sie aussprechen. — Eine solche Gemeinde wird auch durch die christliche Predigt vorausgesetzt; die letztere wendet sich keineswegs an eine, nach den verschiedenen Seiten hin durch Ansichten, Interessen, Principien oder Maximen gespaltene, große Masse, sondern an Solche, welche unter sich im Ganzen und Einzelnen einig sind; nicht an Solche, mit denen über jeden Punkt des Glaubens erst eine Verständigung erzielt werden müßte, sondern an Solche, welche sich bereits verständigt haben; nicht an Solche, welche in jedem Augenblicke bereit sind, die bisherigen Elemente des Glaubens gleich abgetragenen Gewändern oder verdorrten Schaalen von sich abzustreifen, um auf das Ungewisse nach neuen Stoffen zu suchen, sondern an Solche, welche sich durch den Inhalt ihres Glaubens befriedigt wißen; überhaupt nicht an Zweifler, sondern an Gläubige, nicht an die, welche noch suchen, sondern

an die, welche bereits gefunden haben. — Dieses Wesen der kirchlichen Gemeinschaft ist bisher überall in der christlichen Kirche, nicht allein in den großen Abzweigungen derselben, in der orientalischen (orthodoxen, griechischen) und in der occidentalischen Kirche, und hier wieder in der katholischen und der evangelischen Kirche und deren verschiedenen Zweigen, sondern auch in den kleinen und kleinsten Gemeinschaften und Sekten auf das Entschiedenste an den Tag getreten, und diese innere Lebensgemeinschaft als Grundlage eines kirchlichen Vereins aufgeben, heißt, im Sinne aller Jarhunderte der christlichen Kirche und aller noch so verschiedenen Parteien, Richtungen und Secten innerhalb derselben, schlechthin nichts anderes, als den Charakter einer kirchlichen Gemeinschaft aufgeben, und den einer bloß weltlichen Verbindung annehmen.

Diesen Charakter einer Gemeinde im allgemein geltenden christlichen Sinne hat diejenige Verbindung, welche sich die deutschkatholische Kirche nennt, für sich nicht festgehalten, ja sich entschieden von demselben losgesagt. Der erste Artikel des, in den Ostertagen 1845 zu Leipzig aufgestellten, Glaubensbekenntnisses dieser Genoßenschaft erklärt: „Die Grundlage des christlichen Glaubens soll uns einzig und allein die heilige Schrift sein, deren Auffaßung und Auslegung der, von der christlichen Idee durchdrungenen und bewegten, Vernunft freigegeben ist"; und wie dieses zu verstehen sei, sagen deutlich die Artikel 8 und 9 desselben Glaubensbekenntnisses. Soll nämlich „der Inhalt der Glaubenslehren zu einer, dem Zeitbewustsein entsprechenden, Erkenntnis

gebracht werden", wie dieß der §. 8 als Grundgesetz und Forderung für diese neue Genoßenschaft aufstellt, so ist von vorn herein klar, daß dieses Zeitbewustsein das wesentliche Kriterium der, im Sinne dieses Glaubensbekenntnisses richtigen, Lehre sei, also der Glaubensinhalt schlechthin nicht derselbe bleiben, vielmehr von Zeit zu Zeit sich wandeln, je nach der zufälligen Zeitkultur sich vermindern oder vergrößern solle; findet das Glaubensbekenntnis nach §. 9 „in der Verschiedenheit der Auffaßung und Auslegung des Inhalts der Glaubenslehren keinen Grund zur Absonderung oder Verdammung" — so versteht es sich von selbst, daß Einheit der Ueberzeugung nicht nur nicht Statt zu finden braucht, sondern geradezu nicht Statt finden soll; daß also Einstimmende und Abweichende, Bekennende und Widersprechende mit unbedingt gleicher Berechtigung neben einander stehen. Eine solche Vereinigung, wenn dieselbe auch äußerlich möglich ist, was sehr bezweifelt werden muß, da dieselbe einen Indifferentismus voraussetzt, bei welchem nicht einmal eine weltliche Vereinigung gedeihen könnte, ist wenigstens nicht das, was man bisher unter kirchlicher Vereinigung, unter Kirche verstanden hat.

Es liegt offen zu Tage, daß dieses Glaubensbekenntnis gerade von dem entgegengesetzten Principe ausgehet, als von welchem die christlichen Gemeinschaften bis dahin ausgegangen sind: dasselbe hat keine Gemeinde, von vornherein einig und ihrer selbst vollkommen bewust und gewis, sondern ein Publikum, eine nach allen Seiten hin nach freiestem Belieben in Principien, In-

teressen und Ansichten sich zerteilende Menge im Auge; ja es will ausdrücklich keine Gemeinde in dem bisher allgemein angenommenen christlichen Sinne gründen, sondern wendet sich geradezu an die fluctuierende, außerhalb einer bestimten christlichen Gemeinde befindliche Menge, und setzt somit dieses Publikum an die Stelle der bisherigen christlichen Gemeinschaft. Publikum aber und christliche Gemeinde sind nach den bisher feststehenden Grundsätzen, ja nach dem bis dahin üblichen Sprachgebrauche einander geradezu ausschließende Begriffe.

Nun wird zwar im Artikel 1 des bezeichneten Glaubensbekenntnisses die heilige Schrift als Grundlage des christlichen Glaubens proklamiert, es wird sogar im Artikel 2 ein allgemeiner Inhalt der Glaubenslehren mit der bestimten Bezeichnung „Symbol" aufgestellt; welche Geltung diese Sätze jedoch haben sollen, darüber belehren uns die schon erwähnten §§. 8 und 9 in Verbindung mit dem 35sten und 51sten Artikel: „alle diese Bestimmungen sollen nicht für alle Zeiten festgesetzt sein, sondern können und müßen nach dem jedesmaligen Zeitbewustsein von der Kirchengemeinde abgeändert werden." — Der §. 8, in welchem derselbe Ausdruck „Zeitbewustsein" wie in den §§. 35 und 51 den Hauptbegriff bildet, kann hiernach, den Glaubenslehren gegenüber, keinen andern Sinn haben, als dem §. 35 der Gemeindeverfaßung und dem §. 51 der Concilienordnung gegenüber. — Hiermit ist der Inhalt der beiden ersten Artikel nicht allein in Frage gestellt, sondern geradezu vernichtet. Ist doch, um nur ein Beispiel anzuführen, das Zeitbewustsein schon heut zu Tage, wenn auch vielleicht

nicht in der s. g. deutschkatholischen Kirche, doch anderwärts dahin fortgeschritten, zu wißen und zu behaupten, daß die heilige Schrift nicht Grundlage des christlichen Glaubens sei, und so ist schon jetzt die Möglichkeit geöffnet, auch Solche, welche die heilige Schrift verwerfen, neben den Bekennern derselben in einer und derselben Gemeinschaft, der deutschkatholischen, welche hiernach, wenn überhaupt noch eine Gemeinschaft, wol keine religiöse, gewis keine christliche, noch weniger eine kirchliche Gemeinschaft genannt werden könnte, als Gleichberechtigte zu erblicken.

Dabei komt noch der schon berührte, sehr bedenkliche Umstand in Anschlag, daß die Auslegung der heiligen Schrift der, von der christlichen Idee durchdrungenen und bewegten Vernunft freigegeben ist, also nicht der Inhalt der Schrift, wie man bei oberflächlicher Betrachtung der ersten Hälfte des Paragraphen glauben könnte, sondern die Vernunft, d. h. das eben vorhandene Zeitbewustsein, die Grundlage des Glaubens dieser Verbindung sein soll; — es komt in Anschlag, daß das Berufen auf die heilige Schrift im Ganzen noch nicht ausreicht, um irgend eine Gemeinschaft kirchlicher Art zu gründen, vielmehr der wesentliche Inhalt der Schrift ausdrücklich bezeichnet werden muß, und, wenn dieß nicht geschiehet, jede, auch die bedenklichste Richtung durch willkürlich ergriffene, festgehaltene und ausgebeutete Stellen der heiligen Schrift, wie oft geschehen, sich rechtfertigen kann; — es komt in Anschlag, daß wenn irgend etwas Positives, ja nur Haltbares in diesem §. 1 gesagt werden sollte, nicht die christliche Idee, sondern die historische Person Christi genannt werden mußte, als

der Mittelpunkt, an welchem sich alle christliche Gemeinschaften bis dahin angeschloßen haben, so daß sie eben durch dieses Anschließen an die geschichtlichen Facta des Lebens Christi sich als specifisch christliche Gemeinmeinschaften kund gaben.

Diesem Mangel sollte vielleicht durch §. 2 abgeholfen werden; aber eben diese historischen Thatsachen, welche bis dahin für unerlaßlich zur Gründung einer kirchlichen Gemeinschaft gehalten wurden, fehlen nun in dem, §. 2 aufgestellten Symbole, und nach diesem Paragraph, zusammengehalten mit §. 51, ist es offenbar, daß man diese, in der bisherigen Faßung des s. g. apostostolischen Symbols aufgestellten und bekannten, Thatsachen schon jetzt dem „Zeitbewustsein“ nicht mehr conform erachtet hat. Es kann darum diese Verbindung, welche sich deutschkatholische Kirche nennt, für eine christliche Gemeinde in dem bisherigen Sinne überhaupt nicht gelten, wenn wir nicht in Widerspruch mit der gesamten christlichen Kirche des Orients und Occidents und allen, auch sonst sehr extremen besondern Gemeinschaften innerhalb derselben (z. B. der socinianischen) geraten wollen, welche alle einmütig, trotz sonst sehr großen Verschiedenheiten, das apostolische Symbolum als ihr gemeinsames, einigendes Band betrachten. Wer dieses allgemeinste Bekenntnis mit zu bekennen Bedenken trägt, erregt das größte Bedenken gegen sich, selbst in Beziehung auf seine Mitgliedschaft irgend einer christlichen Gemeinde in dem bisher bestehenden Sinne, und der kirchliche Verein, welcher dasselbe nicht vollständig mit bekennt, ja nicht vollständig mitbekennen w i l l, kann in

die Reihe christlicher Gemeinschaften um so weniger gezält werden, als nach §. 51 des deutschkatholischen Glaubensbekenntnisses auch der jetzt noch übrig gelaßene Inhalt dieses Symbolums jeden Augenblick und von jedem Einzelnen in Frage gestellt werden kann.

Eine Anerkennung der deutschkatholischen Verbindung als einer, den übrigen kirchlichen Gemeinschaften gleich berechtigten, Gemeinschaft würde sonach von Seiten der Anerkennenden deren eigene Abweichung von der Gesamtgemeinschaft der christlichen Kirche in sich schließen, und gehört mithin, so lange diese Abweichung nicht beabsichtigt, oder umgekehrt das Glaubensbekenntnis der katholischen Dissidenten nicht wesentlich geändert und namentlich nicht das apostolische Symbolum unverkürzt und unverändert in dasselbe aufgenommen wird, zu den moralischen Unmöglichkeiten.

Die Bedenklichkeit einer solchen Anerkennung ergibt sich auch noch aus folgendem Umstande:

Alle christlichen Kirchen und Parteien (mit einziger Ausnahme der alten und neuen Wiedertäufer) erkennen gegenseitig die Gültigkeit der bei den andern Kirchen und Parteien vorgenommenen Taufe an, sofern dieselbe nach dem Buchstaben der Einsetzung (namentlich auf den Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes) vorgenommen wird, aber sie erkennen sie auch nur unter dieser Bedingung an. Das zu Leipzig aufgestellte Glaubensbekenntnis der katholischen Dissidenten aber gewährt nicht die mindeste Bürgschaft, daß bei ihnen für alle Zeiten die Taufe nach diesem unerlaßlichen und unantastbaren Ritual werde vorgenommen werden, ja es

spricht die dringende Vermutung gegen den Gebrauch dieser Formel innerhalb der deutschkatholischeu Verbindung; es kann nämlich nach §. 8 und 9 dieses Bekenntnisses nicht nur jeden Augenblick eine Aenderung der Glaubenssätze und Glaubensformeln eintreten, sondern es ist auch gerade ein wesentlicher Punkt der Tauffformel, das Bekenntnis zu Christus als dem Sohne Gottes im §. 2 übergangen. Es ändert hieran nichts, wenn irgend eine früher oder später adoptierte Ritualvorschrift der deutschkatholischen Verbindung jene Formel zur liturgisch gesetzmäßigen erheben sollte, denn wenn die Glaubenssätze nach §. 1, 8 und 9 der freien Vernunft und dem Zeitbewußtsein anheim gegeben sind, so werden es die Ritualgesetze in gleichem, wo nicht in weit höherem Grade sein. Die bei den katholischen Dissidenten verrichtete Taufe ist also für jetzt nach allgemeinen kirchlichen Grundsätzen für eine zweifelhafte zu erklären, welche, wo nicht im einzelnen Fall die Gültigkeit derselben aus specieller Ermittlung sich als unzweifelhaft ergibt, wiederholt werden muß.

So lange mithin nicht von Seite der katholischen Dissidenten auf die glaubhafteste und unzweideutigste Weise die Anwendung der Einsetzungsworte der Taufe bei der Administration dieses Sakramentes nachgewiesen, namentlich die Unanwendbarkeit der §§. 1, 8, 9, 15, 35 und 51 des Leipziger Glaubensbekenntnisses auf den Ritus des Tauffakramentes in eben so unzweideutiger Weise ausgesprochen wird, kann eine christliche Kirchengemeinschaft die katholischen Dissidenten nicht als *kirchliche* Gemeinschaft anerkennen, ohne in den seltsamen

Fall zu kommen, die Gemeinde anzuerkennen, gleichwol aber dem Taufsakrament derselben die Anerkennung zu versagen.

Laßen wir endlich den confessionell-katholischen Gesichtspunkt, aus welchem die Verbindung der katholischen Dissidenten betrachtet werden kann, als hier überflüßig, weg, so stellen sich aus dem confessionell evangelischen Gesichtspunkte der Anerkennung dieser Verbindung als einer, der evangelischen Kirche befreundeten, wol gar mit derselben verwandten und darum ohne Weiteres gleich berechtigten, die allerschwersten Bedenken entgegen.

Die evangelische Kirche macht den Anspruch, in das innerste Wesen der Geheimnisse des christlichen Glaubens tiefer eingedrungen zu sein, als irgend eine der andern christlichen Kirchen, sie macht den Anspruch, ein Mehr an Glaubensinhalt zu besitzen, als namentlich die katholische Kirche, mit welcher die evangelische Kirche den Glauben an die ewige und warhafte Gottheit des für uns Mensch gewordenen und für uns am Kreuz gestorbenen Sohnes Gottes, Jesu Christi des Herrn, des künftigen Richters über die Lebendigen und die Todten, und an die Gottheit des heiligen Geistes teilt, welcher jedoch von Seiten der evangelischen Kirche ein mangelhaftes Verständnis der Lehre von der Erlösung und Heilsordnung, eine an den Semipelagianismus grenzende Verflachung der Lehre von der rechtfertigenden Gnade und von der Aneignung derselben von Seiten der heilsbedürftigen und heilsbegierigen Menschen zum Vorwurf gemacht wird.

Ohne auf die Untersuchung einzugehen, ob und wie weit jener Anspruch der evangelischen Kirche gegründet sei, genügt es, an das unleugbare Vorhandensein dieses Anspruches zu erinnern, und für die Existenz desselben eben dieselbe Anerkennung zu fordern, welche ihrerseits die katholische Kirche für die Existenz ihres Anspruches, die vollendetste Kirchenverfaßung zu besitzen, begehrt und erhält.

Die Reformation war jedenfalls nichts anderes, als der Ausgangspunkt eines Kampfes in der Welt der christlichen Geister, welcher damals elfhundert Jahre lang (seit Augustin von Hippo) die Christenheit des Abendlandes bald in weiteren, bald in engeren Kreißen, bald in leiserer, bald in stärkerer Aufregung bewegt hatte. Die Reformation hat ihr Wesen in der kräftigen, entschiedenen und durchgreifenden Aufstellung eines neuen, bis dahin noch nicht durchgekämpften, noch weniger zu allgemeiner Anerkennung gediehen gewesenen Princips: der Lehre von der Rechtfertigung des sündigen Menschen durch den Glauben allein. Die Aufstellung dieses Princips war nur durch die tiefste Intimation in die ganze Fülle des alten Kirchenglaubens, namentlich in die Lehre von der Gottmenschheit des Sohnes und von der erlösenden Kraft seines Todes möglich, wie auch noch heute das volle Mitbekennen dieser Grundlehre der evangelischen Kirche, ja sogar nicht allein die bloße Anerkennung, sondern auch das einfache Verständnis derselben, einzig und allein durch ein eben so vollständiges Mitbekennen der sämtlichen *Confessionen* der alten Kirche möglich gemacht wird.

Weit entfernt also, daß jeder, der sich von Rom lossagt und aus dem Verbande der römischkatholischen Kirche ausscheidet, sofort schon zur evangelischen Kirche gehörte, mit ihr auf gleichem Boden stünde, oder wenigstens ohne Weiteres mit ihr fraternisieren könnte, so wird vielmehr verlangt, daß, wer zur evangelischen Kirche gehören will, die ganze Fülle des alten Kirchenglaubens, welchen die evangelische Kirche mit der katholischen gemeinschaftlich besitzt, und außerdem die, im Sinne der evangelischen Kirche schlechthin notwendige, Folgerung aus diesem Kirchenglauben: die Lehre von der Aneignung der rechtfertigenden Gnade durch den Glauben allein, ohne alle Einschränkung mitbekenne. Nicht darauf kommt es an, ob Jemand mit der evangelischen Kirche gegen Roms Kirchengewalt protestiere, gleichviel aus welchen Gründen — denn damit stünde die evangelische Kirche ja z. B. auf dem Standpunkte der orthodoxen Kirche, welche gleichfalls gegen des Papstes Kirchengewalt protestiert, und von welcher die evangelische Kirche doch unvergleichbar weiter entfernt ist, als von der katholischen Kirche, — oder, ob dieser Jemand gar in donatistischer, von der evangelischen Kirche ausdrücklich verworfener, Weise das ärgerliche Leben der Geistlichkeit zum Vorwande seines Ausscheidens aus der katholischen Kirche nehme; überhaupt nicht darauf, wie weit die Negation des römischkatholischen Kirchenwesens ausgedehnt werde, sondern darauf, ob Jemand in den Positionen mit der evangelischen Kirche übereinstimme, denn die evangelische Kirche hat einzig und allein darum gegen Roms Kirchengewalt protestiert und fährt noch

heute fort gegen dieselbe zu protestieren, weil diese römischkatholische Kirche, um mit Luthers Worten zu reden, das Evangelium nicht frei geben, d. h. nicht zugestehen wollte, noch will, daß jene, im Sinne der evangelischen Kirche wesentlichste Lehre des Evangeliums, jener Kern der ganzen heiligen Schrift, die Rechtfertigung durch den Glauben, ungehindert verkündigt werde und kirchliche Auctorität erlange.

Nun aber will die Verbindung, welche sich die deutschkatholische Kirche nennt, nicht nur nicht mitbekennen, was die evangelische Kirche als ihren eigentümlichen Glaubensinhalt bekennt, sondern auch nicht einmal das, was im Sinne der evangelischen Kirche die unerlaßliche Vorbedingung zum Verständnisse und Bekenntnisse dieser Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben ist, den alten gemeinsamen Kirchenglauben der ökumenischen Symbole, namentlich die Lehre von der erlösenden Kraft des Todes Christi, der, mit dem Vater gleichen Wesens, für uns Mensch geworden ist.

In allen von der Partei der katholischen Dissidenten kund gegebenen Aeußerungen und vorab in dem Leipziger Glaubensbekenntnisse, ist nicht eine Spur von Annäherung an diese Fundamente des Glaubens und der Lehre der evangelischen Kirche zu entdecken; ja es hat sich, zuweilen ausdrücklich, sehr oft gelegentlich ein starker Widerwille gegen diese eigensten und höchsten Besitztümer der evangelischen Kirche bei den Führern und Gliedern der deutschkatholischen Genossenschaft an den Tag gelegt. — So lange aber nicht von derselben *jene* Glaubenswahrheiten selbst vollständig und auf-

richtig mitbekannt werden, hat die Uebereinstimmung in äußeren Dingen, sie seien, welche sie wollen, für die evangelische Kirche schlechthin keinen Wert, wie denn, vom Anfang ihres Bestehens an, der evangelischen Kirche die Ordnung der äußeren Dinge (Abschaffung der Misbräuche, Verfaßungsfragen und dergl.) als bloße Folge und notwendiger Ausfluß des Lehrgehaltes und des Glaubenslebens gegolten hat. Wird der Glaubensinhalt der evangelischen Kirche ausdrücklich negiert, so sieht sich dieselbe von den Negierenden durch eine viel weitere Kluft getrennt, als von der katholischen Kirche, mit welcher sie wenigstens durch die Gemeinsamkeit des alten Kirchenglaubens, also im Sinne der evangelischen Kirche durch ein wesentliches Element (während für sie die Uebereinstimmung in der Verfaßung ein an sich unwesentliches Element ist) sich verbunden weiß.

Hierbei muß auch noch folgender Umstand mit Bestimtheit geltend gemacht werden. Die deutschkatholische Partei, welche an der Freiheit der evangelischen Kirche von äußeren Dingen, an welchen die katholische Kirche noch festhalten zu müßen glaubt, Teil zu nehmen begehrt, ohne sich an dem evangelischen Principe beteiligen zu wollen, tritt hierdurch nicht nur nicht mit auf den höheren Standpunkt der evangelischen Kirche, sondern tief von dem Standpunkte herab, welchen sie früher inne hatte, und entfremdet, ja verfeindet sich durch voreilige Vorwegnahme der bloß äußerlichen Dinge dem Standpunkte, welchem sie sich scheinbar näherte; sie meint, in einer auch auf dem Gebiete des weltlichen gemeinen Lebens nicht seltenen Täuschung begriffen, weil sie sich die

Consequenzen des evangelischen Princips angeeignet hat, und diese vielleicht noch weiter verfolgt, des Princips nicht zu bedürfen, dasselbe verschmähen und richten, oder gar verachten zu dürfen. Es ist in dieser Hinsicht schon sonst auf die Vergleichung mit denjenigen Juden hingewiesen worden, welche sich selbst vom Ceremonialgesetze entbinden, ohne zum Christentum überzugehen. Der Erfahrung gemäß, entfernen sich diese, die sich in Wahrheit nur der wandelbaren Zeitcultur und den veränderlichen Formen des socialen Verkehrs genähert haben, in gleichem Grade vom Christentume, in welchem sie sich von ihren alten Satzungen entfernt haben, so daß sie nunmehr für christliche Belehrungen in der Regel nicht nur nicht empfänglich, sondern sogar feindselig gegen dieselben sind, eben aus diesem Grunde auch mit den Genoßen der freien religiösen Vereine, wie die Erfahrung lehrt, in innige Verbrüderung treten. Weit entfernt also, daß die evangelische Kirche in der deutschkatholischen Genoßenschaft eine nähere Verwandte erblicken dürfte, als in der katholischen Kirche, muß sie zwischen sich und dieser neuen Verbindung eine unvergleichbar größere Entfremdung erkennen, als zwischen ihr, der evangelischen Kirche, und der katholischen Kirche Statt findet. Auch hat das bisherige Haupt der deutschkatholischen Bewegung, Ronge, diesen schärferen Gegensatz, in dem er mit den Seinigen sich der evangelischen Kirche gegenüber befindet, sehr wol empfunden, und z. B. auf der Versammlung der Dissidenten zu Stuttgart mit großer Bestimtheit ausgesprochen.

Die evangelische Kirche kann sich mithin nicht der

Hoffnung hingeben, als sei die Bewegung der katholischen Dissidenten in ihrem, der evangelischen Kirche Sinn und Interesse begonnen, und werde, wenn auch jetzt noch in schwachen Anfängen begriffen, dennoch mit der Zeit zu demselben Ziele — und das heißt im Sinne der evangelischen Kirche nur: zu demselben Glaubensinhalte — gelangen, welches sie erreicht hat; sie muß sich vielmehr für grundverschieden von dieser Bewegung erkennen, und die Zumutung auf das Bestimteste zurückweisen, diese Verbindung als eine Schwesterkirche zu betrachten, ihr Förderung angedeihen zu laßen, oder gar dieselbe neben sich zu gleichen Rechten zu erheben, indem dies, zum Teil nach den eigenen Erklärungen der Führer dieser Bewegung, nichts anderes sein würde, als einem Gegner die möglichst günstige Stellung einräumen, von welcher aus derselbe seine Operationen gegen das Lebensprincip der evangelischen Kirche, ihren Glaubensinhalt, mit der leichtesten Mühe und dem warscheinlichsten Erfolge ausführen könnte.

Vom Tode.

Daß der Tod der Sünden Sold ist, wißen wir Alle, sprechen es auch oft genug aus, sprechen es wol auch mitunter halb gedankenlos dahin, aber ein recht ernstlicher Gedanke an die furchtbaren Schrecken, welche in diesem Offenbarungsworte enthalten sind, begleitet das Aussprechen desselben doch nicht allzu oft. Es will aber nicht bloß an den Tod und an die Sünde ernstlich

gedacht, sondern es wollen auch die Todesängste und Todesschrecken bei Zeiten recht deutlich und ohne alle Verhüllung vorempfunden und durcherfaren sein, damit man nicht, wenn die Stunde kommt, von denselben übereilt und überwältigt werde, und damit man, so man zum Lehren, zum Schrecken durch's Gesetz und zum Trösten durch's Evangelium, berufen ist, Andern in Zeiten die Todeswege weisen könne und an Todbetten nicht entweder als ein leidiger Wortträster oder als ein Feigling erscheine. Denn wenn Sterbende in der bittern Todesqual keinen Zuspruch annehmen wollen, so kommt das nicht ganz selten daher, daß der Zusprechende nicht weiß und nicht mitfühlt, wie dem Sterbenden zu Mute ist, und Unerfarene, die sich selbst noch nicht die Todesschrecken in das Herz gedrückt haben, verlieren an schlimmen Sterbebetten, wo das Grauen und Entsetzen des Todesgrimmes recht nackt heraustritt, oft alle Faßung.

In jungen Jahren spielt man wol mit dem Tode, stellt sich das Sterben wer weiß wie süß vor, und wünscht sich wol gar den Tod, oder wehmütelt mit dem Tode, wie ja das in Deutschland vor achtzig bis neunzig Jahren eine durchgehende Stimmung war, die man das Wertherfieber nannte. In den mittlern Lebensjahren vergeßen die Meisten den Tod, und das Alter fürchtet den Tod freilich, aber meist nur aus natürlicher Lebensliebe; die eigentlichen Schrecken des Todes kommen auch den Greisen nur selten an das Herz. Ein besonderer Segen Gottes ist es darum, wenn Er uns bei Zeiten durch schwere Krankheiten an die Todesthüren führt und

uns das tiefe Elend und das Entsetzen des Todes in das Herz drückt; denn vom Tode kann niemand recht lehren und reden, und auf den Tod kann sich niemand recht vorbereiten, als wer ihm wiederholt so recht eigentlich ins Gesicht gesehen hat. Und doch ists immer noch ein ganz Anderes, wenn die Todesthüren sich aufthun und man hindurch muß, als wenn man nur bis vor die Pforten der Finsternis geführt wird.

Ja, Finsternis ist der Tod, und ich möchte, daß Alle, die an den Tod nur überhaupt denken, zumal aber die Christgläubigen, das Gewicht dieses einzigen Wortes recht nachdrücklich fühlten. Wer dem Tod einmal in das dunkle Auge gesehen hat, der weiß, daß gegen die Finsternis, welche uns im Tode umfängt, die dunkelste Erdenmitternacht heller Mittagssonnenschein ist; die dunkelste Erdennacht trägt zudem immer den kommenden Morgen in sich, von der Todesfinsternis aber fühlt man im tiefsten Herzen und in dem Mark aller Knochen, daß auf diese Finsternis kein Morgen folge, kein Stern sie erhelle, kein noch so leises Grau der fernsten Dämmerung sie jemals mildere. Und so soll, so muß, so wird es sein: Der Tod will als ewiger Tod gefühlt, nicht bloß gewußt sein, und wird als ewiger Tod ohne allen Zweifel von allen Sterbenden gefühlt werden. Und mit diesem Empfinden einer undurchdringlichen Finsternis ist denn die Empfindung der völligsten, der gänzlichen Vereinsamung verbunden, und zwar einer gänzlich hülflosen Vereinsamung — keine Hand, die man ergreifen, kein Baum, an den man sich lehnen, ja kein Stein, auf den man nur treten könnte; man schwebt

gleichsam, oder fällt vielmehr fortwährend, in dieser öden Einsamkeit einer grauenvollen Finsternis — und hat doch sein volles, klares, helles Bewustsein, es besteht aber dasselbe einzig und allein in einer Angst, einer Angst, die so groß und von der Art ist, daß die Sprache kein Wort hat um sie nur annähernd zu beschreiben. Wiederum aber: so, eben so, soll, muß und wird es sein; der Mensch hat sich durch seine Sünde auf sich selbst gestellt, und nun soll er inne werden, was das heiße, sich auf sich selbst stellen. Wenn unsere alten Glaubenslehrer von einem besonderen Gericht gelehrt haben, dem jeder Einzelne im Todesaugenblick unterworfen werde (judicium particulare in angore mortis) so mögen sie, die mehr vom Tode wußten, als unsere heutige Welt, selbst die gläubige, wol diesen Zustand gemeint haben.

Aber diese Zustände, welche zuverläßig von Allen ohne einige Ausnahmen erlebt werden müßen, sind vielleicht nicht einmal die schlimmsten Zustände, ja sie sind vielleicht oft nur die Vorboten weit ärgerer Dinge, wenn auch diese ärgeren und ärgsten Dinge vielleicht von Manchen in Gnaden abgewendet werden. Wer Sterbende, gläubige und ungläubige, in dem Augenblick gesehen hat, wo ihnen eine finstere Gestalt entgegen trat, vor das Auge der Seele gestellt wurde, während das leibliche Auge bereits gebrochen und erloschen war, und wer dann den Ausdruck des furchtbaren Entsetzens beobachtet hat, welches sich in dem erlöschenden Auge spiegelt, der weiß, und wer dazu einmal jene Finsternis gefühlt hat, der fühlt, daß die Finsternis eine Person ist. War doch der Hades der Heiden, diese Unsichtbarkeit,

diese Finsternis an sich, eine Person; die Heiden verstanden in ihren ältesten Zeiten den Tod beßer als viele gute Christen unserer Tage. Welches Entsetzen darin liegt, wenn diese Finsternis als Person, welche nach uns verlangt, als Forderer, wie diese Person des Dunkels im alten Testament (bei Luther: Hölle) heißt, uns gegenüber tritt, können wir bei lebendigem Leibe nicht ausdenken, und nur der, welcher Sterbende in solchen Zuständen, oder auch Beseßene gesehen hat, hat auch einen leiblichen Blick für diese Person und für das unaussprechliche Grauen, welches von ihr ausgeht. Beschreiben läßt sich das nicht, und beweisen es sich noch weniger, wer aber Erfahrung davon hat, der weiß, daß dieß keine „Phantasmen" und „Delirien" sind, wofür diese Zustände von Ungläubigen oder Unwißenden gehalten werden. Gerüstet aber müßten wir Alle gerade auf diese schrecklichsten Dinge sein, denn wer will so dreist sein und behaupten, daß sie eben ihm nicht entgegen treten würden?

Dazu kommen denn in gar vielen Fällen die eigentlichen Todeskämpfe, welche mitunter, und keineswegs bloß bei Ungläubigen, eine warhaft gräßliche Gestalt annehmen, und allerdings ihre leibliche Seite haben (wie denn die Jugend, welche sich den Tod so leicht und süß träumt, meist gerade die schwersten Todeskämpfe hat), aber für das erleuchtete Auge das Ringen mit dem Feinde deutlich genug zeigen. Und wenn auch diese Todeskämpfe nicht eintreten, ja wenn das Sterben die friedliche Gestalt eines allmäligen Erlöschens des Lebenslichtes annimmt, so erfolgt doch im Moment des Todes

ein plötzliches Zucken von oft grauenhaftem Ansehen, in welchem sich meist heftiger Schauder und heftiger Schmerz kund gibt; bei Manchen, zumal bei denen, welche plötzlich vom Tode überfallen werden, tritt der Todesaugenblick mit einem heftigen, grausig lauten, ja gellenden Schrei ein. Was geht alsdann vor? Wer ist wiedergekommen, der uns dieß erzälen könnte? Wir wißen nur und fühlen es, daß hier die Stätte eines unnennbaren Grauens ist.

Es ist aus mit dem Menschen im Tode, es ist mit ihm aus in erschrecklicher Weise — das ist die Gewisheit, welche jeder in sich trägt, der nur etwas von diesen Zuständen jemals geschmeckt hat. Und das will zuvor in aller Gewisheit und Furchtbarkeit empfunden sein, ehe der Trost des ewigen Lebens nur haften, ja ehe er nur verstanden werden kann.

Diesen Trost des ewigen Lebens in Christo dem Auferstandenen stellt man sich aber in gesunden Tagen viel zu leicht und viel zu gewis vor. Er ist indes in der Wirklichkeit weder leicht zu haben, noch ist er gewis. Und damit kommen wir zur allerschlimmsten Seite, die der Tod hat. Bei gesundem Leibe und gesundem Geiste bereiten wir uns wol, wie wir meinen, auf den Tod vor, lesen unsere Psalmen und sonstige Schriftstücke mit voller Andacht, rufen zu dem Herrn Jesus Christus und beten das Vaterunser und den christlichen Glauben mit voller Inbrunst und singen unsere tröstlichen Lieder vom Sterben und ewigen Leben voll Glaubens und fröhlicher Hoffnung — und meinen nun, so würde es nun auch auf dem Krankenbett und Sterbelager sein. Aber weit

gefehlt — da ist es eben ganz anders. Die Krankheiten in ihrer Mehrzal stumpfen den Geist gänzlich, so gänzlich ab, daß man — was schrecklich zu sagen aber wahr ist — nur noch fähig ist, Grauen und Angst, aber nicht mehr Trost und Freude zu empfinden, oder daß man gar, wie das dem Schreiber dieser Zeilen vor zwölf Jahren, als er dem Tode nahe war, begegnet ist, völlig gleichgültig, thierisch-stumpf wird, und nur davon, daß man dieß geworden ist, das volle scheußliche Bewustsein hat: — oder auch daß man, wie das in der Modekrankheit unseres Jarhunderts, dem Nervenfieber mit seinen zallosen Verwandten, vorkommt, keinen einzigen Gedanken nur eine Secunde festhalten kann, und selbst das quälende Bewustsein hat, daß man irr und wirr und albern geworden ist. Gar Wenigen wird es so gut, wie dem zwölfjährigen Mädchen, von dem in dem schönen Lebenslauf der Amalie Sieveking erzält wird, welches mit Lippen, die bereits im Tode bebten, die erste Strophe von „Wie schöne leucht der Morgenstern" sang, und mit der letzten Silbe dieser Strophe starb. Nicht Allen, wiederhole ich, ist in den letzten Stunden der Herr Christus nahe; Vielen, vielleicht den Meisten, auch unter denen, welche bisher an ihn geglaubt haben, ist er alsdann fern; sie sehen ihn nicht nur nicht, wie sie ihn bisher so oft gesehen haben, sondern es ist ihnen auch sein Wort aus dem Herzen genommen. Damit haben wir denn das Schlimmste ausgesprochen, was sich vom Tode aussprechen läßt. Es ist der Tod die Spitze alles dessen, was man Versuchung nennt, die ja überhaupt, von Eva an bis auf

Christum selbst und auf uns, in nichts anderem besteht, als daß uns Gottes Wort aus dem Herzen genommen werden soll. Im Tode aber thut wirklich Gott die Hand über uns vollends ab, und überläßt uns dem Feinde, welcher unsere Herzen von Gottes Wort leer machen will, und es auch gar wol kann, wenn —

Wenn, und nun komme ich an eine gar ernstliche Mahnung, wenn das Wort nicht im Leben buchstäblich eingeübt worden ist, und wenn es nicht am Sterbebett gepredigt wird. Die Sprüche der Schrift sind uns in unserm großen Kranken- und Todeselend, welches ich eben beschrieben habe, entfallen, beten können wir nicht mehr, der Geist ist zu schwach, um nur die Bitten des Vaterunser einzeln, geschweige denn alle und in rechter Folge sich zu vergegenwärtigen. Da heißt es nun, die Sprüche der Schrift dem Kranken und Sterbenden so oft es nur möglich ist, laut vor- oder leise ins Ohr sprechen, ihm das Vaterunser von Stunde zu Stunde — kann es sein, noch öfter — in gleicher Weise vorbeten, und wenn er es vertragen und faßen kann, die besten Stücke aus unsern Kern- und Trostliedern vorsagen oder vorsingen. Das Kranken- und Sterbegemach darf so zu sagen nicht einen einzigen Augenblick ohne das Wort Gottes sein. Hat nun der Sterbende bei Zeiten sich in das Wort Gottes buchstäblich eingeübt, so bringen jene Sprüche und Gebete auch bei dem kläglichsten Zustande seines Geistes dennoch in denselben ein, und er ist im Stande, sie innerlich oder äußerlich nachzulallen. Alsdann hat der Versucher *keine* Macht über die arme Seele, auch über die nicht,

die er durch die Plage der Krankheit doch schon ganz leer gemacht hatte. Am Worte Gottes, so wie es gesprochen wird, wacht die schon todesstarre Seele wieder auf, das Wort Gottes ist wie ein heller Feuerstrahl, welcher durch jene gräßliche Finsternis hindurchblitzt, und ist der feste Boden, auf den die schwebende geängstigte Seele sich niederläßt. Die Züge vom Nervenkrampf schrecklich entstellt und fast schon ohne Bewustsein lag vor dem Schreiber dieser Zeilen — es sind eben heute sieben und zwanzig Jahre — starr und halb bereits todeskalt eine junge Sterbende; so oft er ihr aber leise ins Ohr sprach: „Halt im Gedächtnis Jesum Christum, der von den Todten auferstanden ist“ änderten sich nicht allein die schon hippokratischen Züge in lebensvolle Mienen, sondern das Gesicht wurde heiter und schöner als es im Leben gewesen war, weil es das Gesicht einer selig Sterbenden, einer die Finsternis und den Feind in der Finsternis siegreich Ueberwindenden war. Und wer hat nicht ähnliche Erfahrungen gemacht?

Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum.

Obrigkeit.

(1860.)

Was ist Obrigkeit? Diese Frage ist schon am Anfange unseres Jarhunderts, nach dem Baseler Frieden hinsichtlich des linken Rheinufers, dann nach dem Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803, und

am ernstlichsten seit 1805 und 1806, als die gewaltsamen Occupationen deutscher Länder durch die Napoleonische Willkürmacht oder Machtwillkür eintraten, vielfach, wenn auch nicht immer auf dem literarischen Markte, erwogen und verhandelt worden. Die Vorgänge dieses Jahres in Italien legen uns diese Frage abermals nahe, und zwar nicht bloß in theoretischer, sondern in sehr praktischer Weise; nicht allein, daß die wahnsinnigen Köpfe, die auf deutschen Leibern sitzen, die hirnverbrannte Hoffnung keck genug aussprechen „Garibaldi werde auch zu uns kommen und reine Bahn machen", sondern weil die Gesinnung Cavours, Garibaldis und aller dieser Heroen des Diebstals und Raubes gleichsam in der Luft liegt, also gar nicht dafür eingestanden werden kann, es werde sich nicht auch in Frankreich, Deutschland gegenüber, wo nicht gar — was Gott verhüten wolle — in Deutschland selbst ein Cavour, ein Garibaldi finden. Ist doch die Signatur unserer Zeit, wie das Jahr 1848 mehr als deutlich gezeigt hat, Rechtlosigkeit und Rechtsstürzung nicht allein, sondern Rechtsverkehrung: die Wiederherstellung des Rechts wird als Rechtsbruch, die Zerstörung des Rechts als Recht an sich in frechster Weise bezeichnet.

Was also ist Obrigkeit? — Obrigkeit selbstverständlich im christlichen, im apostolischen Sinne nach Röm. 13, 3—4 u. 1 Petri 2, 14 genommen. Wird eine politische Gewalt zur Obrigkeit im apostolischen Sinn, wird sie zur göttlich rechtmäßigen Obrigkeit, durch Rechtsbruch, durch Eroberung, oder gar durch Diebstal und Raub?

Vor allen Dingen muß daran erinnert werden, daß das Wort Oberkeit, Obrigkeit, eine der späteren Bildungen der deutschen Sprache ist, und erst am Ende des 14. Jarhunderts auftaucht, auch im 15. Jarhundert nur selten vorkommt, aber ausnahmslos den rechtlichen Besitz und das rechtliche Eigentum, so wie die dieser Rechtseigenschaft entsprechende rechtmäßige Verfügung über das Eigentum bezeichnet. Dann wurde mit Vorbeilaßung des Begriffes Eigentum, auch die rechtmäßige Befugnis, Anordnungen zu treffen, Oberkeit, Obrigkeit genannt, und in diesem Sinne das Wort Obrigkeit wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise von dem römischen Kaiser deutscher Nation gebraucht. Der Begriff des bestehenden, des wolerworbenen Rechtes ist an und für sich von dem Begriffe Obrigkeit unabtrennbar.

Ganz desselben Sinnes sind auch die Bezeichnungen, deren sich die Apostel Paulus und Petrus bedienen. Sichtlich meinen sie mit den *ἐξουσίαι ὑπερέχουσαι*, mit der *ἀνθρωπίνη κτίσις* den römischen Magistratus, die zu Recht bestehenden römischen Behörden und Aemter, den Princeps wie die Consuln, den Tribunus militum wie den Prätor, und zwar mit gleich sichtlicher Beziehung auf die römische Rechtsverwaltung. Luthers Uebersetzung Röm. 13, 1 von *ἐξουσίαι ὑπερέχουσαι* („Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat") läßt sich misverstehen und ist misverstanden worden, nicht gerade zur Ehre unserer Theologie; sie ist nicht etwa nur „umschreibend", wie noch Philippi sie nennt, sondern sie ist schief. Es läßt sich aus derselben entnehmen, daß man jeder Gewalt

als solcher, welche uns unter sich bringe und eben darum, weil sie Gewalt sei, auch Obrigkeit sei, Gehorsam als christliche Heiligungsäußerung zu leisten habe. Und es hat nicht an Solchen gefehlt, welche die apostolische Vorschrift, deren Inhalt verfälschend, in diesem Sinne verstanden haben.*) Es bedeutet aber der von dem Apostel Paulus gebrauchte Ausdruck die höheren Gewalten — wie die Vulgata ganz richtig übersetzt: **omnis anima potestatibus sublimioribus subdita sit,** worin ihr die vorlutherische deutsche Bibelübersetzung folgt: „Ein iegklich sel sei vndertänig den höheren gewölten". Es sind zunächst die Consuln, es ist der Princeps (Cäsar) gemeint, wie der Zusatz, welchen der Apostel Petrus dem *βασιλεύς* gibt (1, 2, 13): *„ὡς ὑπερέχοντι"* sehr unmisverständlich bezeugt. Auch adressieren die Apostel ihre Mahnung zum Gehorsam als einer Christentugend (Heiligungsäußerung) nicht etwa an Judenchristen in Judäa, welche die Oberherschaft der Römer als eine unrechtmäßige betrachteten, um etwa diese in Judäa wohnenden Judenchristen zu belehren, daß sie dieser Oberherschaft, wenn gleich einer

*) Die kleine Reihe tadelnder Citate, welche ursprünglich an dieser Stelle folgte, konnte bei gegenwärtigem Abdruck füglich unterdrückt werden, da 1866—1867 sich eine fast unabsehbare Reihe von Theologen und Nichtheologen gebildet hat, welche diesen Misverstand zu Tage gebracht haben, die Einen mit einer breitstirnigen Frechheit, welche freilich an Straßenräubern und gewerbsmäßigen Dieben nicht befremdet, die Andern aber mit einer Naivetät, welche gerechtes Erstaunen erregt.

unrechtmäßigen, in Gemäßheit des Christenglaubens zu gehorchen hätten, sondern an Heiden und Juden in Rom selbst (Paulus), oder in den verschiedenen Provinzen des römischen Imperiums (Petrus), so daß schon darum jeder Gedanke an eine Gewalt als solche, die Gehorsam als Heiligungsäußerung in Anspruch zu nehmen habe, wegfällt. Es ist eben die zu vollem Recht bestehende Obrigkeit im römischen Reich, welcher Paulus als geborener civis romanus gleich allen andern römischen cives, welche ohne Zweifel die überwiegende Mehrzal unter den Adressaten beider Apostel bildeten, den zu Recht bestehenden Gehorsam zu leisten hatte; diese und keine andere Obrigkeit ist es, welche von den Aposteln durch die von ihnen gebrauchten Ausdrücke unzweifelhaft bezeichnet wird, und welcher nach den apostolischen Vorschriften Gehorsam als Heiligungsäußerung geleistet werden soll.

Sollten denn also alle vorher genannten Bevölkerungen von 1795 bis 1806, und wieder die in dem gegenwärtigen Jahre in Italien vergewaltigten Völkerschaften zu christlichem Unterthanengehorsam lediglich darum verpflichtet sein, weil sie vergewaltigt worden sind? Sollte die Usurpation in so fern als Gottes Ordnung angesehen werden dürfen? Nimmermehr! Eine solche Interpretation heißt den biblischen Text geradezu ins Gesicht schlagen.

Doch müßen wir in Beziehung auf die bezeichneten politischen Vorgänge noch einen Unterschied machen. Wir erkennen zwar in dem schmählichen Baseler Frieden ein schweres, gegen die Bevölkerungen und Herscher des lin-

ken Rheinufers verübtes Unrecht an, und erklären ferner ausdrücklich, daß wir ein kaum minderschweres Unrecht in dem Reichsdeputationshauptschluß anerkennen, ein Unrecht, gegen welches die Räubereien der vielverschrieenen zweiten Hälfte des Mittelalters in Nichts versinken. Aber es beruhete doch der durch den Baseler, dann durch den Lüneviller Frieden hervorgerufene unrechtmäßige Zustand der deutschen Gebiete auf dem linken Rheinufer auf einer formellen Rechtshandlung — eben auf dem Friedensschluß, erst dem zu Basel, dann dem zu Lüneville vollzogenen, so schweres Unrecht derselbe auch in materieller Hinsicht war — und der Reichsdeputationshauptschluß gieng sogar von der *ἐξουσία ὑπερέχουσα*, der rechtmäßigen höheren Gewalt, von der wirklichen, zu Recht bestehenden, Obrigkeit, er gieng von Kaiser und Reich aus. Daß Kaiser und Reich zur Vornahme einer solchen Territorialveränderung materiell nicht berechtigt waren, erkennen wir nochmals an, und sprechen unsere vollste Hochachtung vor dem letzten Fürstbischof von Fulda, Adalbert III. (von Harstall) aus, welcher als Kanzler der Kaiserin und, so viel bekannt, als der einzige der durch den Reichsdeputationshauptschluß depossedierten deutschen geistlichen Fürsten den bereits längst gefaßten Reichsschluß für „unmöglich" erklärte und gegen das von Kaiser und Reich an ihm verübte Unrecht bis zu dem Augenblick protestierte, da er gewaltsam aus seinem Residenzschlosse heraus in die ihm angewiesene bürgerliche Wohnung geführt wurde. Aber es läßt sich immerhin mit einigem Scheine behaupten, daß dem von der rechtmäßigen hohen Obrigkeit,

von Kaiser und Reich, gefaßten Beschluße in christlichem Gehorsam Folge geleistet werden mußte, und zwar von den Bevölkerungen um so gewisser und um so mehr alsdann, wenn die betreffenden Reichsfürsten sich in die von Kaiser und Reich getroffenen Anordnungen gefügt und ihren Unterthanen dieses verkündigt hatten.

Mit den Vorgängen von 1805 und 1806 aber und vollends mit den allerneuesten Begebenheiten in Italien hat es eine von den so eben besprochenen Vorgängen völlig verschiedene Bewandnis. Der Rheinbund, welcher die Auflösung des deutschen Reiches in sich schloß und zur Folge hatte, war mit seinen Mediatisierungen eine Zerstörung des Rechtes durch Gewalt, und eben so verhielt es sich mit den folgenden sogenannten Eroberungen Napoleons, die nichts anderes waren, als Raubthaten. Der Kurfürst von Hessen, der Herzog von Braunschweig, der Erbprinz von Oranien als Fürst von Fulda wurden nicht durch eine von Gott eingesetzte Gewalt vertrieben, sondern durch eine Gewalt, welche sich in sehr bestimten Gegensatz gegen Gottes Ordnung, und zwar mit dem vollesten Bewustsein dieses Gegensatzes, gesetzt hatte, und es haben die Kurfürsten von Hanover und Hessen sowie der Herzog von Braunschweig diese Vergewaltigung niemals anerkannt, geschweige denn, daß die Bevölkerungen ihrer Lande diese Vergewaltigung als eine rechtmäßige, den König Hieronymus von Westphalen als ihren kraft göttlichen Rechtes über sie herschenden König anerkannt hätten. Eben so wenig, wie Napoleon I. oder sein Bruder Hieronymus diese deutschen Länder kraft göttlichen Rechtes beherschten, ist der König

von Sardinien eine ἐξουσία ὑπερέχουσα für den Großherzog von Toscana, die Herzoge von Modena und Parma, für den Papst hinsichtlich der Emilia, oder gar für den König beider Sicilien und für die Unterthanen dieser Herscher. Von den letztern kann ein *christlicher* Gehorsam gegen den Usurpator, eine Uebung desselben als einer christlichen Tugend (Heiligungsäußerung) *nicht* gefordert werden; diese Obrigkeit ist nicht von Gott gesetzt, sondern hat sich selbst gesetzt im Widerspruch gegen das Recht.

Wodurch wird nun eine ἐξουσία zu einer *von Gott geordneten* (ὑπὸ τοῦ θεοῦ τεταγμένη), welcher darum, weil sie von Gott gesetzt ist, Gehorsam um des Gewißens (um des Bewußtseins von Gott) willen, um des Herrn willen geleistet werden soll? Darauf geben die heiligen Apostel eine vollkommen deutliche, dem Misverständnis schlechterdings nicht ausgesetzte Antwort. Die Obrigkeiten sind Stellvertreter Gottes auf Erden (Elohim) als Hüter der von Gott gesetzten und auch im Zustande der Sünde bewahrten weltlichen Schranken des irdischen Lebens, sie sind Hüter der irdischen Rechtssphäre, geordnet zur Handhabung des Schutzes derselben, zur Erhaltung des zeitlichen Friedens auf der einen Seite, und auf der andern Seite zur Ausübung der Strafgewalt, mit Einschluß der Todesstrafe, gegen den Verletzer der Rechtssphäre. Dieß ist die unverrückbare Grundlage der Obrigkeit als einer göttlichen Ordnung: durch die Handhabung des Schutzes der Rechtssphäre, und nur hierdurch, wird die Obrigkeit *göttlich* rechtmäßige Obrigkeit, wo aber dieser Schutz nicht ge-

handhabt wird, hört die Obrigkeit auf, ein göttlich berechtigtes Institut zu sein. Daraus folgt, daß der Gehorsam gegen die Obrigkeit, insofern derselbe eine Heiligungsäußerung sein soll, durch die Handhabung jenes Schutzes bedingt wird, und daß der Gehorsam gegen die Obrigkeit in seiner Eigenschaft als christliche Tugend aufhört, so wie die Obrigkeit die Handhabung jenes Schutzes unterläßt. Wenn nun eine weltliche Macht das bestehende Recht mittels Vergewaltigung irgend welcher Art durchbricht, so ist dieselbe, weit entfernt, mittels dieses Rechtsbruches in dem von ihr vergewaltigten Kreiße Obrigkeit in christlichem Sinne zu werden, im Gegenteil völlig unfähig, nicht nur in diesem Sinne sofort als Obrigkeit aufzutreten, sondern auch, jemals Obrigkeit im apostolischen Sinne zu werden. Ein Usurpator wird den vergewaltigten Völkerschaften niemals warhafte, apostolisch rechtmäßige, von Gott gesetzte Obrigkeit, denn wenn er auch eine Zeitlang oder theilweise das Recht schützen, das Unrecht strafen sollte, so kann er dieß doch niemals für immer und im Ganzen — der Ursprung seines Verhältnisses zu den Vergewaltigten hindert ihn daran, er wird im Gegenteil dem ersten Unrecht stets neues Unrecht folgen laßen, folgen laßen müßen, er wird durch seine innere Verwandtschaft mit denen, welche Unrecht thun (den *κακοποιοῖς*) genötigt, diese zu schützen, jedenfalls straflos ausgehen zu laßen. Der Boden, aus dem er hervorgewachsen ist, ist das Unrecht, und so kann er niemals, auch nicht durch die längste Zeitdauer, zu einem Gewächse der Gerechtigkeit, zu einem Vertreter der Rechtsordnung Gottes,

werden. Auch lehrt die Erfarung, daß, wo irgend Usurpationen eingetreten sind, das Unrecht im Privatleben sofort wie eine Ueberschwemmung sich ausbreitet; ein unverwerfliches Beispiel gewähren eben die vorher erwähnten Lande des linken Rheinufers nach dem Frieden von Basel: nach der französischen Occupation bildeten sich dort unverzüglich die berüchtigten und noch jetzt unvergeßenen Räuberbanden: die Meersener Bande, die Bande des Fetzer, des Schinderhannes und viele andere. Und die rechtmäßige Obrigkeit im Königreich Sardinien hat sich, sobald sie den Rechtsboden überschritt, um ihre Usurpation vollziehen zu können, alsbald mit den Rechtsbrechern in den vergewaltigten italienischen Landestheilen, mit der Revolution von Unten, in die engste Verbindung setzen müßen. Vor Gott steht Occupation, Eroberung, Usurpation (oder, mit dem neu erfundenen Worte: Annexion), als Revolution von Oben auf völlig gleicher Stufe mit der Revolution von Unten, schließlich mit Diebstal und Raub; das eine wie das andere ist vor Gott unbedingt verwerflich, denn es zerstört Revolution von Unten, Revolution von Oben, Diebstal, Raub in ganz gleicher Weise die Rechtsordnung Gottes.

Denn das irdische, zeitliche Recht ist nichts weniger als eine menschliche Convention oder beruht auf einer solchen, oder ist ein Product des unbewusten socialen Instinctes; Leben, Familie und Eigentum sind von Gott Selbst garantiert, und eben darum ist auch der Schutz, welcher dem Leben, der Familie, dem Eigentum angedeihen soll, specifisch göttliche Ordnung, darum ist die *Obrigkeit*, welcher die Handhabung dieses Schutzes zu-

gewiesen ist, eine specifisch göttliche Institution. Allerdings ist diese göttliche Ordnung, wie das positive Gesetz überhaupt, durch den Eintritt der Sünde hervorgerufen, aber im Gegensatz gegen die Sünde eingesetzt worden, um derselben eine Schranke, wenn gleich eine äußere, doch eine undurchbrechliche, entgegen zu setzen, und es war einer der ärgsten Frevel früherer Päpste (Gregors VII), die weltlichen Gewalten als vom Teufel herrührend zu bezeichnen; sie stammen von Gott, können aber freilich dem Teufel, und zwar in eminenter Weise, dienstbar werden, wenn sie ihren Beruf umkehren und aus Schützern des Rechtes Zerstörer des Rechtes werden. Es weist indes diese Institution Gottes, diese gegen das weltliche Unrecht errichtete Schranke, dieser Rechtsschutz durch die weltliche Gewalt, über sich selbst hinaus, wie das Gesetz überhaupt über sich selbst hinaus weist. Der weltliche Rechtsschutz und die zur Handhabung desselben eingesetzte Obrigkeit ist ein Diener des Evangeliums, wenn auch der unterste Diener, doch ein wesentlicher, ein unentbehrlicher Diener. Schrankenüberschreitung war der Anfang und ist die Grundlage der Sünde; soll die Sünde zur Erkenntnis und schließlich zur Ueberwindung kommen, so ist dazu das erste und unumgänglichste Erfordernis die Rückkehr der Anerkennung von Schranken, undurchbrechlich gesetzten Schranken, und zwar zuvörderst von äußeren, sodann inneren Schranken. Diese Anerkennung zu bewirken, dazu ist die Obrigkeit eingesetzt und ist auch im griechischen, römischen und germanischen Heidentum als das erste und allgemeinste Mittel der Berufung zum Evangelium bewahrt geblieben.

Wo aber kein Rechtsschutz und keine denselben handhabende Gewalt mehr vorhanden ist, da fehlt dem Evangelium seine erste und unentbehrlichste Grundlage, woher es kommt, daß in den tief gesunkenen Völkerstämmen, namentlich den afrikanischen, wo ein Rechtsschutz durch eine Obrigkeit nicht existiert, das Evangelium so schwer oder gar nicht Boden gewinnt. Eben so wird von einer Obrigkeit, welche ihren Beruf umkehrt und entweder den Rechtsbruch ungestraft läßt (die Todesstrafe abschafft) oder selbst das Recht bricht, die ihr zugewiesene Funktion, Vorbereiterin des Evangeliums zu sein, zerstört: das Evangelium selbst wird unheilbar geschädigt sowol durch jede Unterlaßungssünde (Nichtbestrafung des Verletzers der Rechtssphäre, Unterlaßung der von Gott geordneten Strafe des Uebelthäters) wie durch jede Begehungssünde (Rechtsbruch, politische Usurpation), welche von der Obrigkeit in ihrem Kreiße ausgehet. Die ältere Theologie nannte diesen Beruf der Obrigkeit, das Recht zu schützen, den usus legis politicus, den weltlichen Gebrauch des Gesetzes — eine vortreffliche und niemals aufzugebende Bezeichnung. Allerdings verstanden die Alten unter diesem „Gesetz" das göttliche Gesetz, wie es in der Offenbarung alten und neuen Testamentes enthalten ist, nicht etwa eine rein weltliche Legislation nackter Willkür und momentaner Zweckmäßigkeit, nicht eine unter jedem Gewalthaber sich ändernde, unaufhörlich wechselnde Gesetzgebung, am allerwenigsten aber diejenige Gesetzgebung, welche aus dem „Zeitbewustsein" der Massen hervorgehen soll. Für diesen usus legis, für

diese Handhabung göttlichen Gesetzes in der Welt (im „Staate") forderte unsere evangelische Theologie Gehorsam, aber auch nur für diesen „Gebrauch des Gesetzes", und für denselben um des Evangeliums willen, mithin in genaueste Uebereinstimmung mit den apostolischen Vorschriften, strengen Gehorsam Seitens der Unterthanen.

Wenn die sogenannte Obrigkeit selbst das Recht bricht, das Eigentum, den Besitz durch Usurpation verletzt, so ist von Seiten der Vergewaltigten und widerrechtlich Unterworfenen zwar noch ein Gehorsam möglich, aber dieser Gehorsam ist ganz anderer Art als der von den Aposteln geforderte Gehorsam. Es wird derselbe nicht mehr um des Gewißens, um des Herrn willen geleistet, und kann in dieser Weise gar nicht geleistet werden; er wird nur aus Furcht vor der rohen Gewalt, er wird aus Furcht vor Schaden geleistet, und ist nichts weniger als eine Heiligungsäußerung — er ist ein Ergebnis der weltlichen Vorsicht, der Klugheit, oder ein Sich-Fügen in das Unvermeidliche. Letzteres kann dann gleichwol, aber aus einem von dem hier festgehaltenen Gesichtspunkte total verschiedenen Gesichtspunkte wiederum eine Heiligungsäußerung werden, nämlich in so fern, als man in der unrechtmäßig aufgedrungenen sogenannten Obrigkeit ein Strafgericht Gottes anerkennt, welches man als wolverdient durch die eigene Sünde auf sich nimmt; der Gehorsam wird in diesem Falle zur Bußübung. In den Zeiten der französisch-westphälischen Herschaft ist in Hessen, Hanover u. s. w. der dieser Usurpation zu leistende Gehorsam

wenn auch nicht überall, doch in ziemlich weiten Kreißen aus diesem Gesichtspunkte angesehen worden. Ob die italienischen Fürsten und Völkerschaften das, was gegen sie jetzt geschehen ist, auch so ansehen, mag sehr zweifelhaft sein. Es kann immerhin sein, daß der unklare Gedanke der unità Italiens bei einer nicht unbeträchtlichen Menge des halbgebildeten Volkes stark genug wäre, um nicht allein gegen diese Vergewaltigungen gleichgültig zu sein, sondern dieselben sogar für ein Glück zu halten — was freilich eine der albernsten Teuschungen sein würde, mit denen jemals Völker sich selbst betrogen hätten. Uebrigens fehlt es aber auch der katholischen Kirche an eindringendem Verständnis für diese Dinge, und in den Allocutionen des Papstes hat man von denselben kaum einen fernen Anklang vernommen. Auch das, immerhin bedauernswerte aber doch um seiner Sünden willen geschlagene Volk der Polen scheint es zu einer Einsicht in die göttliche Weltordnung — zur Anerkennung seines allerdings schweren Geschickes als eines Strafgerichtes Gottes — nicht bringen zu können, wiewol von mehreren seiner Priester der Emigration (in Paris) ein wiederholter und sehr energischer Ruf zur Buße an dasselbe ergangen ist. Bevor wir aber nicht das Gericht Gottes, welches über uns ergeht, als ein verdientes anerkennen und auf uns nehmen, nimmt Gott das Gericht nicht von uns. Das gilt von den Individuen wie von den Völkern.

Druck von Joh. Aug. Koch in Marburg.


Stanford University Libraries
3 6105 121 186 675

